902
363
v. 2
1-2

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands und Dänemarks ist der erste Jahrgang des

Freihafens

vollständig zu haben. Außer den Correspondenz- und Literaturblättern enthalten die erschienenen vier Quartalhefte folgende größere Aufsätze, Reisen, Novellen u. s. w.

Scheidewege, von K. A. Varnhagen von Ense.
Excommunication, v. H. Koenig.
Geistliche Antiphonien, von Carl Rosenkranz.
Fragmente zur Geschichte des Erdlebens von C. G. Carus.
Gedichte aus den Bergen von Dr. Mises.
Von Pillnitz bis Sonnenstein, von H. Koenig.
Louise, Herzogin von Bourbon, von K. A. Varnhagen von Ense.
Die eigentliche Weltstellung des Islams, von C. Rosenkranz.
Die Zerstörung Jerusalems, von M. Veit.
Niebuhriana.
Vergängliches und Bleibendes im Christenthum, von Dr. Strauß.
Streifzüge durch Belgien, von Dr. Th. Mügge.
Zur Jugendgeschichte der Königin Sophia Charlotte von Preußen, von Dr. Guhrauer.
Vernunft und Leidenschaft. Novelle von Fr. v. W.
Liebes-Duett. Elegien von F. Gustav Kühne.
Die Höhle von Antiparos, von Semilasso in Griechenland.
Zum Gedächtniß Adelbert's von Chamisso, von Varnhagen von Ense.
Der neue Hyacinth. Novelle von Fr. v. Heyden.
Shakespeare als verlorener Sohn, von H. Koenig.
Goethe's Verhältniß zur Tonkunst, von Dr. Kahlert.
Ungedruckte Beiträge zu Lessings Werken.

Dieser reiche und interessante Inhalt hat für den Freihafen eine so allgemeine Theilnahme in Deutschland und den angrenzenden Ländern erweckt, daß diese ausgezeichnete Vierteljahrsschrift bereits zu den verbreitetsten Organen der Oeffentlichkeit gehört, und fortfahren wird, die wichtigsten Beiträge für die Interessen der Gegenwart zu liefern.

Digitized by Google

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Der Freihafen wird auch im Jahre 1839 in unveränderter Art und Form wie bisher fortbestehen. Die Herausgeber haben es sich aber angelegen sein lassen, durch einen erweiterten Kreis von Mitarbeitern inskünftige noch mannigfaltigere Darstellungen heutiger Lebens- und Meinungszustände zu gewinnen. Uebersehen wir den von uns angestellten Versuch, einen Theil der laufenden deutschen Literatur zu einer, wenn auch gewissermaßen unabsichtlichen, doch charakteristischen Gruppe zu vereinigen, zu einer Gruppe, die in ihrer bestimmten Art ein lebendiges Abbild sei von dem Gesammtbilde gegenwärtiger Geistesbewegung und Gesittung, und deren einzelne Züge bedingt werden von der allgemeinen Physiognomie der Zeit, aber auch ergänzend wieder in dieselbe zurücklaufen: bedenken wir dies Ziel und die Mittel, dasselbe auf die würdigste Weise zu erreichen, so bestätigt sich uns wenigstens die Form, in die wir unser Streben gekleidet haben, als eine geeignete und hoffnunggebende zur Verwirklichung eines solchen Zweckes. In dieser Form fortzuwirken, fühlen wir uns um so mehr angespornt, wenn wir den Gegensatz ins Auge fassen, welchen das in ähnlicher Art erscheinende Cotta'sche Journal, das sich vorzugsweise die deutsche Vierteljahrschrift nennt, den Arbeiten des Freihafens gegenüber mit einer muthwillig herbeigezogenen Polemik geltend machte. Wenn wir in der Form unserer Mittheilungen meistentheils den entgegengesetzten Weg einschlagen, wie die deutsche Vierteljahrschrift, welche, mit einer überwiegend materialistischen Richtung, vorzüglich schul- und kathedermäßige Abhandlungen liefert, und oft aus einem veralteten Standpuncte, den die Wissenschaft selbst bereits glücklicher überwunden hat: so verdienen wir dadurch hoffentlich den bittern Tadel nicht, welchen die Augsburger Allgemeine Zeitung, als Anwalt für

(RECAP) 6902 .363 v.1-2 pt.1-2
65932
Digitized by Google

die Cotta'sche Vierteljahrschrift auftretend, so freigebig an uns verschwendete.

Der Freihafen wird fortfahren, in seinen Mittheilungen mehr vom Leben selbst auszugehen, und sich durch die Erscheinungen und Anlässe der Zeit lieber zu Darstellungen, als zu Abhandlungen anregen zu lassen, wobei er selbst die anscheinend zufällige, heitere und bunte Form, wenn sie nur den wahren und beabsichtigten Gehalt in sich trägt, nicht verschmähen wird: selbst auf die Gefahr hin, in Stuttgart bloß für eine Nachahmung der französischen Revue's zu gelten, was, nach Allem zu schließen, dort ein großes Verbrechen sein muß! Die Cotta'sche Vierteljahrschrift vergleicht sich dagegen in den selbstgefälligen Stoßseufzern, die sie gegen uns ausgeschickt hat, mit den Englischen Reviews, und dies wäre allerdings ein Ziel, „des Schweißes der Edlen werth." Wer aber jemals mit der Eigenthümlichkeit der Englischen Reviews sich vertraut gemacht hat, der kann wohl nur lächeln, wenn er diesen großartigen Organen der Oeffentlichkeit gegenüber daran denken muß, daß in Schwaben eine deutsche Vierteljahrschrift existirt! Die Englischen Reviews zeichnen sich vor allen Dingen dadurch aus, daß sie, von den freien Bewegungen einer großen Nationalität getragen, eine bestimmte und charaktervolle Stellung zu den Fragen der Gegenwart einnehmen, und in ihrer publizistischen Wirksamkeit aus einer Einheit des Strebens hervorgehen, die in Deutschland unter den heutigen Verhältnissen völlig unerreichbar ist. Die Cotta'sche Vierteljahrschrift dagegen gleicht in ihrer Zusammensetzung mehr einem solchen Trost-, Noth- und Hülfs-Büchlein, wie man dieselben schon früher in Deutschland von dem wohlseligen Mildheim und Andern gehabt hat, und worin hier ein Stückchen für den Oekonomen, dort ein Stückchen unschädliche Landpredigertheologie, hier Etwas für Diejenigen, welche gerade am Holzmangel leiden (und die Winter sind jetzt sehr strenge); dort etwas Rococo-Diplomatie von dem Legationsrath Kölle, der genau weiß, wo die besten Austern in Paris zu haben sind; hier, schaun Sie, noch ein übriggebliebenes Stückchen aus der ägyptischen Finsterniß, über das die großen Alterthumsforscher X. und Y. Betrachtungen anstellen; und dort, ach dort, ein wässeriges Blutströpfchen aus dem kritischen Schweißtuch des stuttgarter Literaturblattes, — und dergleichen schöne Sachen mehr zu finden sind. Will aber die deutsche Vierteljahrschrift durchaus englisch sein, und soll dem Freihafen dagegen die französirende Rolle schlechterdings zugetheilt bleiben, so ist doch nicht abzusehen, warum zwischen England und Frankreich durchaus Krieg bestehen soll, worauf man sich, wie wir glauben, nach der gegenwärtigen Constellation nicht die geringste Rechnung machen kann. Thun wir darum auch im Kleinen, was im Großen geschieht. Mäßigen Sie deshalb, liebes Cotta'sches England,

Digitized by Google

Ihren großbritannisch-schwäbischen Nationalstolz, und reichen Sie unserm schönen Frankreich die Friedenshand! Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt.

Wir selbst sind weit entfernt, diejenigen Leistungen, die in der Cotta'schen Vierteljahrschrift wirklich ausgezeichnet sind, zu verkennen, und haben dies, wie es Schuldigkeit in der Literatur ist, schon mehrfach ausgesprochen. Vergleicht aber Jemand seinen Hammel mit einem Löwen, so läuft er Gefahr, daß man am Ende auch den ehrlichen deutschen Hammel nicht mehr so hoch achtet als er es wohl verdient und daß seine Wolle im Preise sinkt. Wenn die Cotta'sche Vierteljahrschrift mitten auf dem Markt der Allgemeinen Zeitung an ihre Brust geschlagen, und wie der Pharisäer ausgerufen hat: „ich danke Dir, lieber Gott, daß ich nicht bin wie der Freihafen, denn ich bin englisch und er ist französisch!" — so sollte sie doch ein Einsehen haben, daß durch solche Taktik keine wahre und würdige Geltung erworben werden kann, und man sollte jenem gewiß unberufenen, aber auf die schamloseste Weise diensteifrigen Knecht in der Allgemeinen Zeitung Schweigen auferlegen, damit er nicht durch seine unanständigen und in der genommenen persönlichen Beziehung durchaus ungerechten und niedrigen Angriffe, deren Ton an die gemeinsten Pöbelherbergen der Tagesliteratur erinnerte, diese Zeitung ferner verunehre, die ja schon auf anderer Seite bei der gekniffenen und zweideutigen Stellung, welche sie jetzt in der Tagespolitik einnimmt, genug zu thun haben wird, um sich die bisherige Achtung des Publikums fortzuerhalten. Wir bedauern es ernstlich, zu dieser Polemik, muthwilliger Weise, wie wir wiederholen müssen, herausgefordert zu sein, hielten es aber für nöthig, dieser Sache die richtige Beleuchtung nicht vorzuenthalten. Künftig denken wir in unserm Bestreben, die wohlthuenderen und positiven Elemente des deutschen literarischen Lebens vorwalten zu lassen, nicht weiter gestört zu werden, und hoffen dies in unserm neuen Jahrgange, so viel es möglich ist, nach Kräften zu bethätigen.

Die Redaction des Freihafens.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniſs.

I. Adelbert von Chamiſſo und Roſa Maria. Ein Briefwechſel. (Mitgetheilt von Roſa Maria). . . . . S. 1

II. Bericht über das Unterrichtsweſen der Jeſuiten in Freiburg. Von Th. Mundt. . . . . = 29

III. Die Sylphide. Nach dem Ruſſiſchen. Von K. A. Varnhagen von Enſe. . . = 73

IV. Der Seher des Todes. Ein Sittenbild von E. Willkomm. . . . . = 110

V. Vorgänge und Zuſtände der Schweiz. Zweiter und dritter Artikel. . . . . = 152

VI. Phyſiognomik der Erdfläche. Von C. G. Carus. . . . . = 168

VII. Literaturblätter.

Briefe über die Literatur in Oeſterreich im Jahre 1838. Von Stephan Thurm. . . . . = 198

Bücherschau. (1. Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation, von Diesterweg. 2. Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik, von Diesterweg. 3. Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit, von Ellendorf. 4. Thomas Becket. Epistel an Görres, von Ellendorf. 5. Novus codex diplomaticus brandenburgensis, von Riedel. 6. Die Pilger der Elbe, von L. Mühlbach. 7. Novellen und Skizzen von Th. Mügge. 8. Reise in Neugriechenland, von Friedrichsthal.) . . . . . S. 245

VIII. Correspondenzblätter.

Leben und Kunst in Schlesien = 259

II.

Adelbert von Chamisso und Rosa Maria.

(Mitgetheilt von Rosa-Maria.)

Wohl ist mir deine Huldigung und Liebe
Ein reicher Schmuck geworden, der mich freut,
Und den ich darum gern der Welt auch zeige.

Rosa Maria an Eduard Hitzig.

Hamburg, September 1838.

Sehr erfreut haben Sie uns, verehrter Freund, durch Ihr gütiges Zeichen des Andenkens, indem Sie uns Herrn Dr. B. zuwiesen. Nur war der freundliche Brief, den er uns von Ihnen überbrachte, für die rege Theilnahme, die wir für Sie hegen, zu kurz. Wir haben zwar manchmal durch Freunde und auch durch öffentliche Blätter Erfreuliches von Ihnen vernommen, wodurch wir bei Ihnen die schöne und rege Geistes- und Lebensthätigkeit voraussetzen konnten, die wir an Ihnen gewohnt sind, und an Freunden diese stets anhaltend wahrzunehmen, gewährt stets Beruhigung und Trost, wenn wir sehn, wie viel wir schon im Leben wieder verlieren müssen, was uns als hohes Gut beglückte! — Tief erschüttert hat mich die

Nachricht von dem Tode unsers Chamisso. Ich wußte wohl, daß er mitunter leidend war, aber nichts von seiner lebensgefährlichen Erkrankung, und so erfuhr ich plötzlich durch die Zeitung seinen Tod, auf den ich keineswegs schon gefaßt war. In ihm ist mir wieder Einer geschieden, an den sich mir so schöne und theure Erinnerungen knüpfen! Unsere Freundschaft bestand in ungetrübter Lauterkeit seit dreißig Jahren, aber dennoch ist es allzu frühe, daß der theure Freund, dieser herrliche edle Mensch, uns schon entrissen wurde! Ich dachte seiner sehr oft, bei Vielem war er mir gegenwärtig, und auch für die Folge war mir sein Dasein beziehungsreich. Ich erwähnte seiner oft im Gespräch gegen Freunde, seine leuchtende Dichtergestalt erfüllte mich mit Freude, seine glücklichen Erfolge mit dem lebhaftesten Antheil. Der Gedanke, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wissen, nie ihn wiedersehn zu können, erfüllt mich mit Wehmuth und Trauer, und macht mich um eine theure und schöne Hoffnung ärmer. Sie haben gewiß bei seinem Tode auch an mich gedacht, wie ich gleich an Sie; ich weiß, welch' innige Freundschaft Sie gegenseitig verband. Es werden überhaupt Viele, die mich kennen, bei seinem Tode auch an mich und meinen Schmerz gedacht haben! —

Große Freude hat mir immer die Anerkennung gemacht, die unserm Freunde im Leben zu Theil geworden ist. Als Mensch, als Dichter hat er allgemeine Hochschätzung genossen, und der Glanz seines Ruhmes wird ihm wie eine schöne Abendröthe nach untergegangener Sonne noch lange nachleuchten. Neid und Feindseligkeit mochten ihm nichts anhaben. Was Börne von Jean Paul

ſagte: nie habe die Kritik gewagt, ſich ihm in Hohn und Haß zu nahen, kann man auch von unſerm Chamiſſo ſagen, der unverkümmert des Ruhmes genoß, einer unſerer erſten Dichter und einer der edelſten Menſchen zu ſein.

An Gedichten haben wir wohl keinen reichen Nachlaß von ihm zu hoffen, vielleicht aber an wiſſenſchaftlichen Aufſätzen und Briefſchaften. Man wird von vielen Seiten die Veröffentlichung derſelben verlangen, und das mit Recht, ſie gehören wie er ſelbſt der Welt an. Eine geſchickte und treue Hand wird ſchon zu ordnen und das Rechte zu geben wiſſen, wo es Rückſichten gegen noch Lebende gilt. Das Begehren nach Mittheilungen aus dem Leben berühmter und bedeutender Menſchen, die Begierde, mit welcher ſolche aufgenommen und geleſen werden, *ſcheint aus einem* tiefen Bedürfniß unſerer Zeit hervorzugehn; ſei es nun, um zum Behufe ernſter Betrachtung Vergleiche zwiſchen Vergangenem und Gegenwärtigem anzuſtellen, ſei es ein tieferes Forſchen nach Wahrheit oder die Begierde, Belehrung und Troſt daraus zu ſchöpfen, oder ſei es, daß ſolche Mittheilungen friſch aus der Quelle geſchöpft, etwas beſonders Lebendiges und Anziehendes haben; es wird immer eifriger danach verlangt und geſucht. Unſer Freund kann in der Meinung der Welt nur gewinnen durch offene Darlegung ſeines ſchönen reinen poetiſchen Lebens, und dieſes kann nur zu Freude, Erweckung und Troſt der Hinterbliebenen gereichen, da nach meiner Anſicht ſein Leben auch ein glückliches zu nennen war. Freundſchaft, Liebe, Ehe- und Vaterglück, Dichterruhm und Ehre, heitrer ſelbſtgewählter Beruf,

schöne Erfolge seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, glückliches Ueberwinden aller Hemmungen geistiger Entfaltung, und bei allem diesen eine günstige ökonomische Lage, welch' ein Verein von Gütern wurde ihm, die alle zugleich wir nur wenigen Menschen zugetheilt sehn, Güter, die ihm nicht blos als blindes Glück zufielen, die er sich vielmehr selbst, durch sich selber erworben hat. Er tritt uns zwar aus seinen Werken selbst so liebenswürdig, edel und eigenthümlich entgegen, daß man schon ein treues Bild von ihm dadurch empfängt, aber dennoch wird eine von anderer Hand mit Liebe und rechtem Verständniß entworfene Schilderung seiner Persönlichkeit, seines Lebens und Wirkens nicht nur willkommen, ja nothwendig sein. Das Bild seiner äussern Erscheinung wird durch verschiedene Zeiten seines Lebens bedingt, kann sich daher nicht immer gleich sein, und muß nach der Weise geschickter Maler den längeren günstigen Perioden seines Lebens entnommen werden, um treu und zufriedenstellend hervorzutreten. Die Zeit seiner frühen Jugend, da er Lieutenant in Preußischen Diensten, und der Mann noch unentwickelt und im Werden war, gewährt kein vortheilhaftes Bild von ihm. Die knappe Uniform und der lange Zopf waren ihm unbequem und müssen ein Mißverhältniß zu der Größe seiner Gestalt hervorgebracht und ihm übel gelassen haben; er mußte in dem ihm nicht Gemäßen steif und ungelenk erscheinen, wozu die erst beginnende Uebung im Sprechen der deutschen Sprache, eine für einen Franzosen immer harte Arbeit, noch das Ihrige beigetragen haben mag. Noch weniger mag ich ihn geschildert sehn in den letzten Jahren seines Lebens und seiner Kränklich-

Digitized by Google

keit, mit weiſſem Haar, gebeugt, ärgerlich und verſtimmt, „ſich langſam zu Tode huſtend.“ So habe ich ihn nie geſehen in dem langen Zeitraume unſerer Bekanntſchaft, in dem ich doch oft mit ihm zuſammentraf. Unſer Chamiſſo war in ſeinen guten und geſunden Tagen, und folglich den bei weitem größten Theil ſeines Lebens hindurch, ein ganz Anderer. Ich ſah ihn in Hamburg, auch noch in den Tagen ſeiner Jugend, er trug eine elegante polniſche Kurtka mit Schnüren beſetzt, ging mit ſchwarzem natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm ſehr wohl ſtand, und nebſt einem kleinen Schnurbart ſeinem geiſtreichen Geſicht voll Ernſt und Güte, ſeinen ſchönen ſprechenden Augen voll Treue und Klugheit einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh, ſo daß er als eine angenehme Erſcheinung auffiel, und Bekannte von mir ſich erkundigten, wer der ſchöne Mann geweſen ſei, mit dem man mich auf der Straße hatte gehn ſehn. Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbtheil ſeiner franzöſiſchen Abkunft die manchmal einen Anſtrich von Steifheit hatte, weil ſie ächt altritterlich war, ſich im Ganzen aber ſehr gut in ihm machte, ſo daß man ſich in alte Zeit verſetzend, ihn ſich gern als edeln Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen. Aus dieſer Altritterlichkeit mag auch ſpäter die von Einigen getadelte Weiſe, die Frauenliebe in allzu demüthigem Magdthum darzuſtellen, einerſeits bei ihm hervorgegangen ſein, denn andrerſeits wußte er auch ritterlich die Frauen als Herrinnen zu verehren und zu preiſen. Auch wo ſie ihm im Leben in erhöhter Bedeutſamkeit und ausgezeichneter Geiſtesrichtung begegneten, wußte er ſie anzuerkennen;

Digitized by Google

diesen trat er gern näher und wußte sich ihnen theuer zu machen, wie dieß seine Verhältnisse zu Frau von Staël, Helmine von Chezy, Md. Recamier, und vieler andern nicht zu gedenken, hinlänglich beweisen. Mit seinem liebenden Gemüth, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse, bald mit Ernst und Gefühl, bald mit Witz und Humor, immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß, an sich war es jedoch vortrefflich, und die Unterhaltung mit ihm immer angenehm und interessant. Ich mochte ihn am liebsten deutsch sprechen hören, obgleich sein Französisch auch vorzüglich war. Alle diese liebenswürdigen Eigenschaften, seine Innigkeit und Treue, Verstand und Güte, gaben sich bald in seinem Wesen kund, man mußte ihn bald lieb haben, ihm volles Vertrauen schenken. Diesen Eindruck machte seine Erscheinung gleich beim Beginn unserer Bekanntschaft auch auf mich. Es war im Oktober des Jahres 1807, als er mit meinem Bruder nach Hamburg kam, und ich ihn zuerst persönlich kennen lernte. Mein Bruder hatte oft mit begeisterter Liebe von seinem Freunde Chamisso gesprochen, von seinem liebenswürdigen und eigenthümlichen Wesen erzählt, hatte mir und andern Freundinnen manches aus seinen Briefen mitgetheilt, das so schön, so innig, uns entzückte, uns von seinen Gedichten vorgelesen, die wir, als von einem Franzosen herrührend, als besondere Merkwürdigkeit betrachteten, und die, obgleich an Werth und Bedeutung seinen spätern nachstehend, immer zart und tief gefühlt waren, und

unsere Bewunderung erregten. Um so begieriger war ich auf die Bekanntschaft eines so seltenen Mannes. Nie werde ich diese schönen lebenvollen Tage unsers ersten Zusammenseyns vergessen! Er war meinem Bruder durch die innigste Freundschaft verbündet, und das mit einer Wärme und Glut, wie sie in unsern Tagen bei der Jugend seltener Gedeihen in solchem Maße findet; eine Freundschaft, wie auch Sie, verehrter Freund, sie gefühlt und für unsern Chamisso empfunden haben, die unsern Gemüthern tiefes Bedürfniß war, hohe Befriedigung gewährte, zu allem Schönen und Hohen begeisterte, über Weh und Druck jener Zeit empor hob, zu Trost und Zuversicht gereichte, und die bis zur Stunde unser Leben verherrlicht hat. Auch Sie gehörten in enger Verbrüderung diesem Bunde an, der eine große Zahl der edelsten, begabtesten jungen Männer umschloß, von denen nun schon manche heimgegangen sind, manche aber noch eine hohe und schöne Stellung zur Welt und Literatur einnehmen. Als einen so innigen Freund meines Bruders nannte ich ihn auch Bruder, er mich Schwester, zu großer Verwunderung mancher Menschen, die ein solches Verhältniß zwischen einem jungen Mädchen und jungen Manne, die anderweitig noch gar nicht gefesselt waren, nicht für möglich hielten, und meinten, ein anderes Verhältniß müsse sich dahinter verbergen, oder später daraus entwickeln. Bei allem tiefen Erkennen meines Freundes, bei der innigen Hochschätzung seiner vielen Vorzüge, bei dem unbegrenztesten Vertrauen hatte ich doch nie ein anderes Gefühl als das der ruhigsten Freundschaft für ihn, und daher, glaube ich, ist mein Urtheil über ihn immer unbefangen und sich

gleich geblieben. Dieß schöne innige Verhältniß, meine Liebe und Verehrung des theuern Mannes, hat sich mir treu und fest mein ganzes Leben hindurch erhalten, wie auch er mir liebend und brüderlich zugethan blieb; es hat sich bei jedesmaligem Wiedersehn immer nur erhöht und mehr befestigt, war mir eine Quelle reichen Glücks, und wird mir bis zum letzten Lebenshauche beim Rückblick auf mein vergangenes Leben als seiner der hellsten und tröstlichsten Lichtpunkte desselben erscheinen.

Zu vollständigerer Bezeichnung dieses beglückenden Verhältnisses und zur Bestätigung des Vorstehenden mögen hier einige Briefe folgen, die auch in anderweitiger Beziehung Anlaß zu mannichfaltigen Betrachtungen geben.

Adelbert von Chamisso an Rosa Maria.

1.

Paris 8. April 1810.

Ich fühlte ein so inniges unendliches Sehnen nach Worten der lieben Freundin, und nun hab' ich schon so viel Zeit vergehen lassen, bevor ich sie erwiedere. Nehmen Sie noch heute mit wenigen Zeilen verlieb — wir Männer sind plump, ungeschickt im Schreiben — ich hoffte täglich etwas Ihnen melden zu können, und habe noch heute nichts, was ich melden könnte. — Aus dem Lehramte wird nichts, weil es Anfangs nicht hat werden wollen,

weil ich selber nun nicht sehr kräftig will, daß etwas daraus werde. Die Stelle, zu der ich berufen war, ward, indeß ich kam, aufgehoben, und ich habe nur dadurch Rechte geltend zu machen. — Ich bin, und werde indessen wie jeder, der sich hier herum treibt, mit allerlei Hoffnungen, — sehr leere windige Speise, gespeist; geberde mich indessen wie ein Reisender, und nehme es eben nicht schwer mit meinem Leben und der Welt. — Ich rechne auch auf nichts. Würde mir irgend eine gute Stelle zugeschanzt, wie es doch leicht kommen kann, würde es vielleicht auch nicht sehr rathsam sein, sehr darauf zu bauen, und ich würde es gewiß auch nicht, so lang ich allein für mich sie brauchte. —

Lafoye ist hier gewesen, und ich erwarte ihn wieder heute, — ich beneid ihm, oder vielmehr gönne ihm sein Glück, — er liebt und heirathet, und muß, harten Kampfes, es mit der Welt, der Familie und allem aufnehmen; er weiß, was er durchzuführen hat. Er muß auch um Anstellung sich bewerben, meine Hoffnung geht auf eine mit ihm gemeinsame Ansiedlung; es könnte so eine schöne Zukunft sich mir noch gestalten, und was ich bei Ihnen, in Ihrem lieben Hamburg gefühlt und im Herzen getragen, fühl' ich und trag ich noch im Herzen. Ich bin aber so müde, daß ich mein Leben vielleicht für einen bloßen Traum ansehe.

Es läßt sich hier in Paris sehr deutsch leben, — nagt nicht überall, wie hier, derselbe politische Aerger tief im tiefen Herzen? und müßte man nicht überall darüber zu Grunde gehen, wenn man sich dem ergeben wollte: — nähme es überhand, würd ich mich als Einsiedler in einem

Thale der Alpen verstecken; und muß ich Verzicht leisten, — geschieht wohl einst ein Aehnliches. — Es sind hier viele Deutsche, auch die Enkelin der Karschin, geborene Klenke, gewesene v. Hastfer, jetzige Chezy — eine alte Bekanntschaft, die ich mit vieler Freude erneuert. Ich habe Antheil an einer literarischen Unternehmung von ihr genommen, und arbeite mit ihr. Doch hat ein Reisender zu Arbeiten karg zugemessene Stunden inmitten dem Strudel dieser ungeheuern Stadt, — davon wird es wohl kommen, daß wir uns einst auch unterhalten. — Ich bin hier noch keineswegs eingerichtet, da ich noch nicht weiß, was aus mir wird, sondern ein Gast eines Gastes bei meinem Bruder. — Was wird aus meinem Preußen, was wird aus mir, was wird aus Ihnen, liebe Gute? — Von Karl hab ich hier einen Brief aus seiner Garnison über Berlin erhalten, und habe ihn nicht beantwortet, ich mag und kann so nicht schreiben, grüßen Sie ihn doch sehr von mir. Lafoye hat ihn in Wien gesehen und mir vieles von ihm erzählt.

Grüßen Sie innig Fanny, mich hat sehr gefreut, daß sie sich Ihnen wieder genähert. Wo Liebe erkannt wird, Liebe, lassen Sie Aerger doch nur, kann ihm überhaupt nicht ganz gewährt werden, blos als Schatten einer Wolke vorüber ziehn. Grüßen Sie innig meine treffliche Freundin, und wiederholen Sie ihr, wie sehr ich mich mit ihr gefreut. Lassen Sie, die meiner noch gedenken, in Ihrer vielgeliebten Stadt, meiner erfahren und zärtlich von mir gegrüßt sein, es sind der Guten so viele — Sie, Röslein, bleiben Sie meine alte Freundin. Ich sende dieß Blatt also und mag es nicht wieder lesen aus Furcht,

es zu zerreißen, es wird Ihnen doch mindestens sagen, daß ich Sie innig liebe, und Ihrer gedenke.

Adelbert.

2.

Paris, 24. Juni 1810.

Die Erde grünte noch nicht, als ich an meine gute Schwester schrieb, und nun ich wieder schreibe, steiget schon die Sonne hoch am Mittage des Jahres; es ist nicht recht, nicht gut, und ich schüttle den Kopf über mich selber. — Aber, gute Rosa, warum haben Sie mir auch nicht geschrieben? Wie gehts Ihnen, wie leben Sie? Wir wollen uns doch brüderlich treu die Hände reichen, wenn auch aus meinem Hiersein und hiesigen Leben nichts zu sprießen vermag, das uns näher bringen könnte. — Ich habe nie weniger mit dem alten grämlichen Wirthe, dem Schicksale, gerechnet, als eben jetzt. Ich rede kaum mit mir davon, aus Furcht, mich zu belügen. Wird mir unter meinen grauenden Haaren manchmal bange, will ichs doch nicht Wort haben und lebe, als wär es aus Begeisterung. — Anstellungen scheinen wenig an mich zu denken, ich lebe auf meinem Kämmerlein, ich bin ganz im großen Ocean untergetaucht, ich weiß von niemanden, und keiner weiß von mir, ein Paar Menschen genügen mir, und ich habe Arbeit. Sie wissen von der Uebersetzung der dramatischen Vorlesungen Schlegels. Ich werde vermuthlich nächstens den in Chaumont an der Loire besuchen, um mit ihm daran zu arbeiten. Unterdessen

arbeit' ich mit Harscher, (Bruder unsers ältern Freundes, jetzt in der Schweiz) und mit Helmina Chezy, welche jedoch jetzt auf dem Lande lebt. Ein Wort über diese, meine Freundin. Sie werden sie vielleicht einst kennen lernen. Ihr ganzes Leben, das sie mehr aus Begeisterung als nach klugem Plane gelebt, ist eine lange Kette von Mißgeschicken, die sie jedoch mit Muth ertragen. Sie ist gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder, und eigentlich keinen Mann mehr. Die Buben sind wahre Raphaelische Engel, mit goldnen Locken und blauen Augen; sie bändigt sie schlecht, sie liebt sie unendlich; sie denkt den einen nicht zu überleben, dessen Leben sie in der Wurzel angegriffen glaubt. Sie ist ganz ungelehrt, nur liederreich, doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu schreiben. (Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters von Fr. Schlegel II.) Die Euryanthe ist von ihr, und manches was man nicht weiß. Sie kömmt auf dem ungelehrtesten Wege zu dem gelehrtesten Zeug, so würde sie bei Gelegenheit wohl Persisch lernen, und weiß schon viel davon aus ältern Zeiten. Sie verabscheut Paris und Frankreich, und wird wohl nach Deutschland zurücke kehren. Sie denkt nach Wien, und ich rathe ihr nach Norddeutschland, da sie ihrem Wesen und ihrer Religion nach eine Norddeutsche ist. Ich wünschte, sie begegnete Ihnen, Sie würden in dem Obigen manche ihrer Züge, und nichts von ihrer Physiognomie wieder erkennen. Ob Sie sich wechselseitig anziehen werden, weiß ich nicht zu beurtheilen. — Ich werde Ihnen ein Blättchen an Karl beilegen, ich kann jetzt keine Briefe schreiben, und will doch den alten Freunden

die Hand reichen. Sagen Sie mir, wie sein jetziges Leben Ihnen erscheint, und ob Sie Freude an ihm erleben. Ich gewöhne mich noch an die Idee nicht, daß er Wurzel gefaßt haben könnte; ich bin nach meiner Natur viel Wurzelreicher als er, und kann doch keine in keinem Boden schlagen. Ich sehe die Schweiz, Italien, Deutschland vor mir, ich plage, quäle, sehne mich vielfach, und fühle, daß ich ein Norddeutscher doch bin, — ich bitt' Euch, liebe Schwester, schreibt mir doch; Eure heitre Ruhe, Klarheit und Festigkeit ist mir sehr heilsam.

Soll man fremd auf der Erde bleiben, ist doch Paris ein herrlicher Ort. In Ecclesia pressa läßt sich ein sehr hübsches und inniges Leben dort einrichten, die kleinlichen Quälereien, Klatschereien und Bedingungen aller Art, die wie Nadeln, alltägiger und peinlicher verwunden als Spieße, fallen im großen Strudel ganz weg. Uebrigens verweis ich Sie über Paris, dessen Charakter, Größe, Schätze, Herrlichkeiten, an alle Bücher; ein Brief soll füglicher ein Abbild der Stimmung als eine objective Abhandlung sein, zu der ich ohnehin nicht Zeit hätte. Was den großen Aerger anbetrifft, den, wer Höheres begehrt und sucht, überall doch antrifft, gilt doch jetzt überall das französische Volkslied:

Dans ce siècle de lumières,
De talens et de vertus,
Heureux, qui ne parle guère
Et qui n'en pense pas plus.

Sie wissen meine innige, vielseitige Neigung zu aller Volkspoesie, ich sammle französische Volkslieder und habe den Wunsch, einst etwas damit anzufangen. Hier hab ich

auch zur Erholung von der Arbeit manche Lieder gesungen. — Deutsche Bücher sind selten, sind aber viel werther, wenn man sie erjagt. Was man hat, theilt man sich gern und wechselseitig ab. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Uebersetzungen der Klotilde de Surville abschriftlich mittheilen wollten. Leben Sie wohl, meine theure, gute Schwester, Ihnen mag ich gern auftragen, mich in blühendem Angedenken in Ihrer mir theuern Stadt Hamburg zu erhalten. Dr. Julius, Kerner, Neander, Lüders, Gurlitt. Leben Sie wohl und vergessen Sie meiner nicht ganz. Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau Mutter.

Adelbert.

3.

Napoleon, 10. October 1810.

Liebe Rosa, ich wende mich zu Ihnen mit unveränderter Bruderliebe, mag das Leben seine Wellen schlagen, indem es hinab rinnt; dieses Gefühl steht in meinem Herzen fest. Die Feder kann das Leben nicht verfolgen in allen seinen Krümmungen, sind ich Sie einst wieder, wie ich's hoffen will, werd' ich Ihnen gern erzählen und die Bahnen beschreiben, auf die ich geführt worden, Leid und Freud empfindend, wie es das Loos ist derer, die nicht ganz in fühlloser Gemeinheit stecken. Jetzt ist es mir wohlthuender, einige Accorde aus meinem Leben zu greifen, als eben deren Melodie abzuleiern. Ich will Ihnen, Liebe, nur einen innigen Gruß zusenden, ein Händedruck. —

nur

Bald müde, bald gereizt durch neue Gegenstände, die doch jetzt schön sein müssen, um mich Verwöhnten noch zu fesseln, wandle ich meinen Weg, und finde mich weit, sehr weit vom Hause, so daß ich es nicht mehr hinter mir, nicht noch vor mir absehen kann, und wo ich eintrete, ist es nur wie eine Schenke am Wege. Ich habe anderer Dasein bald angestoßen und verrückt, bald leise berührt, und habe mich auch in fremder Kräfte Spiel mit zuweilen einflechten lassen; also hab ich mein eigenes Dasein verschiedentlich gefühlt, und ob Schmerz, ob Lust vorwalten, weiß ich nicht zu sagen. Doch recht' ich mit dem Schicksale nicht, da ich doch leben muß. Freilich geht es rasch mit den Jahren hinab, und jedes Ziel scheint mit ihnen zu weichen, aber auch deßhalb will ich nicht murren, weiß ich doch, daß oft nur ein Ziel erscheint, damit ein Gehen, worauf es zuletzt doch ankömmt, statt habe, mit wahrscheinlichem Grunde; und also löf' ich das Räthsel.

Ich bin hier beim Präfekt de la Vendée, Herrn von Barente, à Napoléon. Ihn selbst kenne ich noch kaum; er ist abwesend, und ich erwarte ihn bei ihm. Das Leben hat uns aber zusammen geführt, und ich habe gute Bürgen. Doch könnt ich leicht mit oder auch ohne ihn diesen Ort verlassen, und wenn Sie mir unter dieser Adresse schreiben wollen, ermahne ich Sie es bald zu thun, sonst bleibt immer die Adresse in Paris. Wie Sie mir, liebe Schwester, Ihre Lage schilderten, haben Sie mir nicht angedeutet, was Ihre Ruhe stört und Sie verstimmt. Ich möchte gern inniger, vertrauter um Sie wissen. — Fanny hat mir nicht geantwortet! — Ich schicke Ihnen ein Blatt an Karl mit. Sie werden ihn vielleicht besser zu fassen

wissen als ich. Ist er seit der Zeit, daß ich ohne Berührungen bin, noch in Steinfurt? Ich habe mich sehr ja über Erwartung mit ihm gefreut, er war gut, fest, munter, gesund, liebevoll, und ganz der bessere Alte; sein Kamäleonwesen und seine Flügel muß man ihm lassen, aber Liebe hat er immer, rücksichtslos ohne Weltklugheit, hinreißend liebevoll, so ist er immer, und darum muß man ihn so lieben, wenn man ihn nicht haßt. — Leben Sie recht wohl, liebe Rosa, ich rechne auf Sie, mich den Befreundeten in Ihrem mir so sehr geliebten Hamburg in gutem Angedenken zu erhalten.

4.

Napoleon, Anfang December 1810.

Liebe Rosa, viel theure Freundin! Bei Ihren klaren, ruhigen freundlichen Worten waren in mir alte Zeiten mit ihren Gedanken und Erinnerungen wach, ich war seltsam bewegt, und ich weiß nicht, wie ich meine Worte zu einer gehaltenen Rede fügen soll, um Ihnen in dem Tone zu antworten, den Ihr Brief gebeut. Vor solchem Spiegel seh ich mich schwankend, willenlos, zerrissen, ohne Maaß und Halt wie ohne Kraft, und in solchem düstern chaotischen Bild verlier ich selbst das wenige Gute, das in mir sein mag. Es ist keine Einheit in meinem Leben, ich fasse keinen Plan, ich thue nichts, ich warte, daß es werde, es wird immer nichts. Und dennoch hang ich nicht ganz frei, ich ziehe manchen Anker nach, doch auf dem Sande will keiner fassen. Also laß ich mich leben, also muß ich

mich noch eine Zeit leben lassen, und möge mich etwa der künftige Herbst wieder nach Deutschland zurücke führen, mög ich Hamburg wiedersehn, ich würde Ihnen nichts von meinen Irrsalen verheimlichen. Ich wünsche Ihnen Glück, theuere Freundin, zu dem weisen, bescheidenes Glück verheißenden Plane, den Sie jetzt ausführen*); ich wollte, Sie hätten sich früher ihn auszuführen angeschickt, ich wollte vieles, aber was ich doch nicht will, ist, über Vergangenes also müssig zurücke klagen, denn ich verehre still die Nothwendigkeit, und sie hat an der Vergangenheit ihr unbestrittenes Erbrecht ausgeübt. Die Aufgabe ist, aus dem Jetzt die Zukunft zu gestalten, und es ist die Kunst, die ich nicht besitze. Ich lasse das Schicksal durch seinen Diener, den Zufall, walten.

Ich bitte Sie mit freundlichem Gruße Fanny von mir zu danken, daß sie Ihnen behülflich ist, Gott gebe seinen Seegen, fahren Sie wohl bei Ihrem Unternehmen, und vergessen meiner nicht, denn ich möchte Sie einmal unversehens besuchen, und Sie müssen den alten unveränderten Freund wieder erkennen. —

Der Gedanke, uns in dem Almanache (von Kerner) wieder zu finden, hat mir äusserst wohlgefallen. Ich danke Ihnen für die freundliche Einladung, und so Gott hilft, so werde ich mich mit ein Paar Liedern einfinden. Ich habe aber keine Abschriften bei der Hand, oder weiß nicht, ob nicht schon von Andern darüber disponirt worden. Ich schreibe deshalb, und werde entweder Ihnen, oder direkt nach Heidelberg, wo jetzt die Frau von Chezy ist, was ich

*) Die Begründung einer Erziehungsanstalt.

werde können, einsenden; vielleicht bitt' ich diese auch, ein Liedlein dazu zu geben. — Ist Fouqué nicht eingeladen worden? ich wünschte wohl er erschiene zu diesem Feste, und ich weiß er ist immer gern bereit. — Ich, liebe Rosa, ich dichte nicht mehr; wächst mir nicht einmal ein Lied aus dem Leben selbst, so find' ich gar keine Worte. Ich versuchte die Tage etwas aus dem Altfranzösischen zu übersetzen, was ich Ihnen gerne mit geschickt hätte, und es war mir ganz und gar unmöglich. — Ich habe Uhland selbst in Paris kennen gelernt, und eine ansehnliche Sammlung seiner Gedichte gelesen; darunter auch das Schifflein. Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat: Es giebt sehr vortreffliche Gedichte, die, möcht ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette und was dergleichen mehr ist, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandischen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form. Uhland selbst ist unanscheinlich, und man möchte nicht diese goldne Ader hinter ihm suchen. Kennen Sie: der Knab vom Berg, der Lauf der Welt, den kleinen Roland? Das Schifflein war mir eben nicht sein liebstes Lied. — Ich danke Ihnen sehr, theuere Freundin, für die Nachrichten, die Sie mir von den Freunden und Befreundeten ertheilen. Ich bitte Sie auch wiederum Grüße zu bestellen, Fanny, Lüders, Kerner, Gurlitt. Hamburg ist mir in ungedrübtem, reinem, schönem Angedenken. Ich habe überall der bösen Tage unter den guten viel erlebt, in Hamburg, bei Ihnen, Rosa, heitre und schöne Tage allein, auch heimsuchet meine Sehnsucht gerne

dieſe Stätte. — Mir fällt ein, daß ich erfahren habe, ein Pack Lieder aus dem Fortunatus von mir ſeien für das Vaterländiſche Magazin beſtimmt worden? — —

Ich werde vermuthlich gegen Neujahr nach Paris mit meinem Präfekt (Herr von Barente) reiſen. Ich habe Ihnen wohl noch nichts von ihm geſagt? Er iſt ein Mann von ausgezeichnetem Geiſte, von richtigen, feinen ausgebreiteten Ideen, ſanft von Charakter und Gemüth, es läßt ſich angenehm und leicht mit ihm leben. Er iſt, wie Viele, im Herzen unbefriedigt und nicht glücklich. Ich bin bei ihm als ſein Freund allein, in keinem beſtimmten und feſten Verhältniß, ich lebe nur mit ihm, und auf dem freundſchaftlichſten und gleichſten Fuße, als nur möglich iſt. Sonſt iſt es hier, Gott ſei Dank, wie in der Wüſte, und niemand ſtört die Ruhe und Muße, die ich in meinem eleganten Zimmer genieße. Ich leſe manches franzöſiſche Buch, was mir neu iſt, und habe beſonders meine Luſt am altfranzöſiſchen Volksroman und an den Fabliaux des X—XV. Jahrhunderts gehabt. Ich habe dieſe ſehr leicht und ganz fertig leſen gelernt, und die vier Bände mit großem Genuſſe geleſen. Leben Sie recht wohl, theuere Freundin, und laſſen Sie mich es manchmal hören. Empfehlen Sie mich, ich bitte Sie, Ihrer Frau Mutter.

5.

Napoleon, 24. Februar 1811.

Sie haben mir ſeit langer Zeit keine Nachrichten von ſich gegeben, theuere Roſa, und ich Ihnen nicht von den

meinen. Ich erwartete gerne irgend einen Ruhepunkt des Lebens, um sprechen zu können: hier steh ich, aber der seichte Strom fließt so anhaltend unmerklich fort, so träg und verdeckt, daß man nicht Stand fassen und nicht Aussicht gewinnen kann. Man mühet seine arme Seele vergebens ab, — ein Brief bezeichnet dauerhaft einen Augenblick, und kein Augenblick hat Dauer. Mein letzter Brief war wohl sehr wüst; dieser wird wenigstens noch sehr trübe sein. Die Zweige sterben allmählig ab, und neue sprießen nicht üppig wie die alten waren; man betrauert den wohlempfundenen Verlust, und man weiß von keinem ersetzenden Erwerb; oder aber man lernt ihn erst schätzen, bei den Schmerzen des erneuten Verlustes. Ich werde mehr und mehr nach Deutschland gezogen, mich drückt mehr und mehr die Luft, die ich athme; doch tapp ich im Finstern umher, und lasse bald die Zügel schießen, aus Unmuth die ganze Lenkung dem Zufall überlassend.

Wie geths Ihnen Liebe? Vielen und finstern-Kummer hat mir die letzte politische Veränderung, die Ihre Stadt getroffen hat, verursacht. Was frommen Worte da? der Schmerz ist tief. Mit ihrer Existenz, mit ihrem Wohlstand, wird auch wohl Ihre eigene Wohlfahrt gefährdet worden sein? Liebe Freundin, ich begehre von Ihnen Kunde, die ich zu vernehmen fürchte. Was macht auch Karl, der es auf dieser Erde zu einer so schönen Beweglichkeit gebracht hat? — Sie wissen, daß meine beständige Adresse in Frankreich: **Paris, rue des mauvais garçons** ist. Es verzögert die Briefe nur um einen Posttag.

Ich weiß nicht, ob meinem Wunsche nachgelebt worden ist, betreffend die Einsendung einiger meiner Lieder

für den Almanach von Kerner. Ich schicke Ihnen was ich nur unter der Hand finde, nicht zur unbedingten Aufnahme, sondern zur Prüfung, — werfen Sie's ins Feuer, wenn es in Ihnen keinen Wiederhall findet. Das Lied aber: In den jungen Tagen, das ist so eben geworden, wie ich an Sie schreiben wollte, und es ist Ihr eigenes. Ich möchte, auch Sie ließen die wenigen Töne für einen Brief gelten. Es geht mir seltsam, ich habe Vieles, sehr Vieles, das ich Ihnen gern sagte, und es will in Worten sich nicht recht entwickeln. Erzählungen fallen zu weitschweifig und leer aus, und das eigentliche Leben, wovon sie nur das Gerippe bilden, das drückt sich besser in einem Blicke, in einem Händedrucke als in Worten aus, drum möchte ich Sie auch lieber besuchen als an Sie schreiben. Sie aber, Liebe, lassen Sie mir einige freundliche Worte erschallen, die sind meinem Winter wie schöne Sonnenstrahlen. Holder Frauen Stimme und Freundes Händedruck, das ist des Lebens Licht und Wärme. — Hier bin ich sehr allein, und suche denn auch den Genuß der völligsten Abgeschiedenheit. — Ich wollte an Karl einige Zeilen schreiben, es könnte aber heute nur ein Gruß sein, und den bestellen Sie ihm auch so lieblich und freundlich als ich es selbst nur kann. Schreiben Sie ihm doch, daß er doch nicht versäume, mir durch einige Winke aus der Ferne, — mittelbar oder unmittelbar, nur zu erkennen zu geben, daß er eben für mich noch da ist. Die Menschen sind so gebaut, daß auch was sich von selbst versteht, manchmal gesagt werden muß. — Grüßen Sie alle Befreundeten, die eben noch meiner gedenken, und versichern Sie sie, daß ich keinen vergesse, daß ich in diesen letzten

Zeiten viel, recht viel an Sie gedacht. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und bleiben mir eine treue und gute Schwester.

6.

Coppet, canton de Vaud en Suisse.
19. Mai 1812.

Liebe Rosa, gute Schwester! Sie mögen an mir irre geworden sein, daß auf einen so innigen, so freundlichen, so wackern Brief von Ihnen, ein so langes Stillschweigen von mir erfolgt ist. Hell und verständig und zugleich liebevoll und zart waren Ihre Worte, sie rührten mich tief, ich küßte Ihren Brief, und ich beschloß ihn erst zu beantworten, wenn ich mich dessen würdiger gemacht hätte. Ich hatte erkannt, ich könnte ausser meinem Lande, meiner Sprache, meinem Kreise, ausser Norddeutschland nicht gedeihen, und nur ein elendes Leben führen unter jeder Bedingung. Ich hatte zugleich klar eingesehen, daß um in Eintracht mit mir selber bestehen zu können, ich mich keiner fremden Willkühr als Werkzeug verkaufen dürfte, keinem, meiner Natur fremden Joche fröhnen könne. Viele Betrachtungen, die mich in diesem Gefühle bestärkten, müssen hier weg bleiben. Ich leistete also Verzicht auf alle Cariere, die ich mir wohl in Frankreich bei darauf angestrengt gerichtetem Willen hätte eröffnen können, und beschloß als ein frischer und eifriger Student auf die Universität zu Berlin zu gehen, und da unter kräftigem Studium, unter Anleitung meiner Freunde und mit ihrem Rathe weiter auf Wege und Mittel zu denken, meinem

vorgesteckten Ziele näher zu kommen, dem nämlich mir eine unabhängige, selbstständige, bescheidene, stille Existenz zu verschaffen, die mir zugleich die Möglichkeit zusichere, mich vielleicht einst nach meinem Herzen anzusiedeln und eine Familie zu bilden. Wie ich Ihren Brief erhielt, theuere Freundin, brach ich wirklich auf. Manche, mir zum Theil fremde Rücksichten bestimmten meinen Weg. Der Entwurf war der: Ich mußte zu der Frau von Staël. Ich freute mich, meine stolze Freundin wieder zu begrüßen, ich wollte bei der schön begeisterten Frau einige Wochen verweilen, an ihrem Feuer neue Glut in mir anzünden, dann das Gebirge durchwandern, an dem größten Anblick, den die Natur in unserm Europa gewährt, meinen Sinn erhöhen, und so dann getrost meine Pilgerfahrt nordwärts fortsetzen. Von Berlin aus, Rosa, von Berlin aus wollt' ich Ihnen erst mit freudigem, kräftigem Selbstgefühle schreiben, und die ersten Ferien hätt' ich bei Ihnen zugebracht. — Es ist anders gekommen. Ich habe hier eine sehr unglückliche kranke Frau gefunden, deren Elend täglich drückender, deren Ketten täglich fester geschmiedet werden. Mit jedem Tage hülfloser, mit jedem Tage verlassener, alle Freunde gewaltsam von ihr verscheucht, oder feige abfallend. — Sie, den Zepter zu führen gewohnt, trägt ihr Unglück eben wie ein entthronter König, dieß ist, ohne sich daran zu gewöhnen. Da ich ihr einmal gedient, und sie von mir nur noch einige Tage begehrte, hab ich mich nie vor den wenigen Tagen zu einem gewaltsamen Riß gegen sie entschließen können, der ihr doch, schon sächlich genommen, wehe gethan hätte; und also hat sie gegen mich mehr als für sich ihre große Macht geübt, denn im Grunde bin

ich ihr doch sehr wenig, da ich mich im Leben gar zu entschieden anders gestalte als die elegant gesittete, vornehme Herrin, und also, liebe Rosa, hab ich immer gehen wollen und bin immer geblieben, und also hab' ich Ihren schönen Brief immer wieder gelesen und habe mich immer geschämt, und muß heute diese Scham überwinden, um mich heute noch in der alten Blöße vor Ihnen zu zeigen. — Ich lebe hier sehr einsam bei meinen Büchern, und habe meine Lust daran, Zeit und Raum in Gedanken zu durchschwärmen, indem ich in Reisebeschreibungen, in neuen und alten Büchern in verschiedenen Zungen die 6000 Jahre der Geschichte unsers Geschlechtes und die 9000 Stunden unsers kleinen Erdgürtels nach Charakterzügen des Menschen suchend auf verschiedenen Punkten versuche. Ich habe zu andern Sprachen die englische etwas gelernt. A. W. Schlegel ist hier; er ist rücksichtsvoll und artig, partheiisch und unduldsam, eitel und reizbar, — sonst gediegenes Gold — ich habe eigentlich nichts mit ihm. — Liebe gute Rosa, Sie müssen mir verzeihen, mir sagen, daß Sie mir verzeihen, Ihre Worte sind mir immer über alles wohlthuend gewesen, ich bitte Sie demüthig und reuig um Worte der Kraft und der Freundschaft, es hat mir sehr weh gethan, so lange nichts von Ihnen zu vernehmen, ich hoffe zu Gott, es geht Ihnen wohl. — Reichen Sie Karl meine Bruderhand; wenn ich Ihnen wieder schreibe, schreib ich auch ihm, heute ist es mir nicht möglich. Möge Fanny meiner noch in Guten gedenken, und die Freunde alle in meinem lieben, lieben Hamburg.

7.

Coppet, August 1812.

Nur wenige Zeilen, liebe Rosa — mögen sie Ihnen nur einen geringen Theil der Freude geben, die mir Ihre zwei Briefe verursacht, — ich erhalte diesen, wie ich eben den Wanderstab ergreife. — Folgen Sie mir auf der Charte, Coppet, Genf, St. Gervais, le Col de bonhomme, l'allée blanche am südlichen Fuße des Mont blanc, Cormayeur, le grand St. Bernard, Martinac, das Land Wallis, die Gemmi, Thun, Brians, das Thal Hasli, der Scheideck, der Grimsel, die Fourka, der St. Gotthard, die Teufelsbrücke, der vierstädter See, Zug, Zürch, Schaffhausen, von Berlin aus mehr, da sind wir ja Nachbaren, da kann ich Sie ja auch besuchen. —

Innig rührte mich die schöne Fügung, daß zur Zeit ich, nach langem Schweigen, an Sie schrieb, Sie eben auch holde freundliche Worte an mich richteten, auch freut es mich, daß eben in diesem Momente Ihre Stimme an mich erklingt, Bringerin guter Vorbedeutung; Freundin, liebe, lassen Sie mich nur Sie grüßen. — Schon graut der Tag, noch habe ich keine Anstalten getroffen, um Mittag verlaß ich diesen Ort, vielleicht um ihn nie wieder zu betreten.

Dank, Gruß und Liebe dem wackern Freund Assing — wir werden uns wohl noch näher kennen, — vor der Hand geh ich nach der Universität, nach Berlin, und zu Hitzig und Fouqué, von da aus bewege ich mich erst frei. — Diesen Sommer hab ich ganz der Botanik gewidmet, und

dem stillen innigen wortlosen Genusse der schönsten Natur, die mir wie eine Geliebte ist, von der ich scheiden muß. — Daß die Herrin dieses Ortes im Frühjahr sich auf eine weite Reise gewagt hat, wird Ihnen nicht unbekannt geblieben sein; — ich behielt an ihrem Sohn einen lieben freundlichen Gefährten. Nun gehe ich allein, entschlossen und vertrauend. Leben Sie wohl, Liebe, Gute, — denken Sie mich, da Sie diese Zeilen lesen, die Kapsel auf dem Rücken, das Buch in der Tasche, den Stab in der Hand, allein auf Felsengesimsen, zwischen Wolken, Gletschern, Bergströmen und Abgründen, in einer Höhe von 7200 Fuß — vielleicht inne haltend und zu mir sagend: jetzt mag Sie deinen Gruß empfahn! —

8.

Berlin, 17. November 1812.

Um von hier aus an Sie zu schreiben, liebe Rosa, hab ich erst erwarten wollen, daß ich mein neues Leben recht begonnen, mich darinnen festgesetzt, und klar in mein Wesen schaue. Seit ich an Sie schreiben kann, schreiben will, hat mir die Zeit gefehlt, und so erhalten Sie einen späten, aber desto innigern Gruß. Theuere Freundin, ob arm, alt, vielfach abgeblüht, so gehts mir doch wohl, ich fühle, daß ich verständig und wohl gewählt und ausgeführt; ich bin ruhig und heiter, und spinne in mir den alten Wurm ein. Ich lasse die Vergangenheit hinter mir liegen, und studiere, als wäre ich noch ein Knabe, ins Leben hinein, um mir eine selbstständige Thätigkeit zu erwerben. Tauge ich überhaupt zu irgend etwas, so ist es für die

Naturwissenschaften, auf dem Wege der Erfahrung. Die Freunde selbst haben mir nie einreden können, daß ich zum Dichter geboren, und von müßiger Speculation wend' ich mich mit Ueberdruß ab. Der Professor ist Student worden, — Studiosus Medicinae; die Medicin zu praktiziren, ist eben nicht der Zweck, den ich mir vorsetze; ich hoffe, in einigen Jahren vor mir zu stehen als ein Mann zu einer gelehrten Reise reif, tüchtig und brauchbar; und fehlt die Gelegenheit, so ist es mir doch um mich nicht bang. Freilich, Liebe, fühl' ich, bei meinem Alter, auf wie viel ich im Leben Verzicht thun muß, wie viel bereits von mir abgefallen, aber ich fühle mich wie im Vorhofe verständig und gut angelangt, da ich nun den Weg vor mir sich fest hinzeichnen seh. Der Fleiß überdieß erfüllt wohler das Leben als müssiges Brüten und zierliche leere Geselligkeit. Auch habe ich mich mehr und mehr aller weitern Geselligkeit entzogen, und lebe nur desto inniger verbunden mit ein Paar Freunden. — Sie sagten mir hier, ich hätte meine Lustigkeit eingebüßt, mag sein, bin ich doch wirklich heiterer geworden.

Ich wünschte, theuere gute Rosa, Sie hätten Freude an diesem Brief, wie ich Freude daran habe, ihn zu schreiben. — Freundlich und klar, als ein guter Genius sind Sie mir oft erschienen, und ich habe Sie als einen solchen geliebt und verehrt, da ich nach vielen Seitenschritten, Schritte vorwärts nun zu gehen glaube, und ohne Unmuth mich Ihnen zeigen mag, möcht ich, daß Sie mir Beifall zulächelten. — Ich bin wirklich durch das, was ich gethan, mit meiner innern Natur in bessere Eintracht gekommen.

Varnhagen sagte mir, Sie hätten den Plan, im künftigen Frühjahr eine Reise hieher zu machen, Sie würden mich doppelt erfreuen, wenn Sie mir dieß bestätigten. Wie gerne wollt' ich Sie wiedersehen! nun aber muß ich meinen Studien ungetheilt fröhnen, vor künftigem Spätsommer kann ich nicht abkommen, und wer weiß, ob auch dann! — Leben Sie wohl, theuere gute Rosa, lassen Sie mich von Ihnen hören, und hören daß es Ihnen immer geht, wie Sie es verdienen und wie ichs Ihnen wünsche. — Grüße an die, welche noch meiner im Lande gedenken.

III.

Bericht über das Unterrichtswesen der Jesuiten in Freiburg.

Von

Th. Mundt.

— Im Angesicht der schönsten Alpenlandschaften fährt man von Bern in wenigen Stunden nach Freiburg, und erblickt schon aus der Ferne, noch ehe man die berühmte Drahthängebrücke der Sane überschreitet, das hochgelegene Erziehungshaus der Jesuiten, das in stolzer Pracht die ganze Gegend beherrschen zu wollen scheint. Hier wird jene pädagogische Musterwirthschaft betrieben, die, obwohl ursprünglich ein französisch-carlistisches Institut, doch auch für Deutschland eine immer um sich greifendere Bedeutung gewinnt, indem man von dort aus weit und breit die Arme nach der Erziehung unserer aristokratisch-katholischen Jugend ausstreckt. Der Geist des modernen Jesuitismus hat sich hier in den Schluchten der Hochalpen einen sehr günstigen Schlupfwinkel ausgefunden, und baut sein Nest in dieser sichern Abgeschieden-

heit, die ihm zugleich die ausgreifendste Wirkung in die Ferne verstattet. Ihm einen Besuch abzustatten, schien in mehr als einer Hinsicht der Mühe werth, besonders da das anhaltende Regenwetter die Wanderung auf das berner Oberland noch immer verhinderte. Auf der Münster-Terrasse in Bern standen wir oft und blickten mit Sehnsucht zu den schneefunkelnden Gletschern hinüber, die wie eine bleiche Geisterschaar mit ihren himmelhohen Häuptern in der Ferne schwebten. Aber in derselben Minute, wo sie in einen längern Sonnenblick aufzugehen und zu erglühen schienen, wickelten sie sich auch schon wieder in aschfarbene Wolkenschleier, und trieben ein böses Spiel mit unserm Reisemuth, der sich gern gerade an ihnen versucht hätte. Da war es das Gerathenste, lieber den Abstecher in das romantische Uechtland zu machen, und, statt mit der tückischen Natur der Alpen vergeblich zu kämpfen, das neue Cultursystem der Jesuiten zu studiren. Soll es auch schwer sein, bis in die innerste Werkstätte selbst vorzudringen, so wird man von dieser neuen und großen Zeitweisheit, in der sich die fressendste Reactionsrichtung der Gegenwart einen Mittelpunkt sucht, doch wenigstens einen Schattenriß an den Wänden abfangen können. Ade, du reiner Gletscherschnee auf deinen lockenden und unerreichbaren Himmelshöhen! Wollte ich nicht, fern von aller Cultur der Menschen, an deiner Urfrische mir das Herz kühlen, und nun bleibt mir doch nichts übrig, als mich wieder mit dem Uebel der Cultur zu trösten, und zwar mit dem allerärgsten, mit der Culturmacherei des heutigen Jesuitismus! —

An den hohen Felsenufern der Sane liegt dies merk-

würdige Freiburg, die Hauptstadt eines Schweizercantons, der, von Alpenketten und Seen umschlossen, schon von alter Zeit her in diesem Versteck ein seltsames Leben und Treiben barg. Die katholischen Cantone der Schweiz stehen in allen Dingen hinter den protestantischen weit zurück, und der Reisende spürt es schon an den unsanften Bewegungen, welche der Postwagen auf der schlechten und holperigen Landstraße verursacht, wann er sich in einem katholischgläubigen Theil der Eidgenossenschaft befindet. Aber nicht nur die Landstraßen sind in den katholischen Cantonen schlechter als in den andern, sondern den ganzen Betrieb des Bodens und die Landbewirthschaftung trifft man in einem vernachlässigteren Zustande an. Diese Leute müssen viel beten, viele Messen hören, viele Priester grüßen, viele Prozessionen und Feiertage mitmachen, und dies schmälert die Zeit der täglichen Arbeit, während der Protestantismus, volksthümlich wirkend, sich überall werkthätiger in seiner Frömmigkeit beweist, und die Arbeit nicht nur des Geistes in der Forschung, sondern auch des Körpers in der gesunden irdischen Lebensbethätigung begünstigt. Dazu kommt in den katholischen Cantonen auch die Finsterniß des Aberglaubens, welcher das Volk auf eine für alles Werden nachtheilige Weise überschattet. Im Canton Freiburg zum Beispiel geht die Unwissenheit der Bewohner noch so weit, daß die regierende Behörde Mühe gehabt hat, die Impfung der Schutzpocken einzuführen, und ein großer Theil des Volkes sich hartnäckig dagegen sträubte, weshalb man so vielen von Blatternarben entstellten Gesichtern in dieser schönen Landschaft begegnet. Die Freiburger sind sonst ein recht ansehnlicher Volksschlag, kräftig

gebaut, stark und hochgewachsen, besonders in der südlichen Alpengegend, namentlich aber in dem reizenden Greyerserlande, in dessen frischdurchhauchten Bergthälern man die schönsten Mädchen der Schweiz sieht, die in ihren scharlachrothen Miedern, in den schwarzen Filzhüten, so von Blumen, Bändern und Spitzen prangen, und mit den faltenreichen Brusttüchern freilich oft die seltsamsten Erscheinungen abgeben und wenigstens von den Grazien, die überhaupt in der Schweiz gänzlich fehlen, keine Mitgift empfangen haben. Aber die Gesichter sind von einer oft wunderbaren Schönheit. Doch die intellectuelle Bildung dieser Bevölkerung und daher auch die gewerbliche Rührsamkeit ist noch sehr zurück. Nur in dem ebenfalls dem Canton Freiburg angehörenden Bezirk Murten, wo die reformirte Kirche die eigentlich herrschende ist, zeigt sich ein regeres Leben im Handel und Gewerbe, aber auch schon in den geistigen Dingen. Auf sanft emporschwebender Anhöhe an dem herrlichen See liegt die kleine Stadt Murten, und mit Ameisenfleiß haben sich die betriebsamen Einwohner des Transitohandels bemächtigt, zu dem die große Straße zwischen Basel, Bern und Genf hier die Gelegenheit bietet. Doch neben der Industrie zeichnen diesen Bezirk auch die vortrefflichsten Schulanstalten aus, die in der ganzen Gegend gerühmt werden, und ich sah selbst in Murten ein neues prachtvolles Gebäude, das soeben erstanden ist, um zu einer Bürgerschule zu dienen. Dies sind die Lichtreize des Protestantismus auf den gesunden Sinn einer tüchtigen Bevölkerung, und selten sieht man schlagende Contraste so dicht neben einander wirken, als hier auf diesem kleinen Raum, in dem sich protestan-

tische und katholische Einflüsse theilen. Sobald man dagegen in die katholische Hauptstadt des Cantons eintritt, wird man an allen Erscheinungen des Lebens gewahr werden, welche Einwirkungen hier die Gemüther belastet haben.

Freiburg selbst ist eine sonderbare, düstere, geheimnißvolle Stadt. Die Jesuiten zeigen sich in ihren schwarzen Ordenstrachten sehr häufig auf der Straße, und jeden Augenblick begegnet man einer solchen absonderlich einherschreitenden Gestalt, vor der man das Volk jederzeit mit tiefster Verneigung den Hut abziehen sieht. Selbst die Bauart mancher Stadttheile bietet die wunderlichsten Eigenheiten dar, und man sieht eine Reihe von Häusern, über welche die Straße dergestalt hinwegläuft, daß das Pflaster des Weges ihnen als Dach dienen muß. Der schöne Münster, in welchem sich die neue Orgel von Aloys Moser befindet, bietet über seinem Eingangsportal noch eine Merkwürdigkeit dar, die den, welcher sich nach Freiburg begeben hat, um hier eines der Hauptquartiere der neuen katholischen Propaganda zu besichtigen, auf eine komische Weise in Erstaunen setzen muß. Das Bildwerk über dieser Kirchthüre stellt nämlich ein Weltgericht dar, auf der unter andern Figuren, die den in der Mitte stehenden heiligen Nicolaus umgeben, man auch seitwärts eine Gruppe gewahrt, die offenbar den Moment versinnbildlichen soll, wie der Teufel den Papst holt! Diese Satire ist ganz im kecken und derben Sinne der Zeit, aus welcher dies Bildwerk herstammen mag, nämlich, wie es scheint, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wo die Menschheit Spaß verstand auch in den frommen Dingen, und

sich so sicher dabei fühlte, daß sie den Teufel nicht nur an die Wand malen durfte, sondern sogar über den Kirchthüren. Und nun gar den Teufel, welcher den Papst holt, was zu damaliger Zeit der päpstlichen Blüthe wohl zu ertragen war, heutzutage aber, wo man immer empfindlicher zu werden Ursache hat, schwerlich mehr mit der Harmlosigkeit der Volkssatire entschuldigt werden dürfte. Und doch gehen die Jesuiten von Freiburg täglich ganz ruhig vor diesem Münsterportal vorüber und haben, soviel man weiß, gegen die bizarre Bildnerei noch nichts versucht, was, man muß es gestehen, sie fast in den Geruch der Toleranz bringen könnte!

Es ist nun auch endlich Zeit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, soweit es glücken wird, und zu diesem Zweck, an das äußerste Ende der Stadt eilend, den Berg zu ersteigen, auf welchem hocherhaben das Pensionat der Jesuiten gelegen ist. Das Gebäude stellt sich sowohl von Innen als von Außen wie ein fürstliches Schloß dar und beweist auch in der Pädagogik die Eleganz, welche dem weltkundigen Jesuitismus niemals gefehlt hat. Das Haus des Pensionats ist in zwei Theile abgetheilt; der eine Flügel dient als Seminar für die Bildung der heranwachsenden Jünger der Gesellschaft Jesu, der andere ist für das eigentliche Pensionat bestimmt, in welchem sich sowohl die vorbereitenden Schulklassen für die jüngsten Zöglinge der Anstalt, als auch die Wohnungen derjenigen Zöglinge befinden, die den Jesuiten gänzlich in Hut und Pflege übergeben sind. Abwärts im Thal liegt, anstoßend an die Jesuitenkirche, das Collège, welches die Hörsäle der Hochschule in sich faßt. Nämlich diese ganze seit dem Jahre

1825. eingerichtete Erziehungsprovinz der Jesuiten, welche man unter dem Namen des Instituts St. Michel zusammenfaßt, zerfällt in eine Elementarschule, in ein Gymnasium und in das, was wir eine Universität nennen würden, obwohl darin eigentlich nur für die Theologie und allenfalls auch Philosophie ein vollständiger Cursus besteht, von der Jurisprudenz aber nur das Naturrecht und das kanonische Recht*), und von den Naturwissenschaften blos Physik und Chemie gelehrt werden. Von den noch in den Elementarunterricht gehörigen Zöglingen der Jesuiten befinden sich nur die schon einigermaßen aufgewachsenen in dem Pensionat zu Freiburg; für die ganz kleinen Kinder, deren Alter noch eine besondere Sorgfalt erfordert, ist ein zweites Etablissement zu Estavayer bestimmt, einer kleinen anmuthigen Stadt in demselben Canton, die der Reisende, welcher am Neufchateller See wandert, zu besuchen nicht unterlassen mag, weil man dort noch an schönen Sommerabenden auf den Platz Moudon die alten volksthümlichen Ringeltänze in den welschen Lauten singen hören kann.

Der Rector dieses gesammten Erziehungs-Instituts der Jesuiten ist gegenwärtig der Fürst Gallitzin, der selbst Jesuit geworden und im Hause des Pensionats seine prachtvoll eingerichtete Wohnung genommen hat. Er läßt sehr selten Jemand vor sich, doch liest er zuweilen Messe und erscheint dann in der etwas feiner gearbeiteten Jesuitentracht. Es ist überhaupt schwer, nur in das Haus des Pensionats einzutreten, noch mehr aber dem Unterricht selbst beizuwohnen, wozu in vollständiger Ausdehnung

*) Civil- und Landrecht aber von einem Laien.

unter allen hieher gekommenen Fremden vielleicht Victor Cousin allein gelangt ist. Von dem Besuch des Letzteren im Pensionat und Collège zu Freiburg erzählen sich noch die Jesuitenzöglinge einige ergötzliche Geschichten. Wir aber waren nicht so glücklich wie er, doch gelang es aus unsern im Hause selbst angestellten Beobachtungen ein Gesammtbild zusammenzusetzen, das durch andere Mittheilungen, die uns in der Stadt und von einigen dem Institut nahe gestandenen Personen wurden, sich immer mehr ausrundete, so daß bei dem gänzlichen Mangel an Berichten über das Institut St. Michel auch vielleicht das Unvollkommene hier überliefert werden darf.

Weshalb die freiburger Jesuiten so geheim thun mit ihren Erziehungshäusern und von Besuch derselben durch Vorwände aller Art den Fremden abzuhalten suchen, ist eigentlich schwer zu begreifen, da das Princip ihrer Pädagogik offenkundig genug am Tage liegt. Dies Princip wenn wir die unmittelbare Wahrheit desselben in ihrer Unschuld auftreten lassen wollen, faßt sich zunächst in dem alten Wort, das Baco gesprochen: **Religio aroma scientiarum** am Augenfälligsten zusammen. Auch stellen die Jesuiten selbst in ihren öffentlich ausgegebenen Unterrichtsplan die Religion, oder welches gleichbedeutend ist, den Katholicismus als die Seele und den Zweck alles Unterrichts an die Spitze, so daß man gleich sieht, es handele sich hier darum, schon auf dem Wege der Erziehung, durch Eintauchen auch des praktischen Wissens in den eigenthümlichen katholischen Geist, die wahre Verweltlichung des Katholicismus hervorzubringen. Denn wenn dies von Anfang her die Sendschaft der Gesellschaft Jesu

war, Rom gewissermaßen in alle Welt zu tragen, um so durch die Verweltlichung Roms auf allen Punkten der Erde die katholische Universalherrschaft zu begründen, so ist die pädagogische Wirksamkeit der Jesuiten ohne Zweifel noch geschickter dazu als ihre politische, um diese Ausprägung alles Weltinhaltes in der katholischen Form und diese Durchdringung aller weltlichen Form mit dem katholischen Gehalt vermittelst jener satanischen Dialektik, die den Orden immer ausgezeichnet hat, zu Stande zu bringen. Die erste Vollendung und fertige Geburt des Jesuitismus mußte daher in das Zeitalter der Reformation fallen, weil in diesem Weltlichkeit und Wissenschaft zum ersten Mal als kriegführende Mächte der neueren Geschichte sich der Kirche gegenüberstellten und mit dieser um die Oberherrschaft über das Leben der Völker den Kampf begannen. So mußte der Katholicismus sich gerade in die neuerwachten weltlichen und wissenschaftlichen Bewegungen der Menschheit einzudrängen suchen, um sich zu erhalten, und in dieser nothgedrungenen Umarmung mit der Welt hat der Katholicismus den Jesuitismus gezeugt, welcher als die eigentliche Revolution zu betrachten ist, die innerhalb der katholischen Kirche selbst und zwar mit Bewußtsein vorgegangen. Denn auf diesem großen Scheidepunkt der Zeiten, wo alle Tradition der Geschichte zum ersten Mal gewaltsam in Frage gestellt wurde, glaubte der Katholicismus seine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können, als daß er in seinen eigenen Schooß ein revolutionaires Princip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholischen Kirche und deshalb sein Gift nur auf die Welt tröpfeln, seine

befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Diese revolutionäre Ausstrahlung des Katholicismus ist der Jesuitismus, die größte und furchtbarste Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeschichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch diesen glänzenden Gedanken ist es nun schon seit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geschichte diese tödliche Langsamkeit und diese in sich selbst verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachsten Ideen, die so klar und abgemacht sind wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgesetze, doch nicht mehr zu entschiedenen und siegreichen Thatsachen werden können. Der Jesuitismus ist die eigentliche Krankheit und zugleich die wahre Macht und der wahre Charakter der neueren Geschichte, und ist in dieser Bedeutung unter allen Gestalten, in allen Theilen und Gliedern des Lebensorganismus und selbst in denjenigen Erscheinungen aufgetreten, die für das gerade Gegentheil von ihm in der Welt gegolten haben. Revolutionair muß man aber den Jesuitismus mit dieser für ihn einzig erschöpfenden Bezeichnung nennen, weil die Kirche, die ihn gesandt hat, ihn selbst mit allen Waffen der Revolution, über die sie freilich zuvor ihren Segen gesprochen, ausrüstete. Die revolutionaire Bedeutung des Jesuitismus besteht innerhalb der katholischen Kirche selbst zunächst darin, daß er bei seiner Entsendung in alle Welt freigelassen wurde nicht nur von den strengen Formen der Kirche, sondern auch sogar von dem bindenden Zwang des Dogma und der christlichen Moral. Die bisherige einseitige und abstracte Richtung der katholischen Kirche lag im Mönchsthum als

ein offener Schaden zu Tage und war durch die Blitze der Reformation unrettbar in Trümmer geschlagen worden. Die ersten Päpste, die dem Jesuitismus durch förmliche Bullen seinen großen Freibrief ausstellten, hatten wohl eingesehen, daß die alte Herrlichkeit und Festigkeit der Kirche durch die aufgescheuchten Mönche und Nonnen nicht wieder hergestellt werden könne. Es bedurfte jetzt weltlicher Talente, um den Katholicismus wieder in seine alte, universale Macht einzusetzen, und das Seminar für dieselben war durch eine wunderbar kühne Idee in der Gesellschaft Jesu schon gegeben. Nun zeigte sich plötzlich, wie durch einen Fluch aus der Erde hervorgetrieben, ein Phantom, das bisher noch nicht dagewesen war in der Geschichte. Eine Zusammensetzung von Bettelmönch, Philosoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und schleicht es geschäftig über alle Erdtheile hinweg, und hascht polypenartig nach allen Dingen und Stoffen der Welt, um daraus ein Netz zu weben für die Spinne Rom, größer und umfassender als es noch je gewebt war. Beweglich wie sonst der Bettelmönch war, der durch alle Länder pilgerte zu Ehren der Kirche, hat der Jesuit es doch als unzeitgemäß aufgegeben, durch den religiösen und mönchischen Cynismus zu wirken, und so stellt in ihm die Kirche scheinbar ihren weltlichen Fortschritt dar, jedoch nur um dadurch desto siegreicher zu dem alten geistlichen Princip zurückzukehren. Um das Princip der Weltlichkeit und Individualität, das die Reformation in dem Menschengeschlecht erweckte, in sich selbst desto zerstörender zu untergraben, hat der Katholicismus den Jesuiten den Befehl ertheilt, alle Formen der Welt annehmen

zu dürfen, und nicht nur in alle verlockende Anmuth und Heiterkeit dieser Welt sich zu kleiden, sondern auch in allen Schmutz und alle Verderbtheit derselben sich hineinzustürzen. So sah man den Jesuiten ausziehen, und bald unter Priesterkleidern Dolch und Gift umhertragen, bald mit den Fürsten bei schwelgerischer Tafel sitzen, bald in Tanzschuhen über den Estrich der großen Welt dahinschlüpfen, bald bei nächtlicher Weile durch die Leiter in's Fenster steigen, bald in der Beichte Mord befehlen und Mord vergeben. Das Alles ad maiorem dei gloriam. Ueber die Freiheit des Jesuitismus von Dogma und Moral hat schon Pascal in seinen Lettres provinciales das Schlagendste beigebracht, indem er nachgewiesen, wie das sich accommodirende Christenthum der Jesuiten, das nach der ausdrücklichen päpstlichen Bestätigung für Alle Alles hat, selbst mit der Person Christi ganz nach dem Zweck der momentanen weltlichen Wirkung umgesprungen ist. So haben die Jesuiten in den Ländern, wo man einen gekreuzigten Gott als eine Thorheit verspottet haben würde, das Kreuz fortgelassen, und nur den triumphirenden und glorreichen Christus, aber nicht den leidenden und sterbenden gepredigt und selbst die Vermischung des heidnischen Götzendienstes mit der christlichen Religion haben sie, wie es in Indien und China geschehen, mit der Dogmatik und Moral für vereinbar gehalten.*) Dies Recht hatte der Katholicismus seinem Bastardsohn, dem Jesuitismus, der aus dieser neuen buhlerischen Umarmung von Welt

*) Man lese den fünften Brief der Lettres provinciales von Blaise Pascal.

und Kirche entsprossen, als ein heiliges mitgegeben. Die katholische Kirche, die in dem Institut der Gesellschaft Jesu eine Art Emancipation von sich selbst vollbrachte, hat jedoch durch diese Zugeständnisse, welche sie im Jesuitismus an die Revolution machte, von Anfang an nur das Zeugniß ihrer bedrohten und gebrechlichen Lage abgelegt. Wenn es ihr aber gelingen sollte, das Ziel wieder zu erreichen, nach dem es sie seit der Reformation vergebens gelüstet hat, und zu dessen Erlangung sie den Jesuitismus in die Welt sandte, dann, wieder hergestellt in ihre alte Universalherrschaft, würde die katholische Kirche als die erste That ihrer neuen Aera die Vernichtung ihres eigenen Werkzeugs, des Jesuitismus beschließen müssen. Je zweifelhafter jedoch die Stellung dieser Kirche in der Geschichte wird, desto mehr wird sie in der gefährlichen Nothwendigkeit verharren, das fressende und revolutionaire Gift des Jesuitismus in ihrem eigenen Schooß zu nähren, wie dies in unsern Tagen sich zeigt, wo die Jesuiten eifriger und geschäftiger als je in den Bollwerken der Kirche dienen.

Wie sich nun im Jahrhundert der Reformation ein Luther und ein Loyola als Kinder einer und derselben Zeit begegneten, so trafen in demselben Brennpunct der Zeit auch Jesuitismus und Wissenschaft zusammen. Die Wissenschaft, welche der ärgste Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menschengeistes darin emporblühte, konnte in ihrem antikatholischen Wirken nur dadurch beschworen werden, daß man sich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen suchte, wozu man in diesem Sinne des Jesuitismus bedurfte. Wenn die Wissenschaft etwas Protestantisches hatte, so kam es jetzt vielmehr dar-

auf an, ihr einen katholischen Charakter zu geben, und diese Katholisirung der Wissenschaft wurde die Hauptaufgabe in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten. Es mußte die wichtigste Seite ihrer Mission werden, allenthalben die Erziehung der Jugend an sich zu bringen, denn die Jugend ist die Zukunft selbst, und die katholische Kirche hofft seit der Reformation beständig auf ihre Zukunft, die sie durch alle mögliche Aussaat zu bestellen sucht. Die katholische Erziehung, wenn wir diese Benennung gebrauchen wollen, mußte daher von vorn herein ein viel bestimmteren und ausschließlicheren Charakter an sich tragen, als die protestantische Pädagogik, welche letztere der Freiheit des Individuums in allen Dingen einen größeren Spielraum der Entwickelung verstatten wird. Nun sollte eigentlich alle Erziehung auf diese Freiheit der Individualität sich gründen, die man ein protestantisches Princip nennen kann, indem alles Heil der Bildung in die freie Selbstthätigkeit und die eigene Arbeit des Geistes gesetzt wird, dem Geist aber keine andere Begränzung widerfährt, als die in jeder Persönlichkeit selbst liegt oder in dem allgemeinen Begriff der Dinge. Die katholische Erziehung, die für eine bestimmte Zukunft arbeitet, welches die Zukunft der katholischen Kirche ist, kann daher dem an und für sich waltenden Leben der Persönlichkeit gar keine Rücksicht beweisen. Es wird ihr vielmehr nach ächt katholischer Art darauf ankommen, die Persönlichkeit jenem allgemeinen Zweck der Erziehung unterzuordnen, und diese Pädagogik, die der jungen Persönlichkeit schon mitten im Wachsthum die Kräfte lähmt, um sich selbst in eine freie Zukunft hineinzubilden, ist die Hauptschlacht, welche der

Digitized by Google

Jesuitismus gegen die moderne Cultur zu führen versucht. Fragt man nun nach der Wissenschaft selbst, welche doch der eigentliche Inhalt der Erziehung ist, so läßt es sich schon aus jenem Grundprincip abnehmen, welche Schicksale dieselbe treffen in einem Unterrichtshaus, das diese schneidende katholische Richtung an die Spitze stellt. Die Pädagogen des Katholicismus, die Jesuiten, mögen selbst sehr gelehrte Leute sein, aber die Wissenschaft als solche zu fördern, taugt wenigstens nicht in ihre Erziehungspläne, die sie mit der Jugend haben. Die Wissenschaft, die ihrem Grundwesen nach immer protestantisch wirken wird, soll auf ihrem eigenen Gebiet vom Jesuitismus nur deshalb durchdrungen werden, um sich daran aufzulösen und zu verfinstern, und in dieser Verfinsterung einen volksthümlichen Einfluß auszuüben, den man mit einer schlichten Bezeichnung das Dummmachen genannt hat. Es kommt daher ganz einfach heraus, daß die Unwissenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten ist, aber eine Unwissenheit, süß durchduftet und eingeräuchert mit jenem betäubenden Arom, welches die Jesuiten in Anwendung ihres Lieblingsspruches aus dem Baco das aroma scientiarum nennen, und das auch in der That nichts wahrhaft Geistiges, sondern nur ein Arom für die Sinne ist. So wird denn die höchste Kunst dieser jesuitischen Pädagogik darin bestehen, der Unwissenheit den möglichsten Anstrich des Wissens, und dem Wissen die unschädliche Wirkung der Unwissenheit zu geben, eine Dialektik, zu der das ganze Talent des Jesuitismus erforderlich sein wird.

Wenn wir mit diesen Gedanken in das Institut

St. Michel zu Freiburg eintraten, so hatten wir uns allerdings nicht ohne Vorurtheile daran begeben, es zu beurtheilen. Vielmehr waren wir im Besondern noch mancher Beispiele eingedenk, wo Kinder, die eine Reihe von Jahren hindurch bei den Jesuiten in Freiburg erzogen worden, nicht einmal so viel Latein gelernt hatten, daß sie auf einem preußischen Gymnasium in die vierte Klasse hätten zugelassen werden können. Die große Unwissenheit, in der die Zöglinge des Instituts St. Michel heranwachsen, ist weltbekannt, aber jenes Arom, das hier mit so eigenthümlicher Feinheit und Eindringlichkeit bereitet wird, hat, mit politischen Räucheressenzen versetzt, dennoch die Wirkung gethan, diesem Erziehungshaus eine für gewisse Kreise der Zeit und des Lebens entscheidende Bedeutung zu geben. Gestanden wir aber unsere Vorurtheile zu, so müssen wir auch hinzufügen, daß, was wir an Ort und Stelle sahen und hörten, nicht geeignet war, dieselben zu widerlegen. Um den Geist des Instituts St. Michel näher zu charakterisiren, will ich zuerst über einen Streit etwas mittheilen, durch welchen vor einigen Jahren die Zöglinge dieses Jesuitencollegiums Veranlassung fanden, sich über die Maximen, nach denen sie hier gebildet werden, selbst öffentlich zu erklären und ihre Lehrer sowie die Lehren derselben einerseits anzugreifen, andererseits zu vertheidigen. Dies ist der Streit der Freiburger Jesuiten mit der patriotischen Gesellschaft von Zofingen. Zofingen ist eine kleine im Thale der Wigger schön gelegene Stadt, wo von Züricher und Berner Studirenden ein Verein der schweizerischen Jugend gestiftet wurde, wie es deren viele in der Schweiz gibt. Die Jesuiten aber verboten

ihren Zöglingen auf das Allerstrengste, dieser Gesellschaft zuzugehören, welche ihre freisinnige politische Richtung auch auf die Religion übertrug und eine eigenthümliche Zusammensetzung darin behauptete, daß sie sich als Gesellschaft von Jünglingen verschiedener Religionen (société de jeunes gens de differentes religions) zu erkennen gab. Dieser edle Zweck des Zofinger Jünglingsbundes, die Trennung der Confessionen in der höhern patriotischen Gemeinsamkeit zu überwinden, konnte natürlich nicht in den Kram der Jesuiten taugen, denen dabei schon die Ausübung der volksthümlichen Associationsfreiheit Aergerniß und Bekümmerniß genug für ihr geheimes legitimistisches Herz machte. Denn diese Jünglinge hielten frei und offen ihre Versammlungen, wie es die alte heilige Sitte ihrer Väter in dem Lande der Alpen ihnen überliefert hatte, und hier zeigten sich die Jesuiten, seitdem sie sich durch die unbesonnene Willfährigkeit des Kantons Freiburg wieder in der Schweiz eingenistet, zum ersten Mal im lauten Widerspruch mit der ächten angestammten Schweizernatur, mit dem innersten Geist des Volkslebens, in dessen arglose Mitte sie ihre heimlich brütenden Plane getragen. Die Freiburger Abtheilung des Zofinger Studentenvereines bestand aber zum großen Theil aus Solchen, die früher selbst das Collegium der Jesuiten besucht und in St. Michel ihre erste Erziehung empfangen hatten. Diese unternahmen es jetzt, die Sache des schweizerischen Patriotismus gegen diese fremden Eindringlinge, wie die Jesuiten nun bezeichnet wurden, zu führen, und bei dieser Gelegenheit das ganze Unterrichtswesen im Institut St. Michel, nach ihren eigenen Erfahrungen und dem Eindruck, den man

dort auf ihre jungen unbewachten Gemüther beabsichtigt, zu beleuchten. Es wurden Brochüren gewechselt, in denen man über diese Angelegenheit die freieste und unumwundenste Sprache führte, und die Jesuiten selbst sahen sich genöthigt, aus dem Versteck ihrer Grundsätze ein wenig hervorzutreten und ihren Erziehungsplan öffentlich zu vertheidigen.

Die Hauptanklagen, welche man bei diesem Anlaß gegen die Jesuiten von Freiburg zusammenfaßte, richteten sich im Wesentlichen auf folgende Puncte. Sie seien kosmopolitische Fremdlinge, die zum Theil wie schweifende Abenteurer aus entfernten Gegenden, bald aus Belgien, bald aus Holland, bald aus Portugal herangekommen, um das Collegium des armen und abgelegenen Freiburg auf Befehl ihrer unbekannten Obern in Besitz zu nehmen. Sie seien so unbekannt im Lande gewesen, daß man lange Zeit selbst ihre Namen nicht genau gewußt habe, und eben so unbekannt seien ihnen selbst auch die Schweizer, namentlich aber die Freiburger gewesen. Sie, die Vaterlandslosen, die sich selbst von aller Liebe zu einem heimischen Boden freisprächen, wie könnten sie aber als Erzieher dazu geschickt sein, gute Schweizer zu bilden! Sie begingen aber vielmehr täglich in ihren Unterrichtshäusern den schreiendsten Hochverrath an einem Lande, das ihnen so vertrauensvoll die Gastfreundschaft gewährt habe! Dieser Verrath bestehe in dem gänzlich verderbten Geschichtsunterricht, den die Jesuiten in ihrem Institut ertheilen. Die Brochure des Zofinger Vereins, die sehr energisch geschrieben ist, enthält darüber unter Anderm folgende Stellen (Un mot sur l'apologie de l'enseignement des

Jésuites de Fribourg, dédié à la Société de Zoffingen, par la Section Fribourgeoise, p. 11.):

„Wir, früher Zöglinge der Jesuiten, die wir selbst so lange unter ihrer Zuchtruthe geseufzt haben, müssen das Bekenntniß thun, daß wir es oft genug in den Unterrichtsstunden haben mitanhören müssen, wie man den Charakter unsers Vaterlands verunglimpfte und schändete! Wir erinnern uns hierbei noch ganz besonderer Verhandlungen, aus denen wir überzeugende Proben von den Ansichten und Endzwecken unserer Professoren schöpfen konnten, die beständig sich bemühten, jenen vorgeblichen Patriotismus, wie sie es nannten, in uns auszurotten. Wir haben noch nicht vergessen, mit welcher Verachtung sie von den Volksversammlungen unserer kleinen Kantone sprachen, und mit welchen Farben sie uns die Einrichtungen derselben vormalten! Aber ohne uns länger im Allgemeinen mit der unzweifelhaften Richtung ihres ganzen Systems zu beschäftigen, wollen wir lieber einige besondere Thatsachen hervorheben, die im ganzen Collegium den größten Lärm verursachten. Wagte nicht in den Jahren 1824 und 1825 ein Professor bei voller Klasse öffentlich zu behaupten, daß Wilhelm Tell in seinen Augen nichts als ein Mörder wäre?!! Haben nicht ferner Andere, dem sichersten Thatbestande zum Trotz, selbst die Existenz der Gründer unserer freien Verfassungen geläugnet? Viel mehr Werth hatte es für sie, an die Löwin des Romulus und Remus zu glauben. Dies Alles können und müssen wir mit vollem Glauben und aus wahrhafter Kenntniß der Sache bezeugen. Oder sollten sich die Jesuiten seitdem gebessert haben? Wir haben Grund daran zu zweifeln,

denn die Freiheit gefiel ihnen nie und wird ihnen auch wohl niemals gefallen. Den Beweis davon findet man gleich auf den ersten Seiten ihrer Vorträge über das öffentliche Recht. Vergeblich würde man darin Grundsätze finden, die im Einklang mit denen anderer civilisirter Völker stehen. Die Gleichheit der Menschen bringt sie bei den Jesuiten die Gleichheit der Rechte hervor? Keineswegs, „aber die Verhältnisse der Reichen und Starken zu den Armen und Schwächeren bringen in der Gesellschaft die nothwendige und natürliche Abhängigkeit dieser Letzteren hervor." Die Folgen dieser Theorieen möge Der berechnen, der ein solches Wagstück über sich nehmen will!

„Um ihren Principien treu zu bleiben, haben die Jesuiten unsere vaterländische Geschichte von dem Unterricht entfernt, obwohl sie dieselbe auf der Liste ihrer klassischen Werke figuriren lassen. Das magere Skelett aber, das sie davon in ihrem Cursus der Geographie einflechten, kann wohl nicht dazu geeignet sein, einen wirklichen historischen Vortrag zu ersetzen. Wahrhaft schimpflich ist es, die Geschichte seiner Väter nicht zu kennen. Man nenne uns ein einziges Land, ein einziges Collegium, wo nicht die Geschichte einen besondern Zweig des Unterrichtes bildete! Die neuen und reinen Herzen der Jugend sind es ja vorzugsweise, denen man das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und der Freiheit mittheilen muß! Mit wie viel rührenden und hinreißenden Erzählungen kann hier nicht auch ein Lehrer seinen Unterricht beleben! Und wie muß nicht die Geschichte in einem freien Lande zum Herzen sprechen! Die Jesuiten führen nun zwar zu ihrer Vertheidigung eine lange Reihe von Vorträgen auf, deren

Gegenstände patriotisch klingen, aber es ist dabei zu bemerken, daß man diese Materien in den Akademien behandelt, wo den Zöglingen freie Wahl gelassen bleibt, ob sie daran Theil nehmen wollen oder nicht."

„Muß man nun nach Allem nicht erstaunt sein, wenn die Jesuiten in ihrer Vertheidigung uns entgegenhalten: „daß sie, die Jesuiten, keineswegs Feinde irgend einer Regierungsform seien; daß, mag nun die Autorität in Einem Individuum oder in mehreren oder selbst in der Masse des Volkes beruhen, sie dieselbe gleicherweise ehren, weil, gleicherweise begründet, sie überall ein Ausfluß der Autorität Gottes selber sei." — Wie, keine Feinde, sagt ihr, von irgend einer Regierungsform? Und doch wagen diese Jesuiten von dem Lehrstuhl herab, von welchem man nur die Wahrheit der Religion und die Moral des Evangeliums verkündigen sollte, ganz laut es auszusprechen: daß die Volkssouverainetät eine Ketzerei sei! Sie die Autorität ehren! und doch erfrechen sie sich, um uns für unsere Sünden zu bestrafen, die auswärtige Intervention und die Geißel und den Fluch des Krieges auf ein Land herabzurufen, das sie aufnimmt, ernährt und schützt, während alle übrigen sie aus ihrem Schooß ausgespieen haben! Warum beschwören sie nicht noch durch ihre Gebete die Cholera-Morbus herbei, um alle Liberalen zu vertilgen und den Schafstall der Kirche von ihnen zu reinigen! Alle Autorität fließt von Gott selber aus! Und dann wären Sie es ohne Zweifel, sehr ehrwürdige Väter, die wir als aus der kleinen Anzahl Derer ausgewählt betrachten müßten, welche Gott vorherbestimmt, uns zu regieren!"

An einer andern Stelle dieser Brochure heißt es: „Nun muß man in der That ernsthaft fragen: Welche Garantie für die Zukunft kann uns dies Unterrichtswesen der Jesuiten gewähren? Was soll aus den Kindern unseres Volkes werden, die man in ein solches System einwickelt und nach solchen Principien, die unsere ganze politische Existenz bedrohen, zustutzt? Man nehme sich wohl in Acht; die Sache ist von einer großer Wichtigkeit! Die Antipathie der Jesuiten gegen Alles, was nur einen Geruch von Freiheit hat, macht ja die Grundlage aller ihrer Politik aus! Und davon wollen wir hier noch eine neue Probe anführen: Ein Professor, der sich eben so sehr durch seinen Eifer und seine Sorgfalt für die Jugend als durch sein tiefes Wissen auszeichnet, wird von dem Gouvernement berufen, um den Lehrstuhl des Rechts einzunehmen; die Verordnung des Unterrichts-Rathes erlaubt den Studirenden des Collegiums den Besuch dieser Vorlesungen, aber Alles ist vergebens, denn die Jesuiten setzen sich dagegen; sie finden es zu gefährlich, daß ihre Zöglinge dorthin gehen sollen, um zu lernen: daß die Menschen gleich sind, daß sie ursprünglich alle dieselben Rechte haben, und daß die Souverainetät nur im Volke beruhen kann! Zwei junge Ausländer besuchen die Rechtsschule und das Jesuitencollegium zu gleicher Zeit; der Präfect der Jesuiten aber verbietet ihnen, jene Vorlesungen zu hören, mit der Drohung, daß, wenn sie nicht gehorchten, man ihre Verweisung aus der Stadt bewirken würde!!"

Ferner heißt es: „Was den Einfluß dieses Jesuiteninstituts auf die Geistesbildung anbetrifft, so müssen wir bekennen, daß man uns die ganze Zeit über, die wir im

Collegium zugebracht, in einer sehr engen Sphäre gehalten und abgesperrt hat! Wir verbrachten sieben oder acht Jahre, um Latein zu lernen, lateinische Verse zu machen, lateinische Reden zu halten, kurz, gegen ein System anzukämpfen, das von den größten Subtilitäten starrte! Was lehrt man aber in den Klassen der Logik und Physik, die man unter der allgemeinen Benennung der Philosophie zusammenfaßt? Man lehrt in der That das ganze erste Jahr hindurch nichts als die Kunst, einen Syllogismus in Form zu bringen und sich auf einige scholastische Disputationen vorzubereiten. Die zweite der Physik gewidmete Klasse trägt von derselben fast nur den Namen; obgleich der Unterricht darin von dem gegenwärtigen Professor etwas vervollkommnet ist, so fehlt doch viel, daß er sich auf dem Höhepunct der Wissenschaft unsers Jahrhunderts befinde. Man beschränkt sich dabei bloß auf die Gesetze der Bewegung, auf einige electrische oder magnetische Erscheinungen u. dgl. Wir haben nicht die Absicht, unser Bild zu übertreiben, noch wollen wir eine absichtlich beleidigende Kritik hier üben, was wir aber behaupten, haben wir gesehen, wir sind die Zeugen, und fast können wir hinzufügen, auch die Opfer davon gewesen!"

„Die deutsche Sprache, die uns doch unerläßlich ist, findet keine Stelle im Unterricht der Jesuiten. Von der Geschichte, die ein unerschöpflicher Quell der höchsten sittlichen Lehren sein sollte, kann man kaum sagen, daß sie im Collegium vorgetragen wird; denn nur ein- oder zweimal in der Woche liest einer der Zöglinge einige Seiten aus dem Pater Loriquet her. Aber die practische Geometrie, Gewerbwissenschaftliches u. dgl. sind gänzlich aus-

geschlossen. So fehlt auch in allen Dingen eine solche Behandlung der Wissenschaft, die ihr irgend einen practischen Nutzen für das Leben verschaffen könnte!"

An einer andern Stelle dieser merkwürdigen Streitschrift machen unsere abtrünnigen Zöglinge der Jesuiten auch eine Bemerkung über den körperlichen Anstand, durch den sich gewöhnlich die Studirenden des Collegiums von Freiburg sogleich characteristisch von den übrigen Jünglingen unterscheiden. Dieser Anstand der Jesuitenschüler sei zwar sehr bescheiden, demüthig, verrathe aber auch zugleich so viel bäurische Manieren, daß man darüber in Erstaunen gerathen müsse. Dies letztere ist nun allerdings ein Vorwurf, der den sonst so weltgewandten und in schönen Schlangenbewegungen ausgelernten Jesuitismus im Allgemeinen nicht treffen kann, vielleicht aber, wie es scheint, als eine besondere Eigenthümlichkeit den Jesuiten von Freiburg anhaftet.

Die Jesuiten von Freiburg blieben aber in diesem Streit, der den ganzen kleinen Freistaat in Bewegung setzte, nicht müßig. Sie veranlaßten mehrere Entgegnungen, unter anderem eine im Namen ihrer Zöglinge selbst, von denen die Brochure: **Les Jésuites vengés par leurs élèves, ou réponse au Mot des étudiants de la section fribourgeoise de la société de Zoffinguen** herauskam. Diese Gegenschrift ist in der That von 62 Zöglingen des Jesuitencollegiums, meistentheils Theologen, als deren Abfassern, unterzeichnet; dabei hat man den wohlüberlegten Kunstgriff gebraucht, daß diese jungen Leute, welche ihre Namen hergegeben haben, sämmtlich Schweizer von Geburt sind; denn es handelt sich dabei auch vornehmlich darum,

den Vorwurf wegen der antipatriotischen Einwirkungen der Jesuiten im Schweizerlande vermeintlich Lügen zu strafen. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Schrift von den ehrwürdigen Vätern in St. Michel selbst verfaßt sei, obwohl sie sich dazu herabgelassen haben, ganz in der Weise von Schülern und zwar von Jesuitenschülern zu sprechen, wodurch man denn den Vortheil erhält, die ächte Form der Geistesbildung eines heutigen Jesuitenzöglings hier aus der ersten Hand zu überkommen. Die Beweise, welche in dieser Zeitschrift zur Vertheidigung der Jesuiten vorgetragen werden, sind nämlich größtentheils in die Form von Syllogismen gebracht, wodurch man sich einen Begriff verschaffen kann von der Kunst und Wissenschaft der Logik, wie sie in den philosophischen Klassen des Instituts St. Michel überliefert wird. Die Jesuitenzöglinge wollen z. B. beweisen, allen Anschuldigungen zum Trotz, daß die Jesuiten nicht nur die größten Freunde der Freiheit, sondern auch die lebhaftesten Patrioten in der Schweiz sind. Dies kostet sie nur die Bildung von zwei Syllogismen, denen man die schulgerechte Bündigkeit gewiß nicht absprechen wird, wie folgt:

„Erster Syllogismus. Der Geist der Schüler ist ein Zeugniß für den Geist der Lehrer (denn wozu hegte man sonst so große Furcht vor unpatriotischen Lehrern?); nun ist aber der Geist der Schüler ein ächt patriotischer, wie es ihre Ausarbeitungen beweisen; folglich sind die Jesuiten ächte Patrioten."

„Zweiter Syllogismus. Die Schweizer bedürfen so gut wie andere Nationen, einer Anfeuerung ihres Patriotismus (das beweisen ja diese Herrn selbst durch ihre

Schutzreden für die helvetischen Vereine!). Nun gehört aber der Patriotismus der Studenten in Freiburg zu den feurigsten im Lande, folglich müssen sie doch angefeuert worden sein, und dies, ohne Zweifel, durch die Jesuiten, denn zur Gesellschaft von Zoffingen zu gehören haben sie ja nicht das Glück.“*)

Mit etwas größerer Gründlichkeit suchen sie die Vorwürfe in Bezug auf den Geschichtsunterricht der Jesuiten zu widerlegen. Wenigstens sind sie hier insofern in ihrem Recht, wenn sie behaupten, daß es den Jesuiten nicht allein zur Last gelegt werden könne, an dem wirklichen Dasein Wilhelm Tell's zu zweifeln, oder ihn statt eines Helden nur wie einen Mörder in der Geschichte vorzuführen. Bei schweizerischen Geschichtschreibern selbst hat die Begebenheit des Wilhelm Tell ähnliche Anfechtungen erlitten, und wenn man die Thatsache als eine historische zugesteht, so ist es doch keine Frage, daß dieselbe ein vereinzelter Anschlag war, der wegen seiner blos persönlichen Antriebe von den übrigen Bundesgenossen gemißbilligt wurde, weil er, vorzeitig losbrechend, und gegen das ausdrückliche Gelöbniß, Niemandes Leben anzutasten, die ganze Sache der Verschwornen hätte gefährden und stürzen können, was schon Tschudi bemerkt hat. Darum war Wilhelm Tell freilich kein Mörder, wie man denn überhaupt selbst bei

---

„2. Syllogisme. Les Suisses, comme les autres nations, ont besoin de réchauffer leur patriotisme (c'est ce que prouvent ces Messieurs, par leur apologie des sociétés helvétiques). Or, le patriotisme des étudians de Fribourg est des plus chauds: donc ils ont été réchauffés, et cela sans nul doute, par les Jésuites, puisqu'ils n'ont pas le bonheur d'appartenir à la société de Zoffinguen.“ (Les Jésuites, vengés par leur élèves, p. 22.)

den schlechtesten Gräuelthaten, welche in der Tragödie der Weltgeschichte mitspielen, durch die criminalrechtliche Betrachtung immer nur eine Lächerlichkeit begehen würde. Wenn es ein Jesuitismus in der Weltgeschichte ist, das Schlechte aufzubieten, um dadurch das Gute zu vollführen, so ist es doch immer ein göttlicher Jesuitismus, über dessen moralisches Grundprincip kein Zweifel obwalten kann. Die guten Jesuiten aber, die ihre Maxime von der Heiligung des Mittels durch den Zweck dem Himmel selbst abgelernt zu haben glauben, sind wohl nicht die Leute, von denen man erwarten sollte, daß sie über das Morden in der Geschichte einen moralischen Zeter erheben würden. Sie selbst geben dieß in ihrer Brochure auf eine sonderbare Art zu verstehen. „In der That — rufen sie aus — wenn nun auch ein Professor gesagt hat, daß Wilhelm Tell einen Meuchelmord begangen, indem er den Geßler tödtete, was ist denn dabei so Schreckliches? Man schlage nur das Dictionnaire von Gattel auf, und man wird darin finden: assassinat, meurtre commis en trahison et de dessein formé. Nun erzählen es alle schweizerischen Geschichtschreiber, daß Tell den Geßler mit vorbedachtem Anschlag (de dessein formé) getödtet habe, und zwar in einem Augenblick, wo sich dieser am wenigsten dessen gewärtigte; folglich kann man sagen und muß es sogar sagen, wenn man französisch sprechen will, daß Tell einen Meuchelmord (assassinat) begangen, ohne darum die Moralität seiner That zu verdammen, die gänzlich von den Umständen abhängt, die ihr vorangegangen und sie begleitet haben, von der Absicht und dem Grad der Bildung des Wilhelm Tell, und von der

Lösung der Frage: ist es erlaubt einen Tyrannen zu tödten? Dies ist ein Problem, das wir unsern jungen Angebern zur Auflösung überlassen wollen, um die Lust zu genießen, uns an ihrer Verwirrung und Verlegenheit zu weiden; denn wenn sie die Frage bejahend beantworten sollten, so entzweien sie sich nothwendig mit ihren eignen Freunden, den Gegnern der Jesuiten, die im Jahre 1762 sie mit so großer Erbitterung vor dem französischen Parlament anklagten, daß sie den Tyrannenmord gelehrt hätten, sowie auch mit Denen, die im Jahre 1818 dieselbe Beschuldigung in Freiburg wiederhallen ließen. Wenn sie aber im Gegentheil ihren Freundschaftsbund mit jener Partei aufrecht erhalten und sich für die Verneinung entscheiden wollen, so sind wir da, um es ihnen in's Ohr zu schreien, und ihre eigene Brochure wird noch stärker als wir schreien: Unbesonnene, Ihr seid es ja, die den Wilhelm Tell verdammen, den Retter und Befreier des Vaterlandes! In die Mitte gestellt zwischen die Liebe zu Euren Freunden und die Ehrerbietung, welche ihr dem Andenken des Tell schuldig seid, schwanket ihr, haltet ihr euer Urtheil hin, wagt ihr nicht zu reden? Mit welcher Stirn nehmt ihr euch also heraus, jenen Jesuiten anzuklagen, daß er sich für die Verneinung ausgesprochen?" — —

Wir hemmen den pathetischen Strom dieser Sophismen, durch welchen sich die Freiburger Jesuiten in dieser patriotischen Angelegenheit rein zu waschen bestrebten, durch die Bemerkung, daß der Jesuitismus, dem es sonst zur Erreichung seiner Absichten auf einen Königsmord mehr oder weniger keineswegs ankam, in neuerer Zeit auf blos legitimistische Richtungen zurück- und zusammenge-

drängt ist und deßhalb dem alten System seiner Heuchelei ein einfacheres moralisches Ansehen zu geben versteht. Die feste und große Einheit des Zwecks, in welchem der Jesuitismus wurzelt, ließ in frühern Zeiten eine größere Vielbeweglichkeit nach allen Seiten der Geschichte an ihm entstehen. Der Jesuitismus war bald volksthümlich, wo Volksthümlichkeit das neue Fußgestell war, auf dem der Katholicismus emporsteigen konnte, und dann predigte er mit lautem Geschrei und unter dem Gebet seiner Priester die Freiheit des Volkes; bald verband er sich wieder mit den Feinden aller Freiheit, die absoluten Throne umstehend, die dem Katholicismus das festeste Bollwerk zu werden versprachen, und dann goß er den Segen der Kirche aus über die Marterwerkzeuge, mit denen man das Volk quälte. So setzte sich der Jesuitismus wüthend und heulend in alle Stürme hinein, welche den Boden der Geschichte erschütterten, von welcher Weltgegend her sie auch kamen, um aus der wilden Windsbraut der Geschichte eine fromme und gehorsame Braut der Kirche zu machen. Zwar fehlt ihm auch in neuester Zeit die Klugheit nicht, selbst die revolutionairen Elemente zu nutzen und in sie hineinzublasen, wie es in Belgien und an andern Orten geschehen, aber dem Grundprincip nach ist doch die politische Richtung des Jesuitismus im neunzehnten Jahrhundert wesentlich eine einfachere geworden, indem sie sich ganz auf den Legitimismus geworfen hat. Mit den heutigen volksthümlichen Richtungen ein gefährliches und gewagtes Spiel zu treiben, dazu dürfte sich der Katholicismus und sein ausgesandter Agent, der Jesuitismus, immer nur im äußersten Nothfall entschließen. Mit der

Sache des Volkes, als eines nach ſeiner Berechtigung ſtrebenden neuen Elements der Geſchichte, iſt es mehr als je Ernſt geworden, und es hat nicht den Anſchein, als ob die Entwickelung dieſes Elements den Katholicismus begünſtigen oder neu erheben wollte. Selbſt durch das glänzende Talent des La Mennais konnte der halb ſentimental, halb frivol zuſammengekünſtelte Bund des Katholicismus mit den demokratiſchen Intereſſen nicht glücken, noch weniger aber beim Papſt als etwas Katholiſches gelten und gebilligt werden. Dagegen empfängt der Katholicismus überall die unzweifelhafteſten Sympathieen der legitimiſtiſchen und abſolutiſtiſchen Richtungen unſerer Zeit, und bei der Vermittelung und thatſächlichen Ausbildung dieſer Freundſchaft verwaltet denn der Jeſuitismus ſein altes Amt. So kann es geſchehen, daß ſelbſt der Proteſtantismus von jeſuitiſchen Richtungen angefreſſen wird, ſobald ſich in ihn legitime Staatszwecke hineinſetzen, und von dieſem jeſuitiſchen Proteſtantismus bietet gerade unſere Zeit die ſchreckenerregendſten Beiſpiele. Es iſt dies jedoch nur eine vorübergehende und leicht heilbare Krankheit der proteſtantiſchen Richtungen, denn der proteſtantiſche Staat iſt durch ſeine innerſte Natur und durch Das, was ſeine eigentliche Geſundheit ausmacht, dazu berufen, das volksthümliche Element in der Geſchichte zu ſeiner Vollendung zu bringen, weil es aus derſelben Quelle herſtammt, wie er ſelbſt, nämlich aus der Reformation, die zuerſt das Volk auf den Schauplatz der Geſchichte berief. Bei dem Katholicismus aber zeigt es die Epoche des Verfalls an, wenn er, ſich loslöſend von der Volksentwickelung, vorzugsweiſe nur durch ariſtokratiſche und

absolutistische Fäden sein Dasein zu verfestigen sucht. Bei diesem einseitigen Verhältniß zum absoluten Staat, in welches der Katholicismus jetzt durch seine eigene Hülflosigkeit gebannt ist, erscheint es nun als eine natürliche Folge, daß die katholischen Erziehungshäuser, die in der letzten Zeit namentlich durch die Jesuiten gegründet worden, alle auf eine legitimistische Wirksamkeit ausgehen, in Gegenwirkung gegen die liberalen und volksthümlichen Principien, die, eben weil sie als Keim in jedem frischen und unverdorbenen Jugendherzen stecken, schon durch die Erziehung ausgerottet werden sollen. Das heißt, schon den frühen Halm der jungen Pflanze verbiegen, um sie nicht frei und gerade hinauswachsen zu lassen in Luft und Sonne, wonach sie doch durch den Trieb der Natur verlangt. So glaubt man denn auch hier in dem Institut St. Michel gewissermaßen die Zukunft der Geschichte legitimistisch zu fixiren, indem man schon die vergifteten Keime derselben in die empfänglichen Herzen der Jugend senkt, aus denen man die nach Wunsch gestaltete Zukunft herauswachsen zu sehen hofft. Vornehme und einflußreiche Familien senden von allen Orten und Enden her ihre Söhne, auf denen die Hoffnung der katholischen hierarchischen Propaganda ruht, hieher nach Freiburg zu den Jesuiten, welche nicht mehr den Königsmord predigen, sondern vielmehr den Legitimismus, zum Heil der katholischen Kirche. Daß die Freiburger Jesuiten mit dem schweizerischen Liberalismus, welcher der verschrieenste unter allen ist, bald in heftigen Widerstreit gerathen würden, war vorauszusehen, und es lag wohl auch kaum in ihrem System, diesen Conflict zu vermeiden. Ihre Rechtfertigungen gegen

die Angriffe des Zoffinger Vereins sind lahm und zweideutig. Wenn auch schweizerische Geschichtschreiber selbst in ihren Büchern die That des Wilhelm Tell gemißbilligt haben, so ist es etwas Anderes, schon beim Schulunterricht der Jugend dieser Gestalt, die im Volksglauben des Schweizerlandes zu einer heiligen und unantastbaren geworden, eine gehässige Beleuchtung zu geben. Wilhelm Tell ist beim Schweizervolke noch immer ein Symbol der ächten Vaterlandsliebe, ein hochklingender Name, der mit Freiheit und Patriotismus gleichbedeutend ist. Den Patriotismus zu erziehen, dazu haben die Jesuiten freilich ihr Institut nicht gebaut, und so mag ihnen auch an der ganzen Existenz des Wilhelm Tell wenig gelegen sein, mit deren Abläugnung es sich auf die nämliche Weise verhält. Es sind allerdings nicht allein die Jesuiten in Freiburg oder ein deutscher Gelehrter in Berlin, welche den Tell und seine wunderbare Geschichte zu einer bloßen mythischen Dichtung haben verflüchtigen wollen. Die Jesuiten liefern vielmehr in ihrer oben angeführten Streitschrift ein Verzeichniß der alten schweizerischen Geschichtschreiber und Chronisten, die schon das Mährchenhafte an dem Dasein des Tell bemerkt haben, und worunter sich auch ein Freiburger, der berühmte Franciscus Guillimannus, befindet, der die ganze Begebenheit geradezu für eine Fabel erklärt, weil kein einziger gleichzeitiger Chronist des Wilhelm Tell erwähne, und auch die Bevölkerung von Uri selbst weder sein Haus aufzuzeigen wisse, noch von seiner Familie und seinem Abkommen irgend eine Kunde habe, während doch die meisten andern Familien aus jener Zeit noch existirten. Wie dem aber auch sein mag, so hat

sich das schweizerische Volk, allen Gelehrten zum Trotz, seinen Wilhelm Tell darum nicht nehmen lassen, sondern glaubt noch heut an seinen alten Heros mit einem festen und unverbrüchlichen Glauben. Er lebt als etwas Bedeutungsvolles im Bewußtsein des Volkes fort, und wenn er auch aus allen Geschichtsbüchern gestrichen würde. Noch heut ist er die freiheitathmende, sonnige, kraftvolle Alpengestalt, die den ächten, schweizerischen Character repräsentirt. Mit Pfeil und Bogen, die Armbrust gespannt, schreitet er noch heut über die Schweizerberge, und winkt der ganzen Eidgenossenschaft von den leuchtenden Firnen herüber, das Ungerechte nicht zu dulden.

Nachdem dieser charakteristische Streit der Jesuiten mit den Zoffingern verhallt war, genoß das Institut St. Michel wieder eines unangefochteneren Friedens, und setzte mit so großer Geheimthuerei, als es sich nur machen lassen wollte, innerhalb wie außerhalb seiner Mauern seine pädagogischen Bestrebungen fort. Dies Erziehungshaus erhöht von Jahr zu Jahr seinen blühenden Zustand und dehnt sich nut immer weiter aus. Seit der Zeit seines Bestehens, also seit ungefähr 13 Jahren, hat es, im Pensionat und Collège zusammengenommen, niemals unter 700 Zöglingen in jedem Jahre gezählt und überschreitet in dem gegenwärtigen noch diese Anzahl. Fast die Hälfte dieser Zöglinge befindet sich jedoch nicht im Pensionat, sondern in Wohnungen in der Stadt, deren Wahl ihrem Belieben überlassen ist. Ein Filialinstitut, welches die Jesuiten neuerdings in Schwyz angelegt haben, ist auch bereits von 220 Zöglingen besucht und hat in diesem kleinen Canton, der in dem Parteienkampf der Klauenmänner

und Hornmänner doch überwiegend auf die Seite der Stabilität und des Aristokratismus geworfen worden, einen neuen sehr geeigneten Grund und Boden gefunden, indem die Hornmänner oder Legitimen, die bis jetzt dort die Oberhand zu gewinnen scheinen, das Eindringen der Römlinge und einer die Parteileidenschaften schürenden Geistlichkeit zur Erreichung ihrer Zwecke sehr begünstigen. Ein anderes Ablegerinstitut der Jesuiten haben die Dames du sacré coeur in der Nähe von Estavayer für Mädchen gegründet. Hier werden junge Mädchen besonders aus den höheren Ständen erzogen, und so fehlt es auch bereits nicht mehr an Gelegenheit, um das Gift der jesuitischen Erziehung durch alle Adern der Gesellschaft und der Familie zu treiben, indem es verflößt wird in das überall einflußreiche Leben der Weiblichkeit. Man bedauert auch im Lande an diesen Schülerinnen der Damen vom geopferten Herzen vornehmlich die politischen Vorurtheile, mit denen sie aus diesem Institut hervorgehen, außerdem den ceremoniell religiösen und bigotten Geist, den sie von dort in das bürgerliche Leben mit hinüber nehmen und der an ihnen auf eine auffallende Weise bemerklich sein soll, obwohl man sie sonst als sehr unterrichtet und gebildet hervorhebt. Uebrigens haben sich jene Erzieherinnen aristokratischer Mädchen nicht bloß als Damen des jesuitisch geopferten Herzens, sondern auch wirklich von einem barmherzigen Herzen bewiesen, indem sie im Canton nebenbei auch eine Armenschule für kleine Mädchen also etwas für die Demokratie begründeten, was denn ihren Herzen am meisten zur Ehre gereichen mag. —

Betrachten wir aber jetzt insbesondere das Unterrichts-

wesen der Freiburger Jesuiten, so bemerken wir zuerst zwischen den Bestimmungen, mit denen sich dasselbe öffentlich ankündigt, und zwischen dem, was in der That in dieser Anstalt getrieben wird, einen wesentlichen Unterschied. Was z. B. den Unterricht in den neueren Sprachen anlangt, so ist angekündigt, daß in jeder der Klassen des Instituts das Französische und das Deutsche für die Zöglinge aus diesen beiden Nationen gelehrt werde, und daß man sich besonders bemühe, sie mit den Meisterwerken ihrer Sprache bekannt zu machen, um sie frühzeitig zur eigenen Composition darin anzuleiten. Es ist aber in Freiburg bekannt und ward mir von einem in diesen Dingen genau unterrichteten Mann bestätigt, daß den Zöglingen der Jesuiten ausdrücklich verboten ist, Schiller und Goethe und wie man sich denken kann, noch manche andere deutsche Autoren zu lesen. Die Schüler sind in ihrer Lectüre streng auf das angewiesen, was ihnen aus der Bibliothek der Jesuiten verabreicht wird, und in dieser geheimnißvollen Geistesapotheke soll sich denn manches ganz absonderliche Präparat befinden, das mit einer narkotischen Wirkung auf die jungen Gemüther berechnet ist. Der Erziehungsrath von Freiburg hat schon mehrmals darauf angetragen, daß die Jesuiten ein Verzeichniß aller der Bücher, die sich in der Bibliothek des Instituts St. Michel befinden, einreichen sollten, aber bis jetzt ist es noch immer hartnäckig verweigert worden. Dagegen wissen die Jesuiten ihrerseits Mittel zu finden, die Erzeugnisse der neuesten Literatur, die sich von außen her darbieten könnten, von ihren Zöglingen abzuhalten. Wie sie in gewisser Hinsicht die ganze Stadt zu überwachen verstehn,

so überwachen sie auch die Buchläden von Freiburg, und haben sogleich Kunde, wenn irgend eine verbotene Waare aus Frankreich oder Deutschland dort angelangt ist, und bei den Jesuiten gilt die ganze neuere Literatur für solche Waare. Vermögen sie nicht das Gouvernement zu einem Bücherverbot zu veranlassen, so wenden sie ein eigenthümliches Verfahren an, um das ihnen anstößige Buch aus der Stadt hinauszubringen, wovon sich erst vor einigen Tagen eine Probe ereignete. Die Jesuiten fanden bei einem hiesigen Buchhändler Lamartine's Chute d'un Ange vor. Der fromme Lamartine, trotzdem er der fromme Lamartine ist, findet keine Gnade vor den Augen der Jesuiten, sie machen ein fürchterliches Gesicht, der erschrockene Buchhändler steht zitternd und mit einer verzweiflungsvollen Reverenz vor den beiden Herren da, die ihn mit ihrem Besuch beehren, und vernimmt endlich das Donnerwort: wenn du nicht alle vorräthigen Exemplare dieses schlechten und verderblichen Buches auf der Stelle wegsendest, so wird es den Zöglingen unseres Instituts streng verboten sein, ferner den Bedarf der Schulbücher bei dir zu kaufen! Auf diese Weise erweitern die Jesuiten mit der größten Bequemlichkeit den Index librorum prohibitorum bis ins Unendliche, und es ist dies wirksamer als jedes andere Bücherverbot, weil die hiesigen Buchhändler mit ihrem Geschäft hauptsächlich auf den Schulbücherbedarf im Jesuiteninstitut angewiesen sind. Wer aber die Fähigkeit besitzen soll, diese Schulbücher zu liefern, dessen muß man sich auch zu jeder jesuitischen Anforderung versichert halten dürfen, und aus ähnlichen Ansichten und Zwecken scheint auch neuerdings in Baiern der bekannte Cen-

tralschulbücherverlag hervorgegangen zu sein, eine Einrichtung, die immer mit einem aus gewissen Tendenzen entstandenen Studienplan gewissermaßen organisch zusammenhängt. Uebrigens wird dennoch in Freiburg namentlich viel französische Literatur eingeschmuggelt, wozu sich, schon aus Oppositionslust gegen die Jesuiten, woran es hier auf einer Seite auch nicht mangelt, willige Vermittler genug finden lassen. An den öffentlichen Orten, in den Cafehäusern und dergl. sieht man freilich von französischen Zeitungen fast nur die Gazette de France ausliegen, aber ein Freiburger versichert mir, daß hier in den Familienkreisen außerordentlich viel französische Romane, und eben nicht von der solidesten Sorte, gelesen werden. Eine Lieblingslectüre der schönen Freiburgerinnen, besonders in den höheren Ständen, soll namentlich Paul de Kock bilden, und ein frivoleres Gegengift aber auch ein mehr komischer Contrast hätte wohl kaum gegen das Gift des Jesuitismus in einem so dicht an einandergedrängten Culturleben einer kleinen Bevölkerung ermittelt werden können. Herzlicher habe ich wohl lange nicht gelacht. Ich selbst suchte in einem hiesigen Buchladen mancherlei verbotene Literatur einzukaufen, besonders Alles, was sich auf das Treiben der Jesuiten in der Schweiz bezog. Ich sah bald, daß der Buchhändler mehr vorräthig hatte, als sich gerade in seinem Laden befand, ich kam mit ihm auf manche interessante Dinge zu sprechen, die ich wohl zu besitzen wünschte, als wir in demselben Augenblick gewahrten, daß ein Schwarzrock schon seit einiger Zeit hinter uns stand, scheinbar aber nicht auf uns hörend, sondern unter den aufgestellten Büchern im Laden

umhersuchend. Sobald der Buchhändler den Jesuiten ansichtig geworden, hielt er bestürzt inne, wußte von allen den Brochuren nichts, nach denen ich gefragt hatte, und verkaufte mir nur einige unbedeutende Sachen, die weder seiner noch meiner Seele gefährlich werden konnten, worauf der Jesuit sich mit einem recht wohlwollenden Gruß wieder verabschiedete.

Mehrere Lehrbücher, welche die Jesuiten in ihren Unterrichtsstunden als Leitfaden zum Grunde legen, sind bloß in lithographirten Exemplaren vorhanden, die nur den Zöglingen des Instituts in die Hände gegeben, aber zu keiner öffentlichen Mittheilung überlassen werden. Es gelang mir, einige dieser Lehrbücher in meinen Besitz zu bringen, darunter das Compendium, nach welchem die Schweizergeschichte in dem Institut St. Michel vorgetragen wird. Ich erfuhr nachher, daß der Pater Bellefroid, ein französischer Jesuit, für den Verfasser dieses in mancher Beziehung interessanten Geschichtsabrisses gilt. Es ist ein ziemlich dünnes Heft in Quart, welches so schlecht lithographirt ist, daß manche Stellen völlig unleserlich erscheinen, ein Beweis von dem stümperhaften Zustande, in dem sich feinere Industrie und Kunstfertigkeit in diesem Theile der Schweiz noch befinden. Die innere Beschaffenheit dieser Geschichte ist aber nicht weniger mangelhaft und verstümmelt. Der Abriß scheint erst nach jenen Streitigkeiten mit den Zoffingern abgefaßt worden zu sein, und nimmt deshalb beim Wilhelm Tell, weil man gerade diesen als Fahnenbild des Patriotismus gegen die Jesuiten geschwungen hatte, einige Rücksicht auf die volksthümliche Pietät für diese Gestalt. Diese Begeben-

heit wird sogar mit einer gewissen Exaltation und dramatisch sich geberdenden Begeisterung vorgetragen, im Grunde aber doch, sobald man näher zusieht, sehr zweideutig dargestellt. Den größten Raum erhält aber die Erzählung von allen heiligen und frommen Stiftungen, die jemals in der Schweiz gemacht worden, und deren Bedeutsamkeit den Schülern auf eine ganz besondere Weise vorgetragen wird. Mit sichtlicher Vorliebe aber behandelt der Jesuit die Geschichte der Gründung der einzelnen Klöster, wobei denn dies als das Merkwürdige herausgehoben wird, daß alle seit grauen Jahrhunderten in der Schweiz entstandenen Klöster sich noch bis auf den heutigen Tag in den katholischen Kantonen erhalten haben, ohne daß ein einziges davon eingegangen. Den Klöstern und Abteien im Lande wird dann auch alle Cultur und aller Fortschritt in Künsten und Wissenschaften zugeschrieben und als Zeugniß dessen sogar ein Protestant angerufen, nämlich Johannes von Müller. Wenn sich dies nur auch heutzutage, wo man von der Cultur zweifelsohne noch andere und höhere Begriffe hat als im elften und zwölften Jahrhundert, den Klöstern nachsagen ließe! Dann sollte der gute Vater Jesuit ganz unangefochten bleiben bei aller der Wichtigthuerei, mit der er die Klöster in die Landesgeschichte oder vielmehr die Landesgeschichte in die Klöster hineinzuziehen bemüht ist. Damals aber war es wohl mehr die Cultur des Bodens, als die der Geister und Gemüther, auf welche die Klöster zuerst einen wohlthätigen und anregenden Einfluß bei dem Schweizervolke ausübten. Freilich wird auch die berühmte Schule und Erziehungsanstalt der Mönche zu St. Gallen, die besonders im drei-

zehnten Jahrhundert blühte, gebührend verherrlicht, aber die Jesuiten scheinen mit Unrecht in diesem Institut, das in jener alten einfacheren Zeit heilsam und unzweideutig gewirkt haben mag, die Vorbedeutung ihrer eigenen pädagogischen Niederlassung und Wirksamkeit in der Schweiz zu feiern. Der schillernde und perfide Character dieses Geschichtsabrisses tritt aber deutlicher hervor, je mehr er sich der Epoche der Reformation zuwendet. Schon bei der Erzählung von der Kirchenversammlung zu Constanz stößt man auf eine seltsame Rechtfertigung derselben, die man nicht anders als eine niederträchtige Verdrehung der Geschichte nennen kann. An der Verbrennung Hussens wird die geistliche Gewalt für völlig unschuldig und unbetheiligt erklärt. Nachdem Huß den Widerruf seiner ketzerischen Meinungen verweigert, habe die Kirche sich seiner entledigen und ihn als Geistlichen von sich ausstoßen müssen, so daß er wieder Laie geworden und als solcher der weltlichen Macht sich überantwortet gesehen habe. Deshalb habe nicht die Geistlichkeit, sondern der Magistrat zu Constanz nach den bürgerlichen Gesetzen den Huß zum Tode verurtheilt und ihn verbrannt. Solche schielenden Sophistereien, in den harmlosen Ton eines Kindermährchens gekleidet, webt der Vater Jesuit in seinen Vorträgen zusammen, während ihm doch durch seinen Orden nicht die geringste Verbindlichkeit auferlegt sein kann, über die Scheiterhaufen zu erröthen, welche mit den geweihten Kerzen der Kirche in der Geschichte angezündet wurden. Heftiger und verrätherischer aber erhebt sich seine Sprache, wo er die Einführung der Reformation in der Schweiz als eines „malaise universel“ darstellt, und diese Partie

ist mit der größten Ausführlichkeit und Einzelgenauigkeit behandelt. Nachdem er auf die gottesjämmerlichste Weise über diese Verbreitung der Reformation im Schweizerlande geklagt, geht er zu einer Beleuchtung der Persönlichkeiten von Luther, Zwingli und Calvin über, von denen Zwingli besonders ausführlich als ein nichtsnützliges Individuum entwickelt wird. Von Luther und Carlstad werden im Vorbeigehen scandalöse Anecdoten erzählt, um der lieben Jugend ein recht ergötzliches Bild von einem solchen Ungethüm, das man Reformator nennt, zu zeichnen. Die allmähligen Erfolge der schweizer Reformatoren in Zürich, Basel u. s. w. werden aber als eine moralische Verderbniß der Schweizerbevölkerung hingestellt, und daß die Jesuiten die Frechheit haben dürfen, dies mitten in der Schweiz vor einer schweizerischen Jugend vorzutragen, ist ein Scandal, mit dem ich kaum etwas Aehnliches zu vergleichen wüßte. Besonders unterhaltend wird aber die Einführung der Reformation im Canton Bern erzählt, welche zuerst mit aufrührerischen und heirathslustigen Bewegungen der Damen der heiligen Clara, in der Abtei zu Königsfelden, ihren Anfang nahm, die einige Bücher von Luther und die Schrift Zwingli's über die christliche Freiheit gelesen, und nun von dem Staatsrath zu Bern die Erlaubniß begehrten, ihr Kloster verlassen zu dürfen. Man verweigerte ihnen dies zu Bern, suchte sie aber zu trösten, indem man ihnen mehrere Erleichterungen und Milderungen ihrer strengen Regel zugestand. Dies, meint der Jesuit, sei die erste Anmaßung geistlicher Gerichtsbarkeit gewesen, welche sich der Magistrat in Bern habe zu Schulden kommen lassen, indem jene Erleichte-

rungen der Ordensregel nur vom Papst hätten ausgehen dürfen. Die kirchliche Gewalt setzte sich vergebens dagegen, und alle Schritte, welche sie beim Senat that, um jene Mädchen bei der alten Regel zu erhalten, waren umsonst. Die jungen Damen der heiligen Clara aber wurden immer muthiger, sie gaben die Erklärung ab, daß sie als freie Unterthaninnen der Republik geboren wären und weder vom Papst noch von irgend einem Provinzial abhingen. So wußten sie endlich dem Rath von Bern einen Beschluß abzugewinnen, wonach ihnen erlaubt wurde, aus dem Kloster herauszugehen und es mit der Welt zu vertauschen. Dies geschah ungeachtet alles Widerstandes, welchen der Bischof von Constanz und die andern hohen Geistlichen in der Schweiz der Ausführung entgegensetzten. Zwei Nonnen verheiratheten sich auf der Stelle, sobald sie das Kloster hinter sich gelassen hatten. Die eine war Catharina von Bonstetten, welche den Wilhelm von Diesbach heirathete, und die andere, Agnes von Mullinen, ehelichte den Heinrich Sinner, einen der Deputirten, welche Bern das erste Mal abgesandt hatte, um das aufrührerische Nonnenkloster zur Ordnung zu verweisen. Diese beiden Paare wurden feierlich in der großen Cathedrale zu Bern an einem und demselben Tage getraut, au scandale de toute la ville, wie unser Jesuit in seinem Abriß hinzusetzt. Dies sind die Anfänge der Reformation in Bern, und man kann sich denken, wie sie zur Lächerlichmachung der ganzen Reformation vorgetragen werden.

In einer spätern Zeit erzählt der Verfasser von der Pest, welche im Jahre 1610 in mehreren Cantonen der Schweiz wüthete. Diese fürchterliche Krankheit trug ihre

Schrecken zuerst durch Basel, wo in kurzer Zeit 4000 Menschen daran umkamen, was gar nicht zu verwundern ist, denn in Basel hatte ja auch die Reformation große Fortschritte gemacht, und man müßte sich sehr irren, wenn nicht der Himmel dies Strafgericht sollte herabgesandt haben. Die Pest aber machte sich im folgenden Jahre von Neuem auf und nahm unter entsetzlichen Verheerungen ihren Weg über Solothurn mitten in das Herz des Landes hinein, um das ebenfalls reformirte Bern zu erreichen und zu züchtigen. Daß zu gleicher Zeit auch Zürich schlecht wegkam, kann man sich denken, und unser Geschichtsabriß giebt die Zahl der Todten an, die auch dort zum Opfer fielen. Aber als die Pest an den Grenzmarken des katholischen Cantons Freiburg ankam, mußte sie sich höchst bescheidentlich zurückziehen, und es fand sich, daß ihr durch höhere Bestimmung keine Macht über dies Land gegeben war. Denn dies Land war gut katholisch, und es ging die allgemeine Sage im Canton Freiburg, die, wie Hr. Bellefroid hinzufügt, durch alle Geschichtschreiber des heiligen Canisius bestätigt wird, daß nämlich dieser heilige Maun vor seinem Tode seinen Freunden ausdrücklich versprochen habe, sich seines Credits beim lieben Gott zu bedienen, um ihre Stadt von der Geisel der Pest zu befreien (d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer leur ville du fléau de la peste.) Man sieht also, wie wohl Freiburg daran gethan und auch noch ferner daran thun wird, sich in guten katholischen Verbindungen zu erhalten, die sogar gegen die Pest schützen.

Auf diese Weise wird in dem Institut St. Michel die Geschichte gelehrt und benutzt. Unter den Lehrern selbst,

welche sie in der Anstalt vortragen, ist besonders der Pater Loriquet als ein eigenthümlicher und drolliger Mann zu erwähnen. Er ist Verfasser einer histoire de la sainte Ampoule, sowie einer historischen(!) Schrift du don de guérir les écrouelles accordé au roi très-chrétien. In seinen Vorträgen spricht er mit Begeisterung von der Inquisition. Sein geschichtliches Ideal ist der große Ludwig, für den er bei jeder Gelegenheit sich in Lobeserhebungen und Bewunderung zu erschöpfen sucht. Dagegen ist er sehr gegen Napoleon eingenommen, und beweist den Schülern, daß Napoleon schlechterdings kein Genie gewesen *). — —

*) Einen zweiten Artikel über das Erziehungshaus und den Jesuitismus zu Freiburg, wird der Verfasser im dritten Bande seiner Spaziergänge und Weltfahrten folgen lassen.

Die Sylphide.

Aus dem Russischen übersetzt.

Vorwort des Uebersetzers.

Der Verfasser dieser Erzählung, Fürst Wladimir Odojeffskii, ist unter den lebenden Schriftstellern Rußlands als einer der vorzüglichsten geschätzt, der geistigen Gehalt und elegante Darstellung auf's glücklichste verbindet. Die hier mitgetheilte „Sylphide" gehört eigentlich einer Reihe von Erzählungen an, welche unter dem Namen „das Irrenhaus" künftig ein Ganzes bilden werden, und bei denen der Dichter neben dem poetischen auch ein psychologisches Interesse verfolgt. Abgesehen von dem letztern, das erst in jenem größeren Zusammenhange vollständig hervortreten kann, darf aber auch die bloße Mährchenausstattung als liebliches Spiel der Einbildungskraft hier ihren Reiz und Werth behaupten.

Berlin, im November 1838.

Varnhagen von Ense.

III.

Die Sylphide.

Wir wollen den Dichter mit Blumen bekränzen, und ihn aus der Stadt führen. Platon.

Drei Säulen hat das Reich: Dichter, Schwert und Geſetz.
Ueberlieferung nordiſcher Barden.

Die Dichter werden gebraucht nur zu beſtimmten Tagen, um die Hymnen zu dichten für die geſellſchaftliche Verfaſſung.
Einer aus der Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts.

! ? ! ?
Neunzehntes Jahrhundert.

Erſter Brief.

Endlich bin ich auf dem Gute des ſeligen Oheims; ich ſchreibe dir im weiten Großvaterſtuhl ſitzend, am Fenſter; wahrlich, die Ausſicht, die ich vor Augen habe, iſt nicht ſehr herrlich: der Küchengarten, zwei, drei Apfelbäume, der viereckige Teich, das kahle Feld, und weiter nichts; augenſcheinlich war der Oheim kein guter Wirth; es wäre intereſſant zu wiſſen, was er während funfzig Jahren, die er hier ununterbrochen lebte, wohl getrieben hat. Mag er wohl, wie einer meiner Nachbarn, frühmorgens um fünf Uhr aufgeſtanden ſein, Thee getrunken und grandpatience aufgelegt haben bis zum Mittageſſen, dann ge-

geſſen, dann ſich zum Ausruhen niedergelegt und darauf wieder zur grand-patience gewendet haben bis zur Nacht? — ſo vergehen 365 Tage. Ich verſtehe es nicht. Fragte ich ſeine Leute, womit ſich der Oheim beſchäftigte, ſo antworteten ſie mir: „Nun, ſo, ſo:“ Mir gefällt dieſe Antwort über die Maßen. Solch ein Leben hat etwas Poetiſches und ich hoffe bald dem Beiſpiele des Oheims nachzufolgen; wahrlich der Selige war ein geſcheidter Mann.

In der That bin ich hier wenigſtens kälteren Blutes als in der Stadt, und die Aerzte thaten ſehr recht mich hieher zu ſchicken; wahrſcheinlich thaten ſie es deßhalb, damit ſie mich los wären; aber es ſcheint ich werde ſie betrügen: mein Spleen, du wirſt erſtaunen, iſt beinah vergangen; vergebens meinen ſie, daß das zerſtreute Leben die mir angebornen Uebel heilen könne; keineswegs: das Weltleben macht ſchlecht, eben ſo die Bücher; ich aber hier — ſtelle dir mein Glück vor, — ſehe beinahe niemanden, und habe kein einziges Buch bei mir! Dies Glück iſt gar nicht zu beſchreiben, — man muß es erfahren. Wenn ein Buch auf dem Tiſche liegt, ſo greift man darnach unwillkürlich, ſchlägt es auf, lieſt, der Anfang reizt, verſpricht goldene Berge, — man lieſt weiter, und ſieht lauter Seifenblaſen, und hat das ſchreckliche Gefühl, welches alle Gelehrten empfunden haben vom Anfange der Jahrhunderte bis zum jetzigen Jahr einſchließlich: Suchen und nicht finden! Dieſes Gefühl quälte mich von der Zeit an, da ich anfing meiner bewußt zu werden, und ihm ſchreibe ich dieſe Augenblicke von Spleen zu, welche den Aerzten beliebt der Galle zuzuſchreiben.

Denke jedoch nicht, daß ich völlig als Einſiedler lebe; nach altem Herkommen habe ich als neuer Gutsherr allen meinen Nachbarn, deren zum Glück nicht viele ſind, Beſuche gemacht, mit ihnen von der Jagd geſprochen, die ich nicht leiden kann, vom Ackerbau, von dem ich nichts verſtehe, und von ihren Verwandten, von denen ich in meinem Leben nichts gehört. Aber alle dieſe Herren ſind ſo zuvorkommend, ſo gaſtfreundlich, ſo aufrichtig, daß ich ſie von Herzen liebgewonnen; du kannſt dir nicht vorſtellen, welchen Reiz für mich ihre völlige, ſorgloſe Unwiſſenheit hat über alles, was über ihren Sprengel hinausgeht; mit welchem Ergötzen ich ihre unglaublichen Urtheile anhöre über das einzige Exemplar der Moskau'ſchen Zeitung, das in dem ganzen Bezirk gehalten wird; in dieſem, aus Fürſorge in Packpapier eingeſchlagenem Exemplar leſen ſie der Reihe nach alles, von den Pferdeverkaufs-Anzeigen bis einſchließlich zu den gelehrten Nachrichten; die erſtern, verſteht ſich, leſen ſie mit Intereſſe, und die letztern zum Spaß, — den ich mit ihnen von ganzem Herzen theile, wiewohl aus andrer Urſache, — und damit gewinn' ich mir die allgemeine Achtung. Vorher ſcheuten ſie mich und dachten, daß ich als ein Ankömmling aus der Reſidenz ihnen Vorleſungen über Chemie oder Fruchtwechſel-Wirthſchaft halten würde; aber nachdem ich ihnen geäußert, daß es nach meiner Meinung beſſer ſei nichts zu wiſſen, als nur ſo viel zu wiſſen wie unſre Gelehrten, daß nichts dem Glücke des Menſchen ſo entgegen ſei, als viel zu wiſſen, und daß die Unwiſſenheit noch niemals die Verdauung geſtört, da ſahen ſie es klar ein, daß ich ein guter Kerl und prächtiger Menſch, und fingen an, ihre

mannigfachen Spöttereien über jene Klüglinge auszulaſſen, welche mit ſchlechtem Verſtand auf ihren Gütern die Kartoffeln eingeführt, Dreſchmaſchinen, Grützmühlen und mancherlei andre wunderliche Neuerungen: es iſt zum Todtlachen! — und jenen Klüglingen geſchieht Recht — warum geben ſie ſich all' die Mühe? Die dreiſteren unter meinen neuen Freunden wagen ſich auch an die Politik; mehr als alles beunruhigt ſie der türkiſche Sultan von alter Erinnerung her, und der Streit von Tipil-Buſi mit Haſis-Buſi beſchäftigt ſie ungemein, auch können ſie es nicht herausbringen, weßhalb man Karl den Zehnten jetzt Don Karlos nennt, — glückliche Leute! Wir retten uns vor dem Ekel, den der Seele die Politik erregt, auf künſtliche Weiſe, d. h. wir verſagen uns die Zeitungen zu leſen, aber jene auf die natürlichſte, d. h. ſie leſen ſie und verſtehen ſie nicht.

Gewiß, wenn ich dieſe Leute betrachte, ſo überzeuge ich mich mehr und mehr, daß das wahre Glück nur damit beſtehen kann, entweder alles zu wiſſen oder nichts zu wiſſen, und da das Erſtere bis jetzt dem Menſchen unmöglich iſt, ſo müſſen wir das Letztere wählen. Dieſen Gedanken predige ich meinen Nachbarn auf mannigfache Weiſe, — er iſt ſehr nach ihrem Sinne, mich aber vergnügt die Rührung, mit der ſie mir zuhören; eines nur verſtehen ſie nicht in mir: daß ich, ſonſt ein ſo prächtiger Menſch, weder Punſch trinke, noch Jagdhunde halte; aber ich hoffe, daß ſie ſich daran gewöhnen, und daß es mir gelingen wird doch wenigſtens in unſerm Bezirk dieſe nichtswürdige Aufklärung zu vertilgen, die den Menſchen nur außer Geduld ſetzt, und ſeinem innerſten natürlichen

Trieb entgegenstrebt, dem Triebe, mit untergeschlagenen Armen dazusitzen, . . . aber zum Teufel die Philosophie! Sie versteht es, sich in die Gedanken sogar des thierischen Menschen einzumischen. Apropos von Thieren: einige meiner Nachbarn haben allerliebste Töchter, welche man zwar eben nicht mit Blumen vergleichen kann, aber doch mit Küchengarten-Kräutern; sie sind stark und voll, gesund — und kein Wort aus ihnen herauszubringen. Einer meiner nächsten Nachbarn, ein sehr reicher Mann, hat eine Tochter, die — mich dünkt — Katinka heißt, und die man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten könnte, hätte sie nur nicht die Gewohnheit: das Züngchen zwischen die Zähne zu drücken, und bei jedem Wort, das man ihr sagt, zu erröthen. Ich gab mir Mühe mit ihr ungefähr eine halbe Stunde, und bis jetzt kann ich nicht entscheiden, ob unter dieser schönen Hülle Verstand ist, diese Hülle aber, in der That, ist schön. In diesen halbschlummernden Aeuglein, in diesem aufgeworfenen Näschen, ist etwas so Liebliches, so Kindliches, daß man unwillkürlich die Lust zum Küssen empfindet. Mir wäre sehr wünschbar, — wie man hier sagt — dieses Püppchen etwas zum Reden zu bringen, und ich will beim nächsten Wiedersehen ein Gespräch anknüpfen, wenn auch nur mit den Worten des unvergleichlichen Iwan Fedorowitsch Sponka*): „Sommers, meine Gnädigste, giebt es sehr viel Fliegen," und ich will sehen, ob aus diesem Gespräch nicht etwas Fortgesetzteres hervor-

*) Komische Figur aus einem russischen Roman von Gogel.

gehen wird, als Iwans Fedorowitſch Unterhaltung mit ſeiner Braut.

Leb wohl. — Schreibe mir öfters, aber von mir erwarte nur ſeltne Briefe; mir iſt es ſehr erfreulich, deine Briefe zu leſen, aber doch gar nicht eben ſo erfreulich, ſie zu beantworten.

Zweiter Brief.

(Zwei Monate nach dem erſten.)

Sprich jetzt noch von der Beſtändigkeit der menſchlichen Seele! Unlängſt noch freute ich mich, daß bei mir auch nicht ein einziges Buch zu finden ſei; aber der Monat verging nicht, ſo ſehnt' ich mich nach Büchern. Der Anfang war, daß mich meine Nachbarn zum Tode langweilten; du ſchriebſt mir ganz richtig, daß ich ihnen meine ironiſchen Bemerkungen über die Gelehrten vergebens mittheilte, und daß meine Worte nur ihren dummen Eigendünkel erhöben und ihren Sinn noch mehr verwirrten. Ja! ich habe mich überzeugt, mein Freund: Unwiſſenheit iſt kein Heil. Ich fand hier alsbald dieſelben Leidenſchaften, welche mich von den ſogenannten gebildeten Leuten abgewendet, denſelben Ehrgeiz, dieſelbe Eitelkeit, denſelben Neid, denſelben Eigennutz, dieſelbe Bosheit, dieſelbe Schmeichelei, dieſelbe Niedrigkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß alle dieſe Leidenſchaften hier ſtärker, offner und feiger ſind, — dabei die Gegenſtände geringer! Ich ſage noch mehr: den gebildeten Menſchen zerſtreut ſeine Bildung, und ſeine Seele findet ſich wenigſtens nicht jede Minute ihres Daſeins in voller Erniedrigung; Muſik, Gemälde, Erfindungen des Luxus, alles dies nimmt ei-

nige Zeit, die der Niedrigkeit verloren geht, — aber meine Freunde näher zu kennen ist schrecklich; der Egoismus durchdringt, so zu sagen, ihr ganzes Wesen; im Kauf betrügen, einen ungerechten Prozeß gewinnen, Bestechungen annehmen — gilt nicht insgeheim, sondern geradezu und öffentlich, als Handlung eines klugen Mannes; jemanden zu schmeicheln, von dem großer Vortheil zu erlangen steht, wird als Schuldigkeit eines wohlgezogenen Mannes angesehen; langjährige Bosheit und Rachsucht — als ganz natürliche Sache; Trunkenheit, Kartenspiel, und eine Ausschweifung, wie sie in den Kopf eines gebildeten Menschen niemals eingeht, — als unschuldige, erlaubte Erholung. Und dabei sind sie unglücklich, beklagen sich und verwünschen ihr Leben. — Wie könnt' es auch anders sein! All diese Unsittlichkeit, all diese gänzliche Vergessenheit menschlicher Würde geht vom Großvater auf den Vater über, von dem Vater auf den Sohn, durch väterliche Unterweisung und Beispiel, und steckt so ganze Geschlechter an. Ich begriff, indem ich diese Herren näher beobachtete, warum die Unsittlichkeit so enge mit der Unwissenheit verbunden ist, die Unwissenheit hinwieder mit dem Unglück: das Christenthum ruft nicht umsonst den Menschen zum Vergessen des hiesigen Lebens auf; jemehr der Mensch die Aufmerksamkeit auf seine materiellen (sinnlichen) Bedürfnisse wendet, je höher alle häuslichen Angelegenheiten ihm gelten, die häuslichen Verdrüsse, die Reden der Leute, ihr Benehmen gegen ihn, die kleinlichen Vergnügungen, mit Einem Worte, alle Kleinlichkeit des Lebens, — desto unglücklicher ist er. Diese Kleinigkeiten werden für ihn das Ziel des Daseins, für sie bemüht er

ſich, ereifert er ſich, verwendet er jede Minute des Tages, opfert er alles Heilige der Seele, und wie dieſe Kleinigkeiten unzählig ſind, ſo unterwirft er ſich ſeiner Seele unzähligen Aufreizungen: der Karakter verſchlechtert ſich; alle höheren, abſtrakten, beruhigenden Vorſtellungen werden vergeſſen; Duldung, dieſe höchſte der Tugenden, verſchwindet; — und ohne ſeinen Willen wird der Menſch böſe, jähzornig, grollend, ungeduldig; das Innere ſeiner Seele wird zur Hölle. Beiſpiele hievon ſehen wir jeden Tag: der Menſch, der immer beunruhigt iſt, ob man nicht im Verhältniß zu ihm die Hochachtung oder die Höflichkeit verletzt, die Wirthin vom Hauſe, die ganz in die Aufſicht ihrer Wirthſchaft vertieft iſt, der Wucherer, der nur auf Mehrung ſeiner Prozente ſinnt, der Beamte, der in dem pedantiſchen Kanzleiweſen die wahre Beſtimmung des Dienſtes außer Acht läßt, der Menſch, der in niedern Berechnungen ſeiner Würde vergißt, — ſehet nur dieſe Leute in ihrem häuslichen Kreiſe, im Verhältniß zu Untergebenen — ſie ſind ſchauderhaft; ihr Leben iſt eine ununterbrochene Sorge, die niemals ihr Ziel erreicht, denn ſie haben ſo viel mit den Mitteln zum Leben zu thun, daß ſie nicht zum Leben ſelbſt gelangen! — In Folge dieſer traurigen Beobachtungen über meine ländlichen Freunde ſchloß ich mich ein, und befahl, keinen von ihnen zu mir zu laſſen. Wie ich nun allein war, durchſchritt ich das Zimmer, blickte einigemal nach meinem viereckigen Teich, verſuchte, ob ich ihn wohl zeichnen könnte, aber du weißt, daß der Bleiſtift nie recht meine Sache war, ich gab mir Mühe und Mühe: eine Sudelei kam zu Stande! Ich legte mich auf Dichten, — es erhob

ſich der gewohnte Streit zwiſchen Gedanken, Füßen und Reimen; ich fing ſogar das Singen an, wiewohl ich niemals auch nur di tanti palpiti herauszubringen vermochte, — und zuletzt ach! rief ich den alten Verwalter meines ſeligen Oheims herbei, und unwillkürlich fragt ich ihn: „Hat denn der Oheim niemals eine Bibliothek gehabt?“ Der gute Alte verbeugte ſich tief und antwortete: — Nein, lieber Herr, dergleichen haben wir nie gehabt. — „Was iſt aber da, fragt' ich, in dieſen verſiegelten Schränken, die ich im Oberzimmer ſah?“ — Dort, lieber Herr, liegen Bücher; beim Tode Ihres Oheims hat die Tante dieſe Schränke verſiegeln laſſen, und befohlen, daß niemand je ſie anrühren ſollte. — „Oeffne ſie.“ —

Wir gingen in das Oberzimmer, der Verwalter riß die kaum noch haltenden Wachsſiegel ab — die Schränke gingen auf, und was erblickt' ich? Der Oheim — was ich bis dahin nie vermuthete — war ein großer Myſtiker. Die Schränke waren mit Schriften angefüllt, von Paracelſus, dem Grafen Gabalis, Arnold Villanova, Raymund Cullus, und andern Alchemiſten und Kabaliſten. Ich bemerkte ſogar in dem Schranke einige Reſte chemiſchen Geräths. Wahrhaftig, der ſelige Alte ſuchte den Stein der Weiſen — der Schäker! und wie er das geheim zu halten verſtand!

Da ich ohne Beſchäftigung war, ſo warf ich mich auf die Bücher, die ſich fanden, und jetzt, ſtelle dir mich vor, einen Menſchen im neunzehnten Jahrhundert über großen Folianten ſitzend und mit ganzer Seele eine Abhandlung leſend: von der erſten Materie, von der allgemeinen Elektrizität, von dem Sonnengeiſte, von der nörd-

Digitized by Google

lichen Feuchtigkeit, von den Sternengeiſtern, und anderen dergleichen. Lächerlich und langweilig und intereſſant. Bei dieſen Beeiferungen vergaß ich beinah meiner Nachbarin, obgleich ihr Vater (der einzige ordentliche, wiewohl auch langweilige Menſch im ganzen Sprengel) mich öfters beſucht und ſehr zuvorkommend für mich iſt; aber was ich von ihr höre, alles zeigt, daß ſie, nach dem alten Ausdruck, ein ſehr würdiges Mädchen iſt, d. h. eine große Mitgift hat; nebenher vernehme ich, daß ſie viel Gutes thut, z. B. armen Mädchen zum heirathen verhilft, ihnen Geld giebt für die Hochzeitskoſten, und oft den Zorn ihres Vaters, eines ſehr hitzigen Mannes, zu beſänftigen weiß; alle Bewohner der Umgegend nennen ſie einen Engel. Das alles iſt nicht hieſiger Art; übrigens haben dieſe Mädchen immer große Neigung zum Verheirathen, wenn nicht ſich ſelber, doch andre. Weßhalb wohl das? —

Dritter Brief.

(Zwei Monate ſpäter.)

Vermuthlich denkſt du, daß ich mich nicht nur verliebt, ſondern ſogar verheirathet habe, — aber du irreſt. Ganz mit andern Dingen bin ich beſchäftigt, ich trinke — und weißt du wohl was? Was erſinnt nicht der Müſſiggang! Ich trinke Waſſer, lache nicht — höre erſt; welcherlei Waſſer. Wie ich in der Bibliothek meines Oheims herumwühle, finde ich ein handſchriftliches Buch, worin verſchiedene Rezepte zum Geiſterzitiren enthalten ſind. Viele darunter ſind äußerſt lächerlich; dort wird eine Leber von einer weißen Krähe erfordert, hier Glasſalz, da Diamantenbaum, und meiſtentheils ſind alle Subſtanzen

Digitized by Google

von der Art, daß du ſie in keiner einzigen Apotheke finden magſt. Unter andern Rezepten fand ich folgendes: „Die Elementargeiſter, ſagt der Autor, lieben die Menſchen ſehr, und von Seiten dieſer bedarf es nur der kleinſten Bemühung, um mit jenen in Verkehr zu treten, ſo z. B. iſt es hinreichend, um die in der Luft ſchwebenden Geiſter zu ſehen, daß man die Sonnenſtrahlen in ein Glas Waſſer ſammelt, und dieſes jeden Tag trinkt. Durch dieſes geheimnißvolle Mittel wird der Sonnengeiſt allmählig in den Menſchen eingehen, und deſſen Augen werden ſich für eine neue Welt eröffnen. Wer es unternimmt, ſich mit ihnen vermittelſt eines der edlen Metalle zu vermählen, der wird ſelbſt die Sprache der Elementargeiſter verſtehen, die Art ihres Lebens erkennen, und ſein Daſein wird ſich mit dem Daſein des von ihm auserwählten Geiſtes vereinigen, — der ihm Kenntniß von ſolchen Geheimniſſen der Natur geben wird,... aber mehr dürfen wir nicht ſagen... Sapienti sat... hier iſt auch ohnedies viel, ſchon viel geſagt für die Erleuchtung deines Verſtandes, geliebter Leſer, u. ſ. w. Dieſes Mittel ſchien mir ſo einfach, daß ich es zu verſuchen beſchloß, wenn auch nur deßhalb, mich in Wahrheit rühmen zu können, daß ich an mir ein kabaliſtiſches Geheimniß verſucht habe. Ich gedachte jener Undine, die mich in der Kindheit ſo erfreute, — aber da ich nicht wünſchte mit ihrem Oheim in Händel zu kommen, ſo begehrte ich eine Sylphide zu ſehen; mit dieſem Gedanken — was thut nicht der Müſſiggang? — warf ich einen Türkisring in ein mit Waſſer gefülltes Kryſtallgefäß, ſtellte dies Waſſer in die Sonne, und ſo trink' ich es Abends vor dem Schlafengehen, und finde bis jetzt,

daß dies wenigstens sehr gesund ist; irgend eine Elementarkraft davon spüre ich noch nicht, aber wohl ist mein Schlaf seitdem ruhiger.

Weißt du, daß ich nicht aufhöre meine Kabalisten und Alchemisten zu lesen, und weißt du was ich dir noch sage: diese Bücher ziehen mich sehr an. Wie freundlich, wie aufrichtig sind ihre Verfasser. „Unser Werk" — sagen sie — „ist sehr einfach: eine Frau kann, ohne ihren Spinnrocken zu verlassen, dasselbe vollbringen, — wisse nur uns zu verstehen." — „Vor meinen Augen" — sagt einer — „geschah es, daß Paracelsus eilf Pfund Blei in Gold verwandelte." — „Ich selbst" — sagt ein andrer — „ich selbst verstehe den Urstoff aus der Natur hervorzuziehen, und kann vermittelst derselben leicht alle Metalle eines in das andere nach Belieben umwandeln." — „Im vergangnen Jahr," — sagt ein dritter — „machte ich aus Thon einen sehr schönen Hyazinth," u. s. w. Bei jedem dieser Schriftsteller folgt nach solchem naiven Geständniß ein kurzes, aber lebenerfülltes Gebet. — Mich bewegt außerordentlich dieser Anblick: ein Mensch spricht mit Verachtung von dem, was sie die Gelehrsamkeit der Profanen nennen, d. h. unsere; mit stolzer Selbstgewißheit dringt oder glaubt er zu dringen bis zu den letzten Grenzen der menschlichen Kraft, — und auf diesem hohen Standpunkte demüthigt er sich, indem er sich mit dankbarem, einfältigen Gebet zu dem Allerhöchsten wendet. Unwillkürlich glaubt man dem Wissen eines solchen Menschen; nur der Unwissende kann ein Atheist sein, wie nur der Atheist ein Unwissender. Wir stolze Betriebsame des neunzehnten Jahrhunderts, wir vernachlässigen mit Unrecht

dieſe Bücher, und wollen gar nichts von ihnen wiſſen. Unter mannigfacher Thorheit, worin ſich die Kindheit der Phyſik zu erkennen giebt, fand ich viele tiefe Gedanken; viele dieſer Gedanken konnten im achtzehnten Jahrhundert irrig ſcheinen, aber jetzt wird ein großer Theil derſelben durch neue Entdeckungen beſtätigt: es ging mit ihnen wie mit dem Drachen, den man vor dreißig Jahren für ein fabelhaftes Weſen hielt, und den man jetzt unter den vorweltlichen Thieren ſichtlich aufgefunden hat. Sage, ſollen wir jetzt an der Möglichkeit zweifeln, Blei in Gold zu verwandeln, in dieſer Zeit, wo wir das Mittel gefunden haben, Waſſer zu machen, das ſo lange Zeit für ein uranfängliches Element galt? Welcher Chemiker verſagt ſich den Verſuch, den Diamant zu zerſtören und ihn aufs neue in ſeine erſte Geſtalt wiederherzuſtellen? Aber wodurch iſt der Gedanke, Gold zu machen, lächerlicher als der Gedanke, Diamanten zu machen? Mit Einem Worte, lache über mich wie du willſt, aber ich verſichere dir, daß dieſe vergeſſenen Leute unſrer Aufmerkſamkeit würdig ſind; wenn es nicht möglich iſt, ihnen in allem zu glauben, ſo iſt es doch andrerſeits auch nicht möglich zu bezweifeln, daß ihre Schriften auf ſolche Kenntniſſe hindeuten, die ſich jetzt verloren haben, und die es gar nicht übel wäre auf's neue zu finden; hievon wirſt du dich überzeugen, wenn ich dir einen Auszug aus der Bibliothek meines Oheims ſchicken werde.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe vergaß ich dir gerade das zu ſchreiben, weswegen ich ihn angefangen hatte. Die Sache iſt dieſe, daß ich, mein Freund, mich in ſeltſamer

Verlegenheit befinde und dich um Rath bitte: ich ſchrieb dir ſchon mehrmals von Katinka, der Tochter meines Nachbars; es gelang mir endlich, ſie zum Reden zu bringen, und ich erkannte, daß ſie nicht nur natürlichen Verſtand und ein reines Herz hat, ſondern auch noch eine völlig unvermuthete Eigenſchaft: nämlich, daß ſie ganz und gar verliebt in mich iſt. Geſtern beſuchte mich ihr Vater und trug mir eine Sache vor, von der ich bisher, weil ich alle Geſchäfte meinem Verwalter übergeben, nur flüchtig gehört hatte; zwiſchen uns iſt ein Prozeß anhängig über einige tauſend Deſätinen Wald, welche das Haupteinkommen meiner Bauern ausmachen; dieſer Prozeß zieht ſich ſchon über dreißig Jahre hin, und wenn er nicht zu meinen Gunſten endet, ſo ſind meine Bauern völlig zu Grunde gerichtet. Du ſiehſt, die Sache iſt ſehr wichtig. Mein Nachbar trug ſie mir mit der höchſten Umſtändlichkeit vor, und endigte mit dem Vorſchlag, uns friedlich zu vergleichen; damit aber dieſer Frieden feſter würde, ſo gab er mir durch ſeine Anſpielungen zu verſtehen, daß er ſehr wünſchte mich zum Schwiegerſohn zu haben. Das war völlig eine Vaudeville-Scene, aber ſie machte mich doch nachdenklich. In der That, wie ſteht es mit mir? Meine Jugend iſt ſchon vorüber, ein großer Mann werd' ich nicht mehr, alles iſt mir zum Ueberdruß; Käthchen iſt ein ſehr liebes, folgſames, ſtilles Mädchen; wenn ich ſie heirathe, ſo beendige ich einen dummen Prozeß und verübe vielleicht das einzige gute Werk im Leben: ich ſichere den Wohlſtand meiner Bauern; mit Einem Worte, ich bin ſehr geneigt, Käthchen zu heirathen, ein Leben als geſetzter Gutsherr anzufangen, der Frau die

Verwaltung aller Geſchäfte zu übertragen, und ſelber den ganzen Tag ſtill zu ſein und Taback zu rauchen. Das wäre doch ein Paradies, nicht wahr? ... Dies alles dient nur zur Einleitung, dir zu ſagen, daß ich ſchon zur Heirath entſchloſſen bin, aber dem Vater Kata's noch nichts davon geſagt habe, noch ſagen werde, bis ich nicht deine Antwort auf dieſe Frage abgewartet: wie meinſt du, ſchick' ich mich wohl zu einem Ehemann? wird mich vom Spleen eine Frau retten, welche, vergiß das nicht, die Gewohnheit hat, ganze Tage kein Wort zu reden, und folglich gar kein Mittel beſitzt mich zu langweilen? mit Einem Worte, ſoll ich noch warten, bis irgend etwas Neues, Unverhofftes, Eigenthümliches aus mir hervorgeht, oder hab' ich ganz einfach meine Laufbahn, wie man zu ſagen pflegt, ſchon beendigt, und bleibt mir nur übrig, dafür zu ſorgen, daß aus meiner Perſon möge ſo viel als möglich Spermaceti gemacht werden können? Ich erwarte deine Antwort mit Ungeduld.

Fünfter Brief.

Ich danke dir, mein Freund, für deine Entſchloſſenheit, deinen Rath, und für den Segen! Kaum hatte ich deinen Brief empfangen, ſo ritt ich zum Vater meiner Kata, und machte förmlich meinen Antrag. Hätteſt du doch nur geſehen, wie Kata ſich freute, erröthete! Sie ſagte mir ſogar folgende Phraſe, in welche ſich ganz ihre reine und unſchuldige Seele ergoß: „Ich weiß nicht," ſagte ſie zu mir, „ob es mir gelingen wird, aber ich werde mich bemühen, Euch ſo glücklich zu machen, wie ich ſelber glücklich ſein werde." Dieſe Worte ſind ſehr ein-

Google

fach, aber wenn du gehört hätteſt, mit welchem Ausdruck ſie geſprochen wurden! Du weißt, daß oft in Einem Worte mehr Gefühl liegt, als in einer langen Rede; ich ſah eine ganze Welt von Gedanken in Käthchens Worten: ſie müſſen ihr ſchwer angekommen ſein, und ich weiß es ganz zu würdigen, welche Kraft ihr die Liebe gab, um die jungfräuliche Schüchternheit ſo zu überwinden. Die Handlungen des Menſchen ſind bedeutend im Verhältniß der Kräfte, die er beſitzt, und ich glaubte bisher, die Schüchternheit zu überwinden ſei für Kata über ihre Kräfte... Nach dieſem kannſt du dir vorſtellen, daß wir uns umarmten, küßten, der Alte weinte, und nach Beendigung der Faſten geht es in fröhlichem Schmauſen auf die Hochzeit los. Daß du nur unfehlbar kommeſt! wirf alle deine Geſchäfte beiſeit, — ich will, daß du ein Zeuge meines, wie man zu ſagen pflegt, Glückes ſeiſt; komm wenigſtens um der Merkwürdigkeit willen, dir einen Bräutigam mit ſeiner Braut anzuſehen, wie du deren gewiß noch niemals erblickt haſt: ſie ſitzen einander gegenüber, ſehen einander mit beiden Augen an, beide ſchweigen, und beide ſind ſehr zufrieden.

Sechſter Brief.

(Eine Woche ſpäter.)

Ich weiß nicht, wie meinen Brief anfangen; du wirſt mich für verrückt halten; du wirſt lachen, mich ſchelten; alles erlaub' ich dir, erlaube dir ſogar, mir nicht zu glauben; aber ich vermag nicht an dem zu zweifeln, was ich mit eignen Augen geſehen, und noch täglich ſehe. Nein! in den Rezepten meines Oheims iſt nicht alles aber-

witzig. Wirklich iſt dies ein Ueberbleibſel alter Geheimniſſe, welche bis jetzt in der Natur vorhanden ſind, und wir wiſſen vieles noch nicht, vieles haben wir vergeſſen, und viel Wahres halten wir für Unſinn. Hier iſt, was ſich mir ereignet hat, lies und erſtaune: meine Unterhaltungen mit Kata, wie du dir leicht vorſtellen kannſt, ließen mich meines Gefäßes mit Sonnenwaſſer nicht vergeſſen; du weißt, Wißbegierde, oder, um aufrichtiger zu reden, Neugierde, iſt mein eigentliches Element, das ſich allen meinen Angelegenheiten beimiſcht, ſie bedingt, und mich zu leben hindert; ich komme niemals davon los; immer reizt etwas, immer harrt irgend was in der Ferne, die Seele ſehnt ſich, leidet, — und was wird daraus... Aber kehren wir zur Sache zurück. Geſtern Abend ging ich zu dem Gefäß hinan, und bemerkte in meinem Ringe eine Art von Bewegung. Anfangs dachte ich, dies ſei eine optiſche Täuſchung, und um mich zu überzeugen nahm ich das Gefäß in die Hände; aber kaum machte ich die kleinſte Bewegung, als mein Ring ſich in kleine blaue und goldne Funken zertheilte, ſie zogen auf dem Waſſer feine Fäden und bald verſchwanden ſie völlig, dagegen wurde das Waſſer ganz golden mit blauem Schillern. Ich ſetzte das Gefäß an ſeine frühere Stelle, und auf dem Boden deſſelben war mein Ring gleich wieder zuſammengefloſſen. Ich geſtehe dir, daß mir unwillkürlich ein Schauder durch den ganzen Körper lief; ich rief den Diener herbei, und fragte ihn, ob er etwas in meinem Gefäß bemerkte; er ſagte nein. Da erkannte ich, daß dieſe ſeltſame Erſcheinung nur für mich allein ſichtbar ſei. Um dem Diener keinen Anlaß zu geben meiner zu ſpotten,

ſchickte ich ihn weg mit dem Bemerken, das Waſſer ſchiene mir nicht rein. Als ich allein geblieben war, wiederholte ich meinen Verſuch lange Zeit, und dachte über dieſe wundervolle Erſcheinung nach. — Ich goß mehrmals das Waſſer aus einem Gefäß in das andere über, jedesmal wiederholte ſich dieſe Erſcheinung mit erſtaunenswürdiger Genauigkeit, und doch iſt ſie durch keinerlei phyſiſche Geſetze zu erklären. Iſt es denn in der That wirklich ſo? Bin ich dazu erkoren, dieſes wunderbare Geheimniß zu ſehen? Mich dünkt es ſo wichtig, daß ich entſchloſſen bin, daſſelbe bis zum Schluſſe zu verfolgen. Schon vorher war ich eifrig über meine Bücher, und jetzt, da dieſer Verſuch vor meinen Augen ſich bewerkſtelligt hat, macht alles mehr und mehr deutlich, daß der Menſch mit einer andern, uns entrückten Welt in Verbindung ſteht. Was wird noch ferner ſein! . .

Siebenter Brief.

Nein, mein Freund, du haſt dich geirrt und ich ebenfalls. Ich bin vorherbeſtimmt, Zeuge eines großen Geheimniſſes der Natur zu ſein und daſſelbe den Menſchen zu verkündigen, ſie an die wunderbare Kraft zu erinnern die ſich in ihrer Macht befindet und deren ſie vergeſſen haben; ſie zu erinnern, daß wir von andern bis jetzt ihnen unbekannten Welten umgeben ſind. Und wie einfach ſind alle Handlungen der Natur! Welch einfache Hülfsmittel wendet ſie zur Hervorbringung ſolcher Dinge an, welche den Menſchen verwirren und erſchrecken! Höre und erſtaune:

Geſtern, vertieft in Betrachtung meines wunderbaren Ringes, bemerkte ich auf's neue eine Art von Bewe-

gung darin: ich ſchaue — auf dem Waſſer erheben ſich blaue Wellen; und in ihnen brechen ſich regenbogenfarbige, opalartige Strahlen; der Türkis verwandelte ſich in einen Opal, und von ihm ſtieg im Waſſer wie eine Art Sonnenſchein aufwärts, alles Waſſer gerieth in Wallung, goldne Quellen ſprangen empor und zerſtreuten ſich in blaue Funken. Nun entſtand eine Vereinigung aller möglichen Farben, welche bald in undeutlichen Schattirungen zuſammenfloſſen, bald hell auseinander traten. Endlich verſchwand der Regenbogenglanz, und an ſeine Stelle trat eine blaſſe, grünliche Farbe; über den grünlichen Wellen zogen ſich roſige Fäden, verflochten ſich untereinander und floſſen auf dem Boden des Gefäſſes in eine ſchöne, volle Roſe zuſammen — und alles wurde ſtill: das Waſſer klärte ſich, nur die Blumenblätter der üppigen Blume ſchwankten leiſe. So vergingen wieder einige Tage; ſeitdem ſtehe ich jeden Tag frühmorgens auf, trete zu meiner geheimnißvollen Roſe hinan und erwarte ein neues Wunder; allein vergebens — die Roſe blüht ſtill weiter, und ich bemerke ſonſt nichts, als daß ſie mein ganzes Zimmer mit unausſprechlichem Wohlgeruch erfüllt. — Ich gedenke unwillkürlich deſſen, was ich in einem meiner kabaliſtiſchen Bücher geleſen habe, daß die Elementargeiſter alle Reiche der Natur durchwandeln, bevor ſie ihre wirkliche Geſtalt erlangen. Wunderbar! Wunderbar!

(Einige Tage nachher.)

Heute ſah ich nach meiner Roſe, und gewahrte in ihrer Mitte etwas Neues. . . damit ich ſie beſſer betrachten könnte, erhob ich das Gefäß und wollte die Flüſſigkeit in ein anderes übergießen, aber kaum hatte ich es in Be-

wegung gebracht, als wieder grüne und roſige Fäden ſich von der Roſe her, aufzogen und mit geſtreifter Strömung in das Waſſer übergingen, und dann aufs neue zeigte ſich mir auf dem Boden des Gefäßes die ſchöne Blume: alles beruhigte ſich, nur ſchimmerte etwas in ihrer Mitte: die Blätter öffneten ſich allmählig, und — ich traute meinen Augen nicht! — zwiſchen orangefarbenen Staubfäden ruhte — wirſt du mir glauben? ruhte ein wunderbares, nie geſehenes, unglaubliches Weſen — mit Einem Worte, eine Frauengeſtalt, den Augen kaum erkennbar! Wie ſoll ich dir das Gemiſch von Entzücken und Schauder beſchreiben, das ich in dieſem Augenblick empfand! — Dieſe Frauengeſtalt war nicht ein Kind; ſtelle dir das Miniaturbild eines Frauenzimmers in der vollen Blüthe der Jahre vor, und du wirſt einen ſchwachen Begriff des Wunders erlangen, das vor meinen Augen war; nachläſſig ruhte ſie in ihrem weichen Lager und ihre bräunlichen Locken ſchwankten von dem Zittern des Waſſers, bald enthüllten ſie, bald verbargen ſie wieder meinen Augen die Fülle jungfräulicher Reize. Sie war, ſo ſchien es, in tiefen Schlaf verſunken, und ich, begierig die Augen auf ſie heftend, hielt den Athem an, damit ich ihre ſüße Ruhe nicht unterbräche.

O, jetzt glaub' ich den Kabaliſten; ich wundre mich nur, wie ich früher mit lächelndem Unglauben auf ſie blickte; nein! wenn Wahrheit auf dieſer Welt iſt, ſo iſt ſie einzig nur in jenen Werken! Ich bemerkte jetzt erſt, daß ſie hierin unſern gewöhnlichen Gelehrten ungleich, nicht mit einander ſtreiten, nicht einer dem andern widerſprechen; alle ſprechen von einem und demſelben Geheimniß; nur

ihr Ausdruck iſt verſchieden, verſtändlich aber ſind ſie für denjenigen, der in ihren geheimen Gedanken eindrang! Leb wohl! Entſchloſſen wie ich bin, dieſes Geheimniß der Natur bis zu Ende zu verfolgen, habe ich den Verkehr mit den Menſchen abgebrochen; eine andre, neue, geheimnißvolle Welt erſchließt ſich mir; nur der Nachwelt will ich die Geſchichte meiner Entdeckung überliefern. — Ja, mein Freund, ich bin zu Großem auserwählt in dieſem Leben!

Brief des Gabriel Sophronowitſch Reſhenskii an den Herausgeber.

Geehrteſter Herr,

Obwohl ich nicht die Ehre habe perſönlich Sie zu kennen, hoffe ich doch bei Ihnen entſchuldigt zu ſein, wenn ich in Kenntniß Ihrer engen Freundſchaft mit Michael Platonowitſch den Entſchluß faſſe, Sie mit meinem Schreiben zu beläſtigen. Ihnen iſt es gewiß nicht unbekannt, daß ich mit ſeinem ſeligen Oheim, in deſſen Erbſchaft er geſetzlich eingetreten, einen Prozeß über eine bedeutende Nutzung von Bau- und Brennholz hatte. Da Ihr Freund eine Neigung für meine älteſte Tochter Katharina Gabrilowna empfand, ſo trug er ſich mir zum Schwiegerſohn an, wozu ich, wie Ihnen bekannt, meine Zuſtimmung äußerte; demzufolge ſtellte ich, in Hoffnung beiderſeitigen Vortheils, den Prozeß ein; aber nun finde ich mich in äußerſter Verlegenheit. Bald nach der Verlobung, als auch bereits allen Bekannten die Anzeige davon gemacht und die Ausſteuer meiner Tochter völlig bereitet war, ſo wie alle erforderlichen Schriften ausgefertigt, brach Michael

Platonowitſch plötzlich ſeine Beſuche bei mir ab. Ich hielt ein ihm zugeſtoßenes Unwohlſein für die Urſache, und ſchickte einen Diener zu ihm, und endlich meine Altersſchwäche nicht beachtend, machte ich mich ſelbſt auf den Weg; es hätte mir ungeziemend und beleidigend geſchienen, ihn daran zu erinnern, daß er ſeiner Braut vergäße, aber er entſchuldigte ſich nicht einmal; er ſprach mir nur von einem unternommenen, wichtigen Geſchäft, das er vor der Hochzeit beendigen müſſe, und das während einiger Zeit ſeine ununterbrochene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt erfordere. Ich vermuthete, daß er eine Pottaſchfabrik zu errichten vorhabe, wovon er früher gegen mich bisweilen Erwähnung gethan; ich meinte, er könne mich überraſchen und für mich ein Hochzeitsgeſchenk bereiten wollen, um augenſcheinlich darzuthun, daß er ſich mit etwas Nützlichem zu beſchäftigen wiſſe, indem ich ihn öfters wegen ſeiner Unthätigkeit getadelt hatte; aber für ſolche Fabrik bemerkte ich keinerlei Vorbereitungen, noch ſehe ich deren jetzt. Ich dachte nun einige Zeit zu warten, und zu ſehen was ferner geſchehen würde, als ich geſtern zu meinem höchſten Erſtaunen erfuhr, daß er ſich eingeſchloſſen hat und niemanden zu ſich läßt, ja daß man ſogar das Eſſen ihm durch das Fenſter reicht. Da kam mir, geehrteſter Herr, ein ſeltſamer Gedanke in den Kopf. Der ſelige Oheim lebte in demſelben Hauſe und galt in unſerm Bezirk für einen Schwarzkünſtler; ich, mein Herr, habe auch vormals auf der Univerſität ſtudirt, und bin zwar etwas zurückgeblieben, aber an die Schwarzkunſt glaub ich nicht; jedoch was kann dem Menſchen nicht begegnen, beſonders einem ſolchen Philoſophen, wie Ihr Freund einer iſt!

Was mich aber noch mehr überzeugt, daß dem Michael Platonowitſch etwas nicht Gutes zugeſtoßen, iſt das Gerücht, das an mich gelangt iſt, er ſäße ganze Tage und blicke auf ein Gefäß mit Waſſer. Unter ſolchen Umſtänden, geehrteſter Herr, wende ich mich an Sie mit der unterthänigſten Bitte, Ihre Hieherkunft unverzüglich zu beeilen, um Ihren Freund, gemäß Ihrer ihm gewidmeten Theilnahme, beſtens zu berathen, und damit auch ich erfahren möge, wie ich mich zu verhalten habe; ob ich auf's neue den Prozeß anfangen oder die beſtimmte Sache zu Ende führen ſoll; denn ich ſelbſt, nach der von Ihrem Freunde mir zugefügten Beleidigung, kann nicht mehr zu ihm in's Haus gehen, obgleich mich Käthchen mit bittern Thränen darum bittet. In der Hoffnung, Sie baldigſt zu ſehen, habe ich die Ehre u. ſ. w.

Erzählung.

Nach Empfang dieſes Briefes glaubt' ich vor allem mich an einen mir bekannten Arzt wenden zu müſſen, einen ſehr erfahrnen und gelehrten Mann. — Ich zeigte ihm die Briefe meines Freundes, erzählte ihm den ganzen Hergang, und fragte ihn, ob er aus allem dieſen ſich irgend vernehmen könne? ... „Alles dies, antwortete mir der Doktor, iſt ſehr klar, und gar nicht neu für den Arzt... Ihr Freund hat ganz einfach den Verſtand verloren." — Aber leſen Sie doch ſeine Briefe, — verſetzte ich, — iſt darin das kleinſte Merkmal von Wahnſinn? Den ſeltſamen Gegenſtand derſelben bei Seite geſetzt, werden Sie darin nur die beſonnene Beſchreibung einer phyſiſchen Erſcheinung ſehen.... —

„Alles dies iſt uns klar,...“ wiederholte der Arzt... „Sie wiſſen, wir unterſcheiden mehrere Gattungen des Wahnſinns — vesaniae. Zur erſten Gattung gehören alle Arten der Wuth — hieher iſt der Fall Ihres Freundes nicht zu rechnen; die zweite Gattung begreift in ſich, erſtens die Neigung zu Viſionen — hallucinationes, zweitens den Glauben an die Gemeinſchaft mit Geiſtern — daemonomania. Es iſt ganz begreiflich, daß Ihr Freund, von Natur zur Hypochondrie geneigt, auf dem Lande einſam, ohne irgend eine Zerſtreuung, ſich in das Leſen ſolchen Unſinns vertiefte, — dieſes Leſen wirkte auf ſeine Gehirnnerven, die Nerven....“

Noch lange erklärte mir der Doktor, welchergeſtalt ein Menſch bei vollem Verſtande und doch toll ſein könne, zu ſehen glaube, was er nicht ſieht, zu hören was er nicht hört; zu meinem höchſten Bedauern kann ich dem Leſer dieſe Erklärungen nicht mittheilen, denn ich verſtand nichts davon, aber, durch die Beweisführungen des Doktors überzeugt, unterließ ich nicht ihn einzuladen, mich auf das Gut meines Freundes zu begleiten.

Michael Platonowitſch lag auf dem Bette, mager, blaß; während mehrerer Tage hatte er gar keine Nahrung zu ſich genommen — als wir zu ihm traten, kannte er uns nicht, wiewohl ſeine Augen offen ſtanden; in ihnen brannte eine Art wilden Feuers; auf alle unſre Anreden erwiederte er kein Wort.... Auf dem Tiſche lagen beſchriebene Blätter Papier — ich konnte nur wenige Zeilen davon herausbringen, hier ſind ſie:

Bruchstücke aus dem Tagebuche des Michael Platonowitsch.

„Wer bist du?"

— Ich habe keinen Namen — ich bedarf dessen nicht....

„Woher kommst du?"

— Ich bin dein — das ist alles was ich weiß — dir gehör' ich an, und keinem Andern, — aber warum bist du hier? wo es so schwül und kalt ist; bei uns wohnt die Sonne, klingen die Blumen, — duften die Klänge — zu mir — zu mir.... Wie schwer ist deine Kleidung — wirf sie ab, wirf sie ab.... Nein, noch kannst du nicht in unsere Welt gelangen.... Aber ich lasse dich nicht! — Wie alles todt ist in deiner Wohnung... Alles Lebendige ist bedeckt mit kalter Hülle — zerreiße, zerreiße sie!

„Das hier ist eure Wissenschaft?... Das eure Kunst?... Ihr sondert Zeit von Zeit und Raum von Raum, und sterbet nicht aus Langerweile — zu mir, zu mir — schnell, schnell....

„Du bist dieses stolze Rom, die Hauptstadt der Jahrhunderte und der Völker? Wie hat sich das Epheu über deine Trümmer hingebreitet.... Aber die Trümmer bewegen sich, aus dem grünen Boden erheben sich mannigfach gestaltete Säulen, sie stellen sich in harmonischer Ordnung auf, — kühn biegt sich das Gewölbe über sie hin, den Staub der Jahrhunderte abschüttelnd belegt sich der Fußboden mit spielender Mosaik, — auf dem Fußboden drängen sich lebendige Menschen, starke Klänge der alten Sprache verfließen mit dem Geräusch der Wogen — der Redner im weißen Gewand mit dem Kranz auf dem

Haupte erhebt die Hand ... und alles iſt verſchwunden — prächtige Gebäude ſinken zur Erde, — die Säulen biegen ſich, die Wölbungen graben ſich in die Erde, das Epheu windet ſich aufs neue über die Trümmer hin — alles iſt ſtill geworden, — die Glocke ladet zum Gebet ein, der Tempel iſt eröffnet, man hört Klänge der Orgel — tauſend harmoniſche Uebergänge ſchweben unter meinen Fingern, Gedanke ſtürzt ſich auf Gedanke, ſie jagen einander wie Traumgeſichte — wär' es möglich, ſie zu ergreifen, ſie feſtzuhalten? — und die gehorſame Orgel auf's neue wiederholt, als getreues Echo, alle augenblicklichen, unwiederbringlichen Bewegungen der Seele.... Der Tempel verödet, der Mondſchein fällt auf zahlloſe Statuen — ſie verlaſſen ihre Plätze, ſchreiten voller Leben an mir vorüber ihre Reden ſind alt und neu, ihr Lächeln und ihr Blick bedeutungsvoll — und auf's neue lehnen ſie ſich auf ihre Fußgeſtelle, und auf's neue fällt der Mondſchein auf die Statuen.... Schon ſpät iſt es ... unſer harrt das muntre ſtille Gemach, vor den Fenſtern ſchimmert der Tiber, über ihm das Kapitol der ewigen Stadt... Bezauberndes Bild — es fließt zuſammen in dem engen Rahmen unſres Gemachs, ha! dort iſt ein andres Rom, ein andrer Tiber, ein andres Kapitol — wie munter praſſelt das Feuer .... umarme mich, reizendes Mädchen.... In dem Perlenpokal wallt das funkelnde Naß ... trinke ... trinke ... Dort wirbelt in Flocken der Schnee und verwiſcht die Spur des Weges — hier erwärmen mich deine Umarmungen....

Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee, wirbelt empor zur Säule den eiſigen Staub,

in jedem Stäubchen glänzet die Sonne — Roſen erblühen auf dem Antlitz der Geliebten — ſie ſchmiegte mit duftigen Lippen ſich mir an — wo fandeſt du dieſe Kunſt des Küſſens? Alles brennt in dir und heiße Feuchtigkeit umwallt jede Faſer meines Leibes.... Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee.... Was? Geſchrei des Kampfes? Iſt neue Feindſchaft zwiſchen dem Himmel und der Erde.... Nein, ein Bruder verrieth den Bruder, ein unſchuldiges Mädchen in der Gewalt des Verbrechens .... und die Sonne ſcheint und die Luft kühlt? Nein! die Erde erbebte, die Sonne verfinſterte ſich, ein Sturm ſenkte ſich herab vom Himmel — rettete das Opfer und reinigte den Verbrecher, — und auf's neue ſcheint die Sonne, und die Luft iſt ſtill und kühl, der Bruder umarmt den Bruder, und die Stärke beugt ſich vor der Unſchuld.... Folge mir, folge mir .. — es giebt eine andre Welt, eine neue Welt.... Siehe, der Kryſtall hat ſich aufgelöſt — dort innen iſt eine neue Sonne.... Dort vollendet ſich das große Geheimniß der Kryſtalle, laß uns den Vorhang aufheben.... Schaaren von Bewohnern der durchſichtigen Welt feiern ihr Leben mit bunten Blumen, hier iſt Luft — Sonne, Leben — ewiges Licht, ſie ſchöpfen in der Pflanzenwelt wohlduftende Harze, ſie faſſen ſie in glänzende Prismen ein, und befeſtigen ſie mit dem Elemente des Feuers.... Folge mir, folge mir! Wir ſind noch auf der erſten Stufe.... Aus unzähligen Wölbungen fließen Bäche — ſie ſprudeln raſch empor, und raſch fallen ſie zur Erde herab; über ihnen bricht ein lebendiges Prisma die Strahlen der Sonne, die Strahlen der Sonne winden ſich durch die Adern, und ein Spring-

brunnen führt ihre regenbogenfarbigen Funken in die Luft, bald fallen ſie in die Kelche der Blumen, bald in langem Bande winden ſie ſich zu netzartigen Gebilden; Lebensgeiſter, angeſchmiedet an ewigkochenden Gefäßen, verwandeln die lebendige Feuchtigkeit in duftenden Dampf, er verbreitet ſich in Wolken über den Wölbungen und fällt in großem Regen in das geheimnißvolle Gefäß des Pflanzenlebens.... Hier, im Heiligthume ſelbſt, kämpft der Keim des Lebens mit dem Keim des Todes, die lebendigen Säfte verſteinern und erſtarren in Metalladern, todte Elemente verwandeln ſich in den Uranfang der Seele.... Folge mir! folge mir! ... Auf den hohen Thron ſetzte ſich der Gedanke des Menſchen, aus aller Welt zogen ſich zu ihm goldne Bande, — die Geiſter der Natur beugten ſich in den Staub vor ihm, — im Oſten brach das Licht der Bewegung an, — im Weſten in den Strahlen der Abendröthe drängten ſich die Träume, und, nach Belieben der Gedanken — bald verſchmolzen ſie in Eine harmoniſche Form, bald zerſtreuten ſie ſich in fliegende Wolken.... Am Fuße des Thrones hielt ich mich in ihren Umarmungen feſtgedrückt.... Wir gingen an der Erde vorüber!...

Siehe — dort im uferloſen Abgrunde ſchwebt euer Stäubchen: dort die Verwünſchungen des Menſchen, dort das Schluchzen der Mutter, dort das Geſchwätz der Lebensnothdurft, dort der Hohn der Böſen, dort das Leiden des Dichters — hier verſchmilzt alles in ſüße Harmonie, hier iſt keine Leidenswelt, ſondern eine Welt des Wohllauts, und harmoniſche Klänge durchbeben leiſe die Wogen des Aethers.

Laſſe die irdiſche poetiſche Welt! Auch ihr auf

Erden habt Poeſie! den zerpflückten Kranz eurer Seligkeit! Arme Menſchen! Seltſame Menſchen! In eurer dumpfen Tiefe fandet ihr, daß ſogar Leiden Glück ſei! Ihr verleihet dem Leiden poetiſchen Abglanz! Ihr ſeid ſtolz auf eure Leiden, ihr möchtet, daß die Bewohner der andern Welt euer Leben beneideten! In unſrer Welt ſind keine Leiden — dies iſt nur der unvollkommenen Welt zugetheilt, — ein Geſchöpf des unvollkommenen Daſeins! — Dem Menſchen ſteht es frei, vor ihnen ſich zu beugen, und ihm ſteht frei, ſie abzuwerfen wie ein zerlumptes Gewand von den Schultern des Beduinen.....

Meinſt du vielleicht, daß ich dich nicht kannte? Von früher Kindheit an war ich bei dir im Hauche des Lüftchens, in den Strahlen der Frühlingsſonne, in den Tropfen des duftigen Thaues, in den überirdiſchen Gebilden des Dichters! Wann in dem Menſchen der Stolz ſeiner Stärke ſich wiedergebährt, wann ſtrenge Verachtung fällt aus ſeinen Augen auf die armſeligen Gebilde der ſublunariſchen Welt, wann ſeine Seele den Staub abwerfend ſterblicher Pein niedertritt mit Hohn die vor ihm zitternde Natur, — dann ſchweben wir über euch, dann harren wir des Augenblicks, euch aus den rauhen Feſſeln der Materie emporzuführen, dann ſeid ihr würdig unſres Anblicks! — Dieſe! Iſt irgend Leid in meinem Kuſſe — iſt irgend Zeit in ihm — er verlängert ſich in Ewigkeit und jeder Augenblick iſt für uns — neuer Genuß! ... O bleibe mir treu! bleibe dir treu! Bewahre dich vor den Aergerniſſen deiner groben verſchmähten Natur!

Siehe — dort, in der Ferne, auf eurer Erde beugt ſich der Dichter vor einem Haufen Steine, überwachſen

von empfindungsloſen Gebilden der Pflanzenkraft. „Natur!“ ruft er mit Begeiſterung aus, „erhabene Natur, was iſt größer als du in dieſer Welt? Was iſt gegen dich der Gedanke des Menſchen.“ Und die blinde, lebloſe Natur ſpottet ſeiner, und in dem Augenblicke des vollen Frohlockens des menſchlichen Gedankens, wälzt ſie eine Eislawine herab und vernichtet den Menſchen und den Gedanken des Menſchen! Nur in der Seele der Seele ſind hohe Gipfel! nur in der Seele der Seele tiefe Abgründe! In ihre Tiefe wagt ſich nicht die todte Natur; in ihrer Tiefe iſt die unabhängige, feſte Welt des Menſchen; ſtehe hier das Leben des Dichters — ein Heiligthum! hier iſt die Poeſie — eine Wahrheit! hier wird alles ausgeſprochen, was der Dichter noch nicht ſagen gekonnt; hier verwandelt ſich deſſen irdiſches Leiden in eine unermeßliche Reihe von Genüſſen! . . . . . .

O liebe mich! Ich welke nie dahin! Ewig jugendlich wird meine jungfräuliche Bruſt an deiner Bruſt ſchlagen! Ewiger Genuß wird für dich neu und in Fülle ſein — und in meinen Umarmungen wird der unmögliche Wunſch immer zum möglichen Gedanken werden!

. . . . . .

Dieſer Säugling — dies unſer Kind! Es harret nicht der Pflege des Vaters, es erweckt nicht falſche Zweifel, es erfüllte im voraus deine Hoffnungen; es iſt Jüngling und ſchon Mann zugleich, es lächelt und ſchluchzet nicht — ihm ſind keine Leiden möglich, wenn du nur nicht dein grobes, verſchmähtes Erdentheil zurückrufſt. — Nein, du wirſt uns nicht tödten durch bloßen Wunſch!

Aber weiter, weiter — es giebt noch eine andre,

höhere Welt, dort fließt der Gedanke ſelber mit dem Wunſche zuſammen — folge mir, folge mir! ...“

Mehr herauszubringen war faſt nicht möglich; es waren unzuſammenhängende, verſchiedenartige Worte: Liebe ... Vegetation ... Elektrizität ... Menſch ... Geiſt ... Am Schluſſe waren die letzten Zeilen mit gewiſſen ſeltſamen mir unbekannten Buchſtaben geſchrieben, und brachen auf jeder Seite ab.

Nachdem wir alle dieſe Tollheiten ſorgſam auf die Seite geſchafft, gingen wir an's Werk, und fingen damit an, daß wir unſern Schwärmer in ein ſtärkendes Bad ſetzten; der Kranke erzitterte am ganzen Leibe; „gutes Zeichen;“ rief der Doktor aus. In den Augen des Kranken drückte ſich eine ganz beſondre Empfindung aus, wie etwa Reue, Bitte, Pein der Trennung, ſeine Thränen floſſen in großen Tropfen ... Ich machte den Doktor auf dieſen Ausdruck des Geſichts aufmerkſam.... Der Doktor antwortete: facies hippocratica!

Nach einer Stunde wieder ein ſtärkendes Bad — und ein Löffel Mixtur; darüber kämpften wir ordentlich, der Kranke ſträubte und wehrte ſich lange, aber endlich ſchluckte er es hinunter. „Der Sieg iſt unſer!“ rief der Doktor aus.

Der Doktor verſicherte, wir müßten aus allen Kräften uns bemühen, unſern Kranken aus ſeiner Erſtarrung herauszubringen und ſeine Empfindung aufzureizen. So thaten wir auch — zuerſt ein Bad, dann ein Löffel Mixtur die Eßluſt zu wecken, dann ein Löffel Fleiſchbrühe, und dank unſrer verſtändigen Sorgfalt, fing der Kranke

ſichtlich an, ſich zu beſſern; zuletzt zeigte ſich auch Eßluſt — er begann ſchon zu eſſen ohne unſre Beihülfe.

Ich ſuchte nun meinem Freunde die Erinnerung der vorigen Sachen abzuwenden, und ſeinen Sinn auf gründliche und nützliche Dinge zu lenken, als zum Beiſpiel auf den Zuſtand ſeines Beſitzthums, auf den Vortheil, eine Pottaſchfabrik hier zu errichten, und die Abgaben der Bauern auf andern Fuß zu ſetzen, ... aber mein Freund hörte mich an wie im Schlaf, er widerſprach mir in nichts, folgte mir in allem gutwillig, trank, aß, was man ihm darreichte, wiewohl er darauf keinerlei Achtung hatte.

Was alle Mixturen des Doktors nicht bewirken konnten, das brachten meine Geſpräche zuwege von unſrer luſtigen Jugend, und inſonderheit einige Flaſchen auserleſenen Laffittes, welche ich mitzubringen bedacht geweſen; dieſes Mittel, verbunden mit vortrefflichem Roſtbeef, brachte meinen Freund vollkommen wieder auf die Beine, ſo, daß ich ſogar wagte, die Rede auf ſeine Braut zu bringen; er hörte mich aufmerkſam an, und ſtimmte mir in allem bei; ich, als ein praktiſcher Mann, ſäumte nicht, ſeine gute Gemüthslage zu benutzen, ritt zu dem künftigen Schwiegervater, machte alles ab, legte den ſtreitigen Handel bei, ſchrieb den Heirathsvertrag nieder, ließ meinen Sonderling ſeine alte Uniform anziehen, verheirathete ihn — wünſchte ihm Glück, und reiſte zu mir nach Hauſe zurück, wo ein gerichtliches Geſchäft mich erwartete, und ich geſtehe, daß ich ſehr zufrieden mit mir und meinem Erfolg abreiſte. In Moskau, wie ſich von ſelbſt verſteht, überſchütteten mich alle Verwandten mit Freundlichkeiten und Dankſagungen.

Einige Monate ſpäter, nachdem ich meine Geſchäfte beſorgt, hielt ich doch für gut, die Neuvermählten zu beſuchen, um ſo mehr, als ich von dem jungen Ehemann gar keine Nachricht empfing.

Ich kam frühmorgens bei ihm an: er ſaß im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife im Munde, ſeine Frau ſchenkte Thee ein, durch das Fenſter fiel heller Sonnenſchein, und eine große reife Birne bog ſich an ihrem Zweige herein; mein Freund ſchien ſich meiner zu freuen, war aber im Ganzen ſchweigſam.

Ich wählte den Augenblick, da ſeine Frau ſich aus dem Zimmer entfernte, und ſagte mit Kopfſchütteln zu ihm:

„Nun, Brüderchen, biſt du denn nicht glücklich?“

Was glauben Sie? Ließ er ſich in's Geſpräch ein? O ja! Aber was für Zeug brachte er vor!

„Glücklich!“ wiederholte er mit Lächeln, „weißt du, was du mit dieſem Worte ſagſt? Innerlich lobeſt du dich und denkſt: Was bin ich doch für ein kluger Kerl, ich habe dieſen Verrückten wiederhergeſtellt, ihn verheirathet, und nun iſt er durch meine Fürſorge glücklich ... Glücklich! ... Dir liegen alle Lobpreiſungen meiner Tanten, Oheime, aller dieſer ſogenannten vernünftigen Leute, im Sinn, — und deine Eigenliebe iſt ſtolz und rühmt ſich — nicht wahr?“

— Und wenn es auch ſo wäre, verſetzte ich. „So begnüge dich mit dieſen Lobpreiſungen und Dankſagungen, aber die meinigen erwarte nicht; ja! Kätchen liebt mich, unſer Beſitzthum iſt in guter Ordnung, die Einkünfte gehen richtig ein, — mit Einem Worte, du haſt mir Glück

verliehen, aber nicht meines; du haſt dich in der Nummer geirrt. Ihr vernünftigen Herren ſeid jenem Tiſchler ähnlich, der einen Kaſten für werthvolle phyſikaliſche Inſtrumente machen ſollte: er hatte das Maß nicht recht genommen, die Inſtrumente gingen nicht hinein, was war zu thun? Der Kaſten war fertig und ſchön polirt. Der Handwerker machte die Inſtrumente kürzer, bog ſie hier zurecht, machte ſie dort gerade, — nun gingen ſie in den Kaſten, und fügten ſich bequem, es war ganz hübſch anzuſehen, nur Eines dabei war ſchlimm: die Inſtrumente waren verdorben. — Meine Herren! nicht die Inſtrumente für den Kaſten, ſondern den Kaſten für die Inſtrumente. Macht den Kaſten nach den Inſtrumenten, aber nicht die Inſtrumente nach dem Kaſten."

— Was willſt du damit ſagen? —

„Du biſt ſehr erfreut, daß du mich, wie du ſagſt, wiederhergeſtellt, das heißt meine Gefühle vergröbert, ſie mit irgend einer undurchdringlichen Hülle überdeckt, ſie unerreichbar gemacht haſt für jede andere Welt, außer für deinen Kaſten ... Schön! das Inſtrument hat ſich gefügt, iſt aber verdorben; es war zu einer andern Beſtimmung angefertigt ... Jetzt, inmitten meines alltäglichen Lebens, wenn ich fühle, daß mein Unterleib von Tag zu Tag zunimmt, und mein Kopf in thieriſchen Schlaf verſinkt, ſo gedenk' ich mit Verzweiflung der Zeit, wo ich nach deiner Meinung in Wahnſinn war, wo ein reizendes Weſen aus der unſichtbaren Welt zu mir herniederflog, das mir Geheimniſſe enthüllte, welche ich jetzt nicht mehr ausdrücken kann, aber damals verſtand — wo iſt dies Glück? — Gieb es mir wieder!" — Du biſt ein

Bruder Poet und weiter nichts — sagte ich mit Verdruß — schreib Verse ... —

„Schreib Verse" — erwiederte der Kranke, „schreib Verse; — eure Verse sind auch wieder jener Kasten; ihr habt auch die Poesie in Theile zerlegt, hier hast du Prosa, hier Verse, hier Musik, hier Malerei — wie beliebt es? Vielleicht aber bin ich Künstler einer solchen Kunst, die noch nicht vorhanden ist, weder Poesie, noch Musik, noch Malerei ist — einer Kunst, die ich bestimmt war zu entdecken, und welche jetzt vielleicht auf Tausende von Jahren dahin ist; finde mir sie! vielleicht tröstet sie mich für den Verlust meiner früheren Welt!"

Er beugte das Haupt, seine Augen bekamen einen seltsamen Ausdruck, er sprach für sich: „Es ist vorbei — kehrt nicht wieder — sie starb — sie ertrug es nicht — falle, falle!" und anderes dergleichen.

Uebrigens war dies sein letzter Anfall. In der Folge, wie ich erfahren, zeigte sich mein Freund als ein vollkommen ordentlicher Mann, schaffte sich Jagdhunde an, errichtete eine Pottaschfabrik, führte in seiner Landwirthschaft den Fruchtwechsel ein, gewann meisterlich einige Prozesse über Grundstücke — (die Felder verschiedner Besitzer liegen dort gemischt unter einander), seine Gesundheit ist vortrefflich, er hat rothe Backen und einen stattlichen Bauch. (NB. Er gebraucht noch jetzt stärkende Bäder — sie thun ihm sehr gut.) Eines nur ist schlimm: man sagt, er trinke etwas stark mit seinen Nachbarn, und sogar ohne Nachbarn; auch sagt man, daß er kein Stubenmädchen unangefochten vorüber läßt, — aber wer hat nicht seine

kleine Sünde in dieſer Welt? Wenigſtens iſt er jetzt ein Menſch wie alle andere.

So erzählte mir, indem er mir die Briefe des Michael Platonowitſch zu leſen gab, einer meiner Bekannten, ein ſehr vernünftiger Mann; ich bekenne, daß ich von dieſer Geſchichte nichts verſtehe; werden etwa die Leſer glücklicher ſein?

Reval, 1836.

Frſt W. Odojeffskii.

IV.

Der Seher des Todes.

Ein Sittenbild

von

E. Willkomm.

Bei allen Bewohnern gebirgiger Gegenden findet sich eine auffallende Anhänglichkeit an sagenhafte Ueberlieferungen, die selbst dem Bildungsgange der neuesten Zeit nicht weicht. Eine Art Scheu vor dem, was in der Vergangenheit bedeutungsvoll war, hält jene Menschen ab, an die Stelle eines arglosen Glaubens die Entschiedenheit des Zweifels zu setzen, den sie für verschwistert mit dem herzlosen Spotte halten. Zwar lächeln sie oft selbst über die Thorheiten, mit denen jeder Mund sich trägt, aber man kann sie nicht missen. Sie gehören mit zu den Bedürfnissen ihres Lebens, man erfreut sich daran, man hat es gern, wenn das Gespräch darauf kommt; denn diese Gegenstände sind es ja fast ausschließlich, welche die denkenderen Köpfe auf dem natürlichsten Wege zur Erörterung tieferer Fragen hinleiten. Daher kommt es auch, daß der

ächte Gebirgsmann bei aller Orthodoxie des Aberglaubens doch ein wahres Ergötzen am Zweifeln findet. Er disputirt für sein Leben gern, ohne sich von den Gründen, die er gegen die Welt der Sagen schleudert, zum Abfall von diesen verleiten zu lassen. Dieses Spiel mit dem künstlich gesteigerten Zweifel und der traumhaften Gläubigkeit seiner Seele nimmt dann nicht selten die Gestalt eines beunruhigenden Popanzes an, wogegen keine Skeptik etwas vermag. Auch dürfen wir am Ende wohl zugeben, daß es noch immer unenthüllte Tiefen im Gemüthe des Menschen giebt, die durch rein zufällige Berührung oft plötzlich aufklaffen, und auch die gesundeste Vernunft durch ihr geheimnißvolles Walten einschüchtern oder zum Schweigen bringen.

Unter diese räthselhaften Erscheinungen gehört das bekannte second sight der Schottländer, das vielleicht ursprünglich nur in einem abergläubigen Ahnen besteht, durch den Tiefsinn der Individuen aber, welche es zu besitzen glauben, bis zur unabläugbaren Thatsache ausgebildet wird. — Andere Gebirgsvölker zeigen andere Erscheinungen, und wenn diese weniger der Discussion des Tages anheimgefallen sind, so lag es meist nur an ihrer Stellung zur Welt und Oeffentlichkeit. Eine in vieler Hinsicht dem second sight der Schottländer sehr ähnliche Erscheinung findet sich bei den Bewohnern der lausitzisch-böhmischen Gebirgszüge, nur ist sie nicht Allgemeingut der Bevölkerung, sondern mehr eine störende Begabung gewisser Individuen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt es „den Tod sehen" und heißt die damit Begabten „Todseher", ohne deßhalb ihren Umgang zu meiden oder sie

gar als unheimliche Menschen zu fliehen. Man begnügt sich, davon zu sprechen, ohne Arg die mit jener Gabe Bevorzugten zu fragen, ob ihnen nicht der Tod wieder einmal begegnet sei, und ähnliches mehr. Abläugnen läßt sich aber die Erscheinung selbst auf keine Weise, denn die Aussagen und Vorherbestimmungen jener „Seher des Todes" sind so bestimmt und halten so genau die Zeit ein, daß der gewichtigste Zweifel von selbst vor ihnen zusammenfallen muß.

Die Lausitzer sind im Allgemeinen streng evangelisch-lutherische Christen, hin und wieder mit einer Hinneigung zu bigotter Orthodoxie, die auch an pietistischen Absenkern keinen Mangel hat. Bei weitem der größere Theil aber schließt sich entschieden dem rationalistischen Princip in Sachen des Glaubens an, wenn nicht immer öffentlich, doch in der Stille; denn der Lausitzer ist diplomatisch. Er horcht genau, woher der Wind kommt, und hängt gern immer die Farbe heraus, die gerade an der Zeit ist, oder für den Augenblick noch angebetet wird. Man kann ihm dies Diplomatisiren so übel nicht nehmen, da es seiner sonstigen derben Geradheit keinen Abbruch thut. Die Lage der Provinz nöthigt ihn zu einer solchen Vorsicht. Er kann und wird nie in seiner gegenwärtigen Stellung weder in religiösen noch in politischen Dingen den Ton angeben, er muß dem allgemeinen Strome folgen, oft wider Willen; aber in der Stille seines Hauses erhält er sich frei von allem unnützen Tand, und nimmt oft eine über alle Parteien erhabene Stellung ein, die wohl werth wäre, allgemeiner bekannt zu sein. Vieles Fragen kann er nicht leiden, und neugierige Fremde setzen sich bei einiger Zu-

dringlichkeit immer der Gefahr aus, auf ihre Fragen Antworten zu erhalten, die sie nach Belieben hinüber und herüber wenden können. Auch hierin hat der Ober-Lausitzer Aehnlichkeit mit dem Schotten, der in Bezug auf sich, sein Haus und Land die Pfiffigkeit selber ist, und sich nicht leicht übervortheilen läßt. Nur dem Landsmanne gegenüber giebt der Lausitzer sich in seiner eigensten Wesenheit. Mit ihm bespricht er weltliche und geistliche Angelegenheiten, und zeigt sich als das unbefangenste Kind, als der gemüthlichste Schwätzer, wenn er das Gespräch auf Sage und Aberglauben bringen kann.

Bemerkenswerth ist es, daß alle dem orthodoxen Glauben Ergebene eine an Widerwillen grenzende Abneigung gegen bekannte Sagen und abergläubige Gebräuche haben oder doch zur Schau tragen, während die Zweifelnden, die Freidenker und die als unkirchlich Verschrieenen grade in dieser Hinsicht eine auffallende Gläubigkeit nicht heucheln, sondern wirklich in sich hegen. Psychologisch ließe sich dafür vielleicht mit leichter Mühe ein Grund auffinden, wäre es meine Absicht, diese Erscheinung hier weiter zu verfolgen: nur das muß ich erwähnen, daß die wenigen Individuen, welche mit dem „Todsehen" begabt waren, entschieden der Skepsis huldigten, und von Kirche und Religion für die tiefere Entwickelung des individuellen Menschen wenig Gutes hofften. Einer jener „Seher des Todes" hatte diese Skepsis ganz unabhängig von jeder Schule bis zur schärfsten Dialektik ausgebildet, und wurde doch in eben dem Maße, als sein Zweifel tiefer in das religiöse Leben des Volkes sich hineinwühlte, immer entschiedener von dem störenden Gespenst beunruhigt, an dessen Erschei-

nen Leben und Tod ſeiner ganzen Familie und Anderer, ihm nahe Stehender, gebunden war. Ungeachtet ſeiner ſarkaſtiſchen Bemerkungen, ſeines unabläſſigen Herumtaſtens an den faulen Flecken der Kirche und ihrer Einrichtungen, achtete ihn Jedermann, nur konnte Niemand begreifen, wie der zweifelſüchtige, ungläubige Mann mit einer wahren Gemüthsandacht jede Sage an's Herz drückte, an ihr ſich erwärmte, ihrer Entſtehung nachforſchte und laute Beſchwerde über die Nüchternheit ſeiner Zeitgenoſſen führte, die es ſich angelegen ſein ließen, alle alten Gebräuche abzuſchaffen und jeden Quell zu verſtopfen, aus denen der kryſtallene Strahl emporſpringt, worauf das heitere Kind der Sage ſich ſchaukelt, und die wunderbare Mährchenwelt in ihrer ganzen Zauberpracht erblüht. Dieſes trauliche Nebeneinanderwohnen des entſchiedenſten Unglaubens und der abergläubigſten Inbrunſt gab jenem Manne eine Bedeutſamkeit als Charakter, die ſich nicht von der Hand weiſen läßt, und auch ein größeres Publikum, dem ich ihn in der nachſtehenden Skizze ſchildern will, mit Intereſſe und Theilnahme erfüllen dürfte.

Tanndorf war Uhrmacher, auch Mechaniker, und beſchäftigte ſich in ſeinen Erholungsſtunden eifrig mit Chemie, auf deren rechtem Verſtändniß ſeiner Meinung nach alle wahre Wiſſenſchaft beruhte. Er zeigte ſich immer da am regſamſten, wo irgend ein verwandtſchaftliches Band mit der Natur verborgen lag. Die Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne hielt er überhaupt für das Höchſte, der Erforſchung und Anbauung Würdigſte, und oft hörte

man ihn bedauern, daß seine Verhältnisse ihn verhindert hatten, ihrem Studium sich widmen zu können. Ueber sein früheres Leben war ein dunkler Schleier gebreitet. Er selbst sah es nicht gern, wenn man das Gespräch darauf brachte, und beobachtete daher auch stets ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Jugend. Bei den Argwöhnischen war dies ein Grund mehr, die wunderlichsten Schlüsse zu ziehen, und es gab Viele, selbst Gebildete, die sich nicht enthalten konnten, zu behaupten, er sei ganz unzweifelhaft der Sohn eines Grafen oder Fürsten und eines Mädchens von verrufenem Herkommen. Tanndorf war gegen solche Vermuthungen sehr gleichgiltig, wie er denn überhaupt die Meinung der Menge in jeder Weise verachtete. Nur so viel konnte man von ihm erfahren, daß er eine gelehrte Schule besucht und mit Eifer sich den Wissenschaften beflissen habe. Unvorhergesehene Uebelstände nöthigten ihn später, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und Tanndorf wählte die Uhrmacherkunst, da er in ihr, wie er oft sagte, hinlänglich Veranlassung fand, den Mechanismus der Weltkräfte im Kleinen zu erforschen.

Tanndorf war ein langer, robuster Mann, mit klugen, tiefblauen, ungemein lebhaften Augen, deren Blick aber etwas Düsteres erhielt durch die sehr starken, buschigen Brauen, die in weißlichem Silbergrau über sie herabhingen. In seiner Kleidung zeigte er sich nicht gewählt, die einfachste hielt er am werthesten, fügte sich gern der Sitte und wich nur in sofern von ihr ab, als er stets Halbstiefeln von weich gegerbtem Hirschleder trug. „Das verjagt mir doch nicht meine lieben Sagen," sprach er, wenn irgend Jemandes Neugier nach dem Grunde dieser Grille

fragte. Da er oft in Wald und Busch umherstreifte und für seine chemischen Untersuchungen Kräuter einsammelte, mochte ihm die nachgebende Fußbekleidung wohl von Nutzen sein. Tanndorf aber liebte das Geheimnißvolle und zeigte sich in seinen Antworten auf unnöthige Fragen immer als ächter Ober-Lausitzer. — Er war Wittwer und hatte aus seiner Ehe eine liebenswürdige Tochter, die er mit großer Sorgfalt erzog. Man hätte glauben sollen, er werde sich bei seiner entschiedenen Abneigung gegen alles herkömmlich Religiöse weigern, sein Kind der Schule zu übergeben. Darin irrte sich aber das Volk, wie so oft. Tanndorf schickte seine kleine Anna ein Jahr früher zur Schule, als es gesetzmäßig vorgeschrieben war, und freute sich aufrichtig, als das talentvolle Kind rasche Fortschritte machte. Obgleich er selbst die Kirche nie besuchte und eben so wenig am Altare erschien, so ließ er doch seine Tochter unbehindert an beiden Gebräuchen des Christenthums Theil nehmen. Anna mußte ihm dann erzählen, was sie gehört hatte, wie sie sich gestimmt fühle, und was sie überhaupt von Kirche und vorgeschriebener Religion halte. Er hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, liebte die Tochter ihres Wissens und Glaubens halber, und ließ auch nicht im mindesten durch ein unwillkürliches Muskelzucken, einen unbewachten Blick oder ein zweideutiges Lächeln seine völlig entgegengesetzte Ueberzeugung merken. Schon diese ungewöhnliche Toleranz behagte der Menge nicht. Sie machte ihre Glossen über die Kunst in Tanndorf's Heuchelei, und schloß dann weiter auf seine Verbrüderung mit dem Teufel oder doch allen nur erdenkbaren Dämonen. „Darum auch," hieß es, „giebt er sich so viel ab mit den

alten Sagen, an denen wir andern ehrlichen Leute uns nur in der Dämmerung ergötzen. Er bedarf ihrer, um leben zu können, und weil er ſelber doch nicht wieder loskömmt aus den Krallen des Böſen, will er jetzt mit Gewalt einen Engel aus ſeiner Tochter machen, damit ſie einmal beim jüngſten Gericht eine Fürbitte für ihn einlegen kann. Ja, den Teufel hat der Tanndorf, aber fein iſt er und gerieben, wie Schneeberger Schnupftaback."

Gleicherweiſe ſchrieb man auch ſeine Geſchicklichkeit der Hülfe unterirdiſcher Mächte zu. Tanndorf hatte eine Uhr gebaut, die volle acht Tage lang ging, bevor ſie auf's neue aufgezogen werden mußte. Ihr Zifferblatt enthielt außer Stunden-, Minuten- und Secundenweiſer noch das vollſtändige Planetenſyſtem, alles in trefflichſter Ordnung, genau mit den Angaben des Kalenders harmonirend, der unter dem Landvolke noch immer die Fundgrube aller Weisheit, des Bauers Haus- und Herzensfreund iſt. Dieſe Uhr war ſo vortrefflich gearbeitet, daß ſie nie von der wahren Zeit abwich, und dies allein ſchon hätte hingereicht, ihren Werkmeiſter für ein von außergewöhnlichen Mächten unterſtütztes Weſen zu halten. Sein Ruf als Uhrmacher und Mechaniker führte daher auch aus einem weiten Umkreiſe die Hilfsbedürftigen zu ihm, und ſein Verkehr mit den Menſchen war ſo höflich, herzlich und human, daß Jedermann gern wieder kam und Viele ſeiner Einladung, ihn des Abends zu beſuchen, oft eine allzu wörtliche Auslegung gaben. Dann ward er lebendig, heiter und umgänglich, wie Wenige. Er ließ Manchen einen tiefen Blick in die Geſetze der Mechanik thun, erklärte den Verſtändigeren die leicht faßlichen Theſen der Aſtronomie,

und schloß zuletzt, war er gerade in besonders guter Laune, mit einigen chemischen Kunststücken.

Dieser ausgebreitete Verkehr mit Menschen aus allen Klassen verlockte ihn doch nicht zu zahlreichen Freundschaftsbündnissen. Tanndorf hatte auch hierin von den gewöhnlichen Ansichten abweichende Meinungen. Er behauptete, der humane Verkehr mit Vielen bedinge nur ein gegenseitiges Wohlwollen und sei allgemeine Menschenpflicht, Freundschaft dagegen könne nur zwischen zwei sich in ihren Grundstimmungen begegnenden Personen stattfinden. Bei diesen Seltsamkeiten besaß Tanndorf die moralische Kraft des Willens, immer auch selbst zu befolgen oder zu unterlassen, was er als Gesetz oder Verbot im Gespräch hinstellte. Er besaß daher nur einen wahrhaften Freund. Diesem erschloß Tanndorf aber auch sein ganzes Herz, enthüllte ihm alle seine Schwächen und knüpfte den Auserwählten dadurch nicht minder fest an seine Seele.

Auffallen konnte es, daß Tanndorf's Freund dessen lebendiger, personificirter Widerspruch war. Johann schloß sich in Allem dem Gegebenen, Entschiedenen, gesetzlich Bestimmten an, in religiösen Angelegenheiten ebenso, wie in politischen. Das Reformiren und Revolutioniren war ihm als Person ein Greuel, selbst die Nothwendigkeit vorkommender Neuerungen wollte er nicht zugeben. Er war starrer altlutherischer Protestant, und befolgte mit einer an's Kleinliche grenzenden Gewissenhaftigkeit jede kirchliche Ceremonie. Ebenso verhielt er sich in Staatsangelegenheiten. Die Obrigkeit hatte für ihn eine unantastbare Macht zum Befehlen, eben weil sie Obrigkeit war, und wer sich dagegen auflehnte, den betrachtete er weniger als

Verbrecher, denn als unglücklich Verirrten, mit dem man Geduld haben müsse. Nur gegen die offene Tyrannei und die himmelschreiendste Willkür gestattete er ausnahmsweise eine Auflehnung, wie er in religiöser Hinsicht die Pietisterei und die als Dogma in's Leben tretende Befeindung des kirchlich Bestehenden angegriffen wünschte.

Mit diesem Manne verlebte Tanndorf regelmäßig alle Abende, scheinbar in stetem Unfrieden, in Wahrheit aber innigst mit ihm befreundet. Die Verschiedenheit ihrer Ansichten mußte das Gespräch in ununterbrochenem Flusse erhalten, und da es beiden nicht an eigenthümlichen Gedanken fehlte, so schwankte der Disput zwischen ihnen nur selten um nichtssagende Gegenstände. Hatten sich aber Beide müde gestritten und sich zum Schluß die Hände geschüttelt, so leitete Tanndorf das Gespräch entweder auf Mechanik, in der auch Johann nicht unbewandert war, oder er knüpfte an eine den Naturwissenschaften entlehnte Bemerkung eine Reihe neuer Ideenverbindungen, die zum Nachdenken veranlaßten und zum Verständniß mancher Erscheinungen führten, die von der Mehrzahl als nicht zu enträthselnde Geheimnisse vernachlässigt werden. —

Eines Abends traf Johann seinen wunderlichen Freund am Schmelzofen, eben beschäftigt, eine kleine Erzstufe zu zerfetzen. Auf seine Frage, was für Metalle er zu gewinnen suche, stellte Tanndorf den Schmelztiegel bei Seite, löschte das Kohlfeuer aus und sprach: „Nichts, wie Du siehst, und wenn ich mir es recht überlege, so kann auch nichts herauskommen.“

Johann beobachtete den Freund und glaubte in seinen Mienen den Ausdruck der Verstimmung über irgend eine

getäuschte Hoffnung zu lesen. „Du wolltest wohl nach Art der Alchymisten einen neuen Metallkönig finden und bist wieder einmal durch Deine überspannten Erwartungen recht bis auf den Grund gehäuselt worden? Ich bitte Dich, Tanndorf, gieb Dich nicht mehr mit Schmelzen und Zersetzen ab, löthe und baue lieber! Es ist im Kleinen wie im Großen, wenn Du es freilich auch nicht glauben willst; die Zerstörer behalten immer nur die Trümmer für sich und eine Aussicht auf das schönste Brennnesselfeld, die Erhalter dagegen brechen die Früchte und genießen."

„Laß das jetzt sein, ehrlicher Hans," erwiederte Tanndorf und setzte sich auf seinen ledernen Drehschemel in der Werkstatt. „Mich interessirt aller Weltlärm nur so lange, als er mich kitzelt. Es ist kein Fundament in ihm, worauf es sich bauen läßt, und das, weißt Du, ist nicht meine Liebhaberei. Denke Dir, was mir gestern begegnete! Ob Du es rathen wirst?"

„Du warst über Land gegangen, wie ich von Anna hörte, und bist sicher erst des Nachts heimgekommen. Hast Du etwa mit ein paar Elfen einen Rundreigen getanzt?" setzte Johann mit unterdrücktem Lachen hinzu. — Tanndorf fixirte seinen Freund mit scharfem Auge und wartete ruhig, bis dessen Lachlust sich gelegt hatte. Dann sprach er:

„Ich erinnere mich, von Dir gehört zu haben, daß Du als Knabe einmal jenes räthselhafte Funkeln gesehen, was die Volkssage mit dem Namen des „Geldbrennens" bezeichnet." Johann schlug wiederholt mit seiner breiten Hand auf sein Knie und lachte von Neuem laut auf. „Ich glaube gar, Du bist in ein solches Rainfeuer gerathen?" sprach er.

Tanndorf erzählte, ohne sich von des Freundes Lustigkeit beleidigt zu zeigen: „Ich war in Kreibitz gewesen und wendete mich auf dem Rückwege über Haida. Dort wurde ich längere Zeit aufgehalten, als ich vermuthete, und die Nacht überfiel mich bereits, als ich aus Böhmen hereinbrach über den hohen Hübel beim Schalkſteine. Die Nacht war indeß hell und für die Jahreszeit noch warm genug. Ohnehin wandere ich des Nachts lieber als am Tage, da Begegnende mich seltner durch ihr Grüßen stören, und ich in der Stille der Natur ihr Schaffen und Wirken besser beobachten kann. Mit Absicht brach ich auf Seitenwegen durch das Gebüsch, lief so zu sagen über Stock und Stein, und wandte mich den Bruch- und Sumpfgegenden am Pocheberge zu, in der Voraussetzung, dort herum viele Irrlichter anzutreffen. Die außerordentlich stille Luft, der sternenhelle Himmel und die von Electricität bedeutend geschwängerte Atmosphäre ließen mich ein bezauberndes Schauspiel erwarten. Auch hatte ich mich nicht getäuscht. Noch im Walde sah ich es schon in der Telle (Thal) leuchten, und als ich behutsam an's Pochewasser hinabstieg, hüpfte ein ganzes Volk Irrlichter unter den welken Binsen herum. Die schnurrigen Dinger sahen wunderlich aus mit den grauen, dunstigen Röckchen und den leuchtenden Bellerinen, die sie wirklich mit recht koketтem Anstande bald luftig auseinanderfliegen ließen, bald wieder eng um die Schultern zusammenzogen, grade wie muntere Mädchen, wenn sie sich im Cotillon ein wenig übernommen haben. Das lustige Volk vergnügte mich über die Maßen; ich kroch leise wie ein Indianer durch Moos und Binsen, legte mich auf den Rücken und ließ

die leuchtenden Thürmchen, Blasen, Flaschen, Quirle, Reiter und Reifrocknärrchen über mich hinwegtanzen, um ihre Natur und Eigenschaft recht ordentlich kennen zu lernen. Zuletzt als ich mich satt geweidet hatte an dem Spiel der wunderbaren Erddünste, schlug ich in dem Augenblicke, wo ein neuer Troß über mich hinzog, ein unbändiges Gelächter auf, blies mit vollen Backen in den taumelnden Schwarm und mußte nun wirklich von Herzen lachen über das Uebereinandertaumeln der luftigen Dinger. Viele verloschen, andere flogen mit zischendem Säuseln weit in die Wiesen hinein und versteckten sich unter die silbernen Nebelschleier, womit die Nacht diese bereits umhüllte.

Es war so still, daß jedes Geräusch in sehr weiter Ferne vernehmbar war, überall in den Gründen schlichen Irrwische herum und neckten mich auf die verschiedenste Weise. Ich aber ging ruhig meines Weges, immer am Waldsaume hin nach dem Breitenberge zu. Auf einmal blitzt mir zur Linken, nur etwa zweihundert Schritt entfernt, ein blendendes Licht in die Augen. Ich bleibe stehen und beobachte die Flamme, die dem Anschein nach unmittelbar aus der Erde heraufschlägt und in ziemlicher Höhe in die Luft flackert, bald blendend weiß, bald rothgelb, bald mit bläulichen Streifen in zierlichen Windungen garnirt. Die Neugier lockte mich dem Feuer entgegen. Mit schnellen Schritten breche ich über zwei Ackerlängen vor und komme da zu einem krystallhellen Brünnlein, in dem der Schein der Flamme, die nebenan brannte, sich spiegelt. Der Quell war mir wohl bekannt, es war der Zwergbrunnen, der die Eigenschaft besitzt, daß er nie zufriert. Dicht an seinem Rande mitten aus ein paar Ba-

Digitized by Google

ſaltſteinen loderte die Flamme ohne Kniſtern herauf, ja nicht einmal eine beſonders auffallende Wärme konnte ich ſpüren. Nun, dacht' ich, das ſonderbare Erdlicht ſtill betrachtend, hier brennt Geld, und ohne mich lange zu bedenken, werf' ich, der Sage glaubend, meinen Feuerſtahl in die Lohe, ſchlage drei Kreuze drüber und ſpreche: „wie ich Dir, ſo Du mir!" Im Augenblick waren Glanz und Feuer verſchwunden, ich ſah und hörte nichts als das Murmeln des Quells und das wiſpernde Schlürfen einiger Eidechſen. Ich ſtieß alſo mit Gewalt meinen Stock in die Erde und ging unangefochten nach Hauſe. Die Nacht war ſchon weit vorgeſchritten, als ich an Deiner Scheuer vorüberging. Bei Nachbar Salomo's Hauſe bemerke ich einen Schimmer, als bräche ſich der Mondſchein an einer Fenſterſcheibe. Ein genaues Aufmerken ließ mich ganz deutlich ein etwa fünfjähriges Kind erkennen, das in wunderbarer Schnelligkeit von einem Ende des Hauſes zum andern läuft, ein hell weißes Röckchen trägt und dabei immer mit den Händchen nach den Kammerfenſtern hinaufwinkt, als ob es Jemand Kußhändchen zuwürfe. Kleiner, ruf' ich dem Gebilde zu, was machſt Du da? Indem wendet ſich das Weſen um, das Röckchen fliegt aus einander und ich erkenne das leibhaftige Todtengebein eines Kindes. So bleibt es ſtehen, ſtarrt mich an, zeigt mit der Hand nach den Fenſtern und zerfließt nach einer langen, langen Weile in der Luft. Und jetzt, Hans, ſage ich Dir, Salomo's fünfjähriger Junge, der allerliebſte Fritz, muß dran glauben! In vier Wochen iſt er ſchon begraben; denn ich habe den Tod geſehen." —

„Mann! Mann!" rief Johann aus, „wie iſt es mög-

lich, daß ein so kluger Kopf, wie Du, solchen handgreiflichen Unsinn für baare Wahrheit hinnehmen und sich nun gar einen Glauben daraus erbauen kann, der die tausendjährigen Lehren der gesundesten, einfachsten Vernunft überdauern, ja übertreffen soll! Also doch, doch!" fuhr Johann fort, „es kommt die Zeit, wo ich es noch erleben muß, daß, was Du mir hundertmal vorgepredigt hast, wirklich in Erfüllung gehen soll! — Der Tod ist Dir begegnet! Wundersam, wundersam! — Und als liebliches Kind im Hemdchen oder Flügelkleide, und da muß der arme Fritz sterben in spätestens vier Wochen! Es ist gar zu herrlich, als daß man sich nicht darüber freuen sollte. Tanndorf, ich bitte Dich, sage mir, tanzte Dein Tod einen ordinären Walzer oder Doppelschottisch? Gieb ja acht und vergiß nicht, mir darüber sichere Kunde zu geben, wenn er Dir wieder begegnen wird; denn mich drängt's, diese außerordentliche Geschichte in den Anhang unserer Chronik pflichtschuldigst einzutragen."

Johann würde noch länger in diesem Tone eines scherzenden Spötters, dem sich doch eine gewisse Wehmuth beimischte, fortgefahren sein, hätte ihn Tanndorf nicht unterbrochen.

„Genug!" fiel der Uhrmacher dem Redenden in's Wort. „Du darfst mir gegenüber vernünfteln, so viel Du willst; Du kannst jedes Wort zu einem dreischneidigen Dolche schleifen und damit nach dem Herzen meines Glaubens oder Aberglaubens, nach dem tiefsten Leben meiner dafür aufgestellten Gründe stoßen; es ist Dir auch erlaubt, durch jedes Mittel, wozu Dialectik berechtigt, gegen den Mechanismus meiner Gedankenwelt zu Felde zu ziehen:

nur die glatte Schlange des Spottes nähre nicht im Busen, noch wage sie gegen mich zu hetzen! Du bringst mich dann nur zum Schweigen, ohne irgend einen Ansatz zur Bekehrung genommen zu haben."

„Ja doch, ja!" entgegnete Johann, „laß mich nur erst zur Ruhe kommen über die Wunderdinge, von denen Du ordentlich verfolgt wirst. Mir bleibt nur das Eine ein Räthsel, das aller Lösung spottet, wie es nämlich möglich sein kann, daß ein religiös völlig freier Mann, wie Du, dem der Glaube nur ein Bindemittel für die Menge ist, so ganz in einem trüben Reiche Erleuchtung suchen kann für das, was er in der lichten Einfachheit eines geoffenbarten Glaubens nicht zu finden vermeint."

„Unterscheide, lieber Hans," versetzte mit sanftem Gleichmuth Tanndorf. „Du nennst mich ungläubig und ich will nicht widersprechen; Du wirfst mir zuweilen auch vor, ich sei Atheist und ein Religionsverächter. Dieser Vorwurf trifft mich aber nicht, denn wenn ich als ein Einzelner nicht das für ein absolut Wahres halte, was die Menge als solches betrachtet; so wird durch mein stilles Zweifeln doch Niemand verletzt, und ich selbst verachte das dargebotene Gute nicht, weil ich es mir nicht zueigne. Die Frage stellt sich immer nur so: Fehlt mir das Dargebotene, oder habe ich es schon? Tritt der erste Fall ein, so wird es rathsam, vielleicht auch Pflicht sein, die Gabe dankbar hinzunehmen; ist aber das Zweite dem Individuum als eine Thatsache seiner innern Lebensentfaltung gegeben, so wäre es unnöthig, zwei Götter unter Einem Tempel zu verehren. Auf die formelle Gestalt lege ich keinen Werth, weil ich verständig genug bin, das Wesen,

den Kern, nicht nach der äußeren Umschalung abzuschätzen. Sieh, Johann, das hier sind zwei Uhren, diese ist plump, von Tomback, und die andere wird von einem äußerst fein gearbeiteten Gehäuse von gediegenem Golde umschlossen, dem man den Namen eines Kunstwerkes kaum streitig machen kann. Und doch versichere ich Dich, daß diese goldumhäuste nicht richtiger die Zeit andeutet, als jene plumpe, tombackne. Wie nun, wenn mein in eine tombackne Schaale eingefugter Glaube mir bequemer, meiner Natur angemessener wäre, als Dein und Millionen anderer Christen in kunstreich ausgemeiselter goldner Umhüllung aufbewahrter? Bin ich deßhalb weniger ein tüchtiger und guter Mensch? Mein rohes Beinkleid, meine Fußbedeckung von gegerbtem Hirschfell ist auch nicht modisch elegant, reizend von Ansehen, oder duftend von Wohlgerüchen; aber diese Kleidung behagt mir und dient meinen Zwecken besser als jene, an der sich die Welt ergötzt. Das ist nun so meine Meinung, kein Urtheil."

„Das ist alles ganz schön," erwiederte Johann, „nur wird es Dir nie gelingen, damit auch die Wahrheit Deines Gespensterſehens zu erhärten, obwohl ich weiß, daß diese Neigung eine Schwäche unserer Landsleute im Allgemeinen ist und Viele wirklich daran glauben."

„Was sprichst Du noch vom Glauben," fiel Tanndorf rasch ein, „wo es sich um Erlebtes, durch hundertfache Erfahrungen Erprobtes, mit einem Worte um Thatsachen handelt! Das Sehen des Todes vor dem Hinscheiden eines Menschen ist so gewiß in manchen Individuen vorhanden, daß ich den Zweifel daran beinahe für ein Verbrechen halte."

„Halt, Freund! Nur nicht verdrießlich geworden!“ sprach besänftigend Johann und reichte dem Freunde die Hand. „Ich trete ja nur in Deine Fußstapfen, Murrkopf, und sträube mich, etwas für wahr zu halten, wovon mir jede Gewähr fehlt, sowohl die der Sinne, wie jene der Vernunft. Soll ich an Geister glauben, die ich nie gesehen habe, nie sehen werde? Oder gar die kurze Spanne meiner Lebenszeit von einer gespenstischen Einbildung abhängig machen, die mich auf jedem Schritte und Tritte schrecken könnte? — Nein, alter Freund, das kann und will ich nicht. Wenn Du aber vermagst, mir das Vernünftige Deines Glaubens an solche Spukgestalten einfach darzuthun, so kannst Du auch versichert sein, daß ich Dich hören werde. Denn ich weiß wohl, daß Einer mehr sieht, als der Andere! Ist es doch mit dem Geldbrennen ebenso, wovon Du mir den Ausgang noch schuldig geblieben bist.“

„Davon nachher,“ sagte Tanndorf und schob seinen Drehschemel näher an den Sitz seines zweifelnden Freundes. „Du müßtest kein Lausitzer sein,“ fuhr der Uhrmacher nach kurzem Schweigen fort, „wenn Du nicht hundertmal direct oder indirect hättest von den verschiedenen Arten der Todesahnungen sprechen hören. Es ist das freilich ein dunkles, sogar unheimliches Feld, worauf sich eigentlich Niemand recht wohl befindet. Allein die Harmonie zwischen verschiedenen Seelen, die einander im Leben, sei es persönlich oder nur in einer geschwisterlichen Verwandtschaft ihres Denkens begegnen, ist so fein, so zart mit unserem ganzen Wesen versponnen, daß ein plötzlich eintretender Wechsel in dem Einen eine Rückwirkung auf den

Andern bedingt. Dem bloßen kalten Verstande wird es nie möglich werden, die Gründe eines solchen wunderbaren Ineinandertönens zweier getrennter Seelen zu ermitteln; es gehört dazu eine Naturgabe, die mit der des Voraussehens einige Aehnlichkeit hat. Weil es nun aber so Wenige giebt, die solche doch unläugbar vorhandene Seelensympathieen zu würdigen verstehen, sollen wir deßhalb die Erscheinung selbst abläugnen? Man könnte dann eben so gut den Einfluß der Atmosphäre auf die Barometer hinwegspotten und dreißig andere Phänomene, die wohl auf ihre Gründe zurückgeführt worden, dessenungeachtet aber ewig mit einem Duft des Geheimnißvollen umhüllt sind. Selbst die Mechanik erscheint dem Uneingeweihten wunderbar und weckt in ihm ein Gefühl, das zwischen Bewunderung und Scheu hin und wieder schwankt. Oder sollte nicht die Kraft einer Stahlfeder, die durch das Bestreben, sich auszudehnen, eine ganze Maschine in Bewegung setzt, mit Staunen und fröstelndem Schauer erfüllen? Mir scheint dies nicht allein so, ich kann es fast täglich an den Leuten selbst bemerken, die bei mir aus- und eingehen. Ja die Enträthselung des Geheimnisses ist ihnen unheimlicher, als das Geheimniß selbst, deshalb, weil ihnen damit eine Kraft der todten Natur offenbar wird, welche dem Leben gegenüber immer etwas Geisterhaftes behalten muß."

„Alles dieß läßt sich in noch weit höherem Grade auf die verborgensten Naturkräfte im Menschen anwenden, die wir je nach der Entschiedenheit, mit welcher sie thätig auftreten, Ahnung, Voraussicht, Erscheinung nennen. Mancher spürt sein Lebenlang nichts davon, Andere werden oft beunruhigt, Einzelne begleitet dieses heimliche Licht

der Voraussicht wie ein trüber Schein durch ihr ganzes Leben."

„Sicher erinnerst Du Dich noch des alten Fallmer, eines in jedem Betracht musterhaften Mannes, dessen gesunde, derbe Nüchternheit nichts Spukhaftes in seine Nähe kommen ließ! Und doch, wie rüstig vertheidigte er den Schatz alter Sagen! Wie gern hörte er des Abends dergleichen anheimelnde Wunderdinge erzählen, und wie oft gab er nicht selbst den Versammelten irgend eine Mähr zum Besten, die sich innerhalb des Kreises seiner Familie zugetragen hatte! — Dieser Fallmer glaubte mit unerschütterlicher Festigkeit an die sogenannten Todtenlichter und hatte die Erscheinung davon mit noch zehn andern Personen in ein und derselben Minute gehabt, ehe seine Frau starb. Die ganze Gesellschaft sah es ganz deutlich, wie über dem Haupte der bald darauf Sterbenden zwei blaue Flammen mehrere Minuten lang aufflackerten und langsam verlöschten. Vor seinem eigenen Tode wiederholte sich die nämliche Erscheinung, und als man in den Familienbüchern nachschlug, fand man die Angabe, daß seit länger als zweihundert Jahren das Flammen zweier Kerzen über dem Haupte Eines von der Familie stets dessen Tod bedeute. Ein, dem Aberglauben oder besser dem Geheimnißreichen Abgeneigter kann das Alles getrost belächeln, wegläugnen läßt es sich aber nicht, da jede Erfahrung dafür spricht. Und was einmal ist, hat, sei es auch versteckt in der niedrigsten Hütte, einen historischen Werth, und kann schon deßhalb Anspruch machen auf einige Beachtung."

„Das ist wahr," fiel Johann dem Freunde in die

Rede, „mit den Todtenlichtern iſt's ein eigen Ding. Es giebt hier im Ort allein wohl zwölf Familien, die alle von dieſer wunderlichen Erſcheinung heimgeſucht werden. Andere dagegen kenne ich, welchen das nahe Ende durch den „Fall des Leichenbretes" angekündigt wird, durch jenen wunderlichen, alle Nerven durchſchauernden und das ganze Haus bis in ſeine Grundveſten erſchütternden Ton eines gewaltigen Sturzes, ohne daß man irgend eine natürliche Veranlaſſung für das entſetzliche Geräuſch auffinden kann."

„Nun ſiehſt Du?" ſprach Tannderf. „Das ſind alles von Tauſenden beglaubigte Erſcheinungen. Sie kehren immer wieder und machen ſich wider Erwarten der Betheiligten unerbittlich geltend. Dahin gehört auch das „Leichhuhn", was Manchen ruft, um die Familienſitze verſchiedener Geſchlechter flattert oder auch mit dunkler Schwinge durch die Gemächer ſchwebt. Und ſo wäre es mir leicht, Dir noch eine ganze Menge verſchiedener Anzeigen oder Anzeichen des herannahenden Todes aufzuzählen, wenn ich nicht glauben müßte, die hier erwähnten dürften bereits genügen. Ich bitte Dich jetzt nur noch zu bemerken, daß alle dieſe verſchiedenen Kundgebungen eines nahen Todesfalles immer nur zwiſchen Perſonen vorkommen, die entweder durch natürliche Bande des Blutes verwandt ſind, oder eigenthümlich gleiche Seelenſtimmungen haben. Es ſind dies pſychologiſche Räthſel, eben ſo wunderbar wie die ſich oft wiederholende Erſcheinung, daß zwei einander zum erſten Male begegnende Perſönlichkeiten ſich mit magiſcher Gewalt an einander gekettet oder unwiderſtehlich abgeſtoßen fühlen. So giebt es geborene Freunde und Feinde, die ſich auch, ſeltſam genug, in der

Digitized by Google

Regel finden. Das Geheimniß der Freundschaft, die Alles aufopfernde Innigkeit der Liebe und nicht minder ihre qualvollsten Schmerzen beruhen auf dieser unergründlichen natürlichen Magie. Tritt diese Eintracht der Lebenden unter sich in einen unwillkürlichen Zwiespalt, etwa so, daß während der Eine in vollsaftiger Lebensblüthe dasteht, den Andern bereits die Hand des Todes berührt hat; so wäre es wohl in dem Wesen der natürlichen Magie begründet, daß hier durch Ahnen, das bald schwächer, bald stärker, je nach der Reizbarkeit des Individuums hervortritt, jenes Voraussehen des nahen Todes in Schall, Wort oder Bild zur Erscheinung käme. Auch hier sage ich indeß abermals: das ist nur eine Meinung, kein Urtheil. Mit dem bloßen Spotte wird aber eine Thatsache nicht hinweggestäubt."

„Was Du da gesagt hast," versetzte Johann, „läßt sich hören. Es giebt einen Halt, wenn auch nur einen schwachen, doch wäre mir's lieber, ich könnte Dich Lügen strafen. Denn es wird mir jedesmal ganz unheimlich, wenn ich von Dir höre, Du habest den Tod gesehen."

„Das macht Dein leicht schreckbares Gemüth," sprach lächelnd der Seher. „Mich stört es keine Stunde lang, ich habe es sogar recht gern, wenn mir die Gestalt wieder einmal begegnet, an die wir uns Alle doch früher oder später gewöhnen müssen. Du wirst mich deshalb weder trauriger, noch lustiger finden; mein Blut circulirt eben so ruhig, wie an jedem ordinären Werkeltage. Wenn mich aber dereinst die Gestalt des Todes an mein eigenes, nahes Ende mahnen sollte; dann, nun dann wäre es wohl möglich, daß ich mich eines leisen Schauers nicht würde

erwehren können. Meinen Vater wenigstens sahe ich zittern, als ihm der ernste Schatten zum ersten Male nachfolgte."

„Du bist doch ein wunderlich begabter Mensch," fiel Johann ein. „Zuweilen beneide ich Dich um diese Sehergabe und dann wird mir wieder angst, wenn ich mir die widerliche Fratze so recht nach Art unserer Kirchenmalerei vorstelle und dabei mir doch immer im Stillen sagen muß: der Tanndorf ist am Ende nur selber schuld an diesem Sehen des Todes! Wenn er zu Kirche und Abendmahl ginge, fiele der Spuk wohl hinweg, und sollte mein Freund bei aller Ruhe des Geistes und bei der unabläugbaren Trefflichkeit seines Charakters nicht einmal einen schweren Tod haben, da er so geflissentlich alle Offenbarung des Christenthums von sich weist, und statt dessen an Hexenspuk, Koboldwirthschaft und Geisterseherei glaubt? — Tanndorf, alter Freund, sieh, weiß Gott, das drückt mich oft. Kannst Du mir nicht den Gefallen thun und wenigstens ein bischen umkehren? Geh nur wenigstens zur Kirche, damit nur die Leute einmal aufhören, Dir unrechte Dinge auf den Kopf zuzusagen."

„Heilige Einfalt!" sprach Tanndorf, indem er laut lachend aufstand und durch das Zimmer ging. „Seid ihr doch alle über einen Leisten geschlagen mit eurer Glaubensstärke! Meinst Du denn, ehrlicher Hans, daß mich die Meinung dieser guten, aber schwachen Menschen incommodirt oder gar beunruhigt? Im Gegentheil; wer mich nicht achtet, der fürchtet mich, und ich bin sicherer als Einer vor jedem unerbetenen Besuch. — Pfui, Hans! Christlicher Hans, regelmäßiger Kirchengänger und Muster

eines Christen und Rechtgläubigen nach der Schnur, Du verlangst, ich solle heucheln, um Deinen schwachköpfigen Nachtretern Sand in die Augen zu streuen? Nein, alter Freund! Meine Nebenmenschen sollen mich sehen, wie ich mich meinem Gott zeige — ohne Hülle, sonder Maske, als Mann des Forschens, Denkens, Zweifelns und doch auch des Glaubens. Denke an die tombackene Uhr!"

Tanndorf öffnete den niedrigen Fensterflügel und sah hinaus in die Landschaft, auf welcher still und feierlich die Nacht lag. Kein anderes Geräusch, als das Bellen der Hunde unterbrach die tiefe Ruhe; in abgemessenen Zwischenräumen hörte man das eintönige Anschlagen der Grubenglocke in dem nahen Kohlenwerke, und ein recht scharfes Ohr konnte wohl auch das Knarren der Gestänge vernehmen.

„Solche Nächte lieb' ich," sprach Tanndorf, auf Johann zutretend, der mit ein paar Uhrfedern an der Werkstatt des Freundes Versuche über ihre Schnellkraft anstellte. „Es glaubt es Keiner, was der Mensch in den Nächten Alles lernen und erfahren kann! Das muß Jeder selbst versuchen, sonst weiß er die Natur nicht zu schätzen, und an den verschiedensten Orten muß er mit der Natur experimentiren, auf Berg und Fels, in Thälern und Wäldern, auf Steppen und Haiden. Da lernt man recht bald, wie es rein unmöglich ist, ohne Hinblick auf das Weben und Schaffen der Natur zu einem gesunden, urkräftigen Gedanken zu kommen. Ich wenigstens kann ohne Anschauung dieses Kleides der Gottheit nie denken, mich nie erbauen, nie mich als Mensch fühlen. Nur in ihr athmet mir das Glück der Erde entgegen, dem analog ich mir

das des Himmels oder der zukünftigen Exiſtenz ausmale. Doch das ſind Anſichten, Träume, wenn Du willſt, und ein Jeder folgt hierin, wie billig, ſeinem Dafürhalten oder der Neigung! — Aber ſieh! ſieh, Johann!" rief plötzlich der ſonderbare Mann und ſein hellblaues großes Auge funkelte wie ein Stern unter den überhängenden grauen Brauen, „da iſt er wieder und grade wie vorgeſtern Abend! Armes Kind! Das wird raſch mit Dir gehen!"

Johann drängte ſich an's Fenſter und ſah ſcharf nach der Stelle, wohin die Hand des Sehers deutete. Wie er ſich aber auch anſtrengte, er konnte nichts entdecken. Alles blieb ruhig, von dämmerndem Nebeldunſt umzogen, durch den nach wie vor die Grubenglocke, das Hundegebell und das Rauſchen des Wehres bald ſtark, bald ſchwach herüberſcholl."

„Gott verzeih' mir's, Tanndorf," ſprach Johann nach einer kleinen Pauſe, „es wird mir nachgerade ganz unheimlich in Deiner Klauſe, und ſo gern ich auch noch die Fortſetzung Deines Abenteuers in Bezug auf das Geldbrennen am Zwergbrunnen hörte, ich muß Dich ein andermal darum bitten. Beim heiligen Michael, der doch kein Feigling war, mir graut's, nach Hauſe zu gehen!"

„So bleibe bei mir," ſprach der Uhrmacher. „Du mußt zufrieden ſein mit Wenigem — ha! jetzt verſchwindet er — denn mein Haushalt iſt einfach, und was die Bequemlichkeiten anlangt, ganz nach Art unſerer Vorfahren eingerichtet."

„Danke, danke von Herzen, alte Seele," verſetzte Johann. „Ich ſchnüre nur den Mäherriemen etwas feſter, das giebt Muth und verſcheucht jeden thörichten Gedanken."

„O Du Thor aller Thoren!“ rief Tanndorf und geleitete unter lautem Gelächter den Freund in's Freie, „hat mir der Mensch erst Vorlesungen über meine Einbildungen gelesen und jetzt springt ihm der Aberglauben wie ein junges Kätzchen selbst auf die Achsel, und schnurrt und streichelt lustig um ihn herum. Und was für eine Alfanzerei!“

„Es hilft aber, Alter! Weiß Gott, es hilft! Probir' es nur einmal!“

„Wenn ich mich fürchten werde,“ sagte Tanndorf, schüttelte dem Scheidenden nochmals die Hand und sah der fortwandelnden Gestalt nach, bis sie im Abendnebel, der um Höhen und Waldung glänzte, versank. Dann trat-er wieder an den Schmelzofen und brachte noch ein paar Stunden mit dem Scheiden und Zersetzen verschiedener Erzstufen zu. Eh' er sich der Ruhe überließ, zog er die tombackene Uhr behutsam auf. Ein Lächeln überschlich ihn unwillkürlich, als das Gehäuse in seiner Hand ruhte. „Sonderbar,“ sprach er zu sich selbst, „es ist, als läge ein Zauber in dem alten Dinge. Immer und immer muß ich sie als Normaluhr in die Hände nehmen und kann nicht von ihr lassen. Sollte das blos Gewohnheit sein?“

Er ging durch das Schlafzimmer seiner Tochter. Anna lag schon in tiefem Schlummer. Der Vater blieb vor dem Lager des Kindes stehen und betrachtete lange die friedlich Ruhende. Anna hatte die Hände über dem Busen gefaltet, sie schien betend vom Schlaf überrascht worden zu sein.

„Sollte das auch bloß Gewohnheit sein?“ wieder-

holte er leise, löschte, wie unwillig, das Licht und trat geräuschlos in seine Kammer.

Ein paar Tage später waren die Freunde abermals beisammen, und Johann unterließ nicht, das Gespräch baldigst wieder auf Tanndorf's Abenteuer zu bringen, da er auf dessen Werkstatt einige Schlacken geschmolzenen Gesteins umherliegen sah.

„Ich möchte mich schämen," versetzte der Uhrmacher „Dir noch irgend ein Wort darüber zu sagen, da dieser Versuch, wie leicht vorauszusehen war, in nichts sich auflöste. Am Morgen nach jener wunderlichen Nacht ging ich eiligst hinüber an den Zwergbrunnen, fand auch meinen in die Erde gestoßenen Stock noch unbeschädigt stekken, doch keine Spur von meinem in die Flamme geworfenen Feuerstahle. Rings um den Quell war die Erde rissig, aufgesprungen, als ob lang anhaltende Sommerhitze den Boden auseinandergetrieben habe. Zerbröckelter Basalt lag reichlich umher, doch zeigten sich auch bei näherm Untersuchen Schlacken, einzelne Verglasungen u. s. f. Eigentliche Erzstufen konnte ich nirgends entdecken. Ich hatte etwas Aehnliches erwartet, denn daß jene Gegend vulkanisch ist, unterliegt keinem Zweifel, nur ist es mir noch nicht klar geworden, ob die wahrgenommenen Flammen von ausströmender Naphta herrühren oder wirklich aus bedeutenderer Tiefe heraufschlagende Lohen unterirdischen Feuers sind. Die vorhandenen Schlacken deuten auf das Letztere, aber die Natur des Feuers selbst, das durchsichtige, geräuschlose Aufblitzen, das dem leisesten Luftzuge

weicht, bestimmen mich wieder, der erstern Annahme beizupflichten."

„Diese Entdeckung freut mich außerordentlich," versetzte Johann, „weil sie Dich überzeugt hat, daß die Sage vom „Geldbrennen" nichts ist, als eine Volkseinbildung, und Du nun hoffentlich daraus die Lehre ziehen wirst, es könnte wohl mit allem Sagenhaften eine ganz ähnliche Bewandtniß haben. Selbst der tiefer im Gemüth wurzelnde Aberglaube, z. B. das Erscheinen des To—"

„Genug!" fiel Tanndorf ein und ergriff heftig den Arm seines Freundes, daß dieser augenblicklich verstummte. „Wirf nicht wieder Alles thöricht unter einander wie ein spielendes Kind. Es ist mir niemals eingefallen, zu glauben, an Orten, wo zuweilen jene Naphtaflammen sich zeigen, könne man leicht Tonnen Goldes heben, wohl aber glaube ich noch jetzt, daß an solchen Orten Metalladern verborgen sind. Da kann es aber wohl auch kommen, daß sie beinahe zu Tage ausgingen und der Zufall einmal Unwissende wirklich in Besitz reicher Silberstufen setzte, und so entstand der sehr bezeichnende Name für jene Flammen. In Bezug auf meine Sehergabe jedoch hast Du kein Urtheil. Du siehst nichts, also glaubst Du nicht daran! Und das ist gehandelt, wie ein vernünftiger Mann, und wie ich selbst handeln würde, hätte ich nicht die Gabe jenes Gesichtes; aber ich würde mich auch hüten, es hinwegleugnen zu wollen."

Anna hatte unterdeß ein frugales Abendessen servirt und die Freunde überließen die fernere Unterhaltung dem Zufalle. Johann sprach viel von einem Nordlicht, das kürzlich gesehen worden und viele Menschen mit Bangen

erfüllt hatte. „Verdenken kann man es den Leuten auch nicht," sprach der umsichtige Mann. „Diese Naturerscheinung ist zu selten, als daß wir uns daran gewöhnen könnten, und dann hat es ein wunderlicher Zufall auch meist so gefügt, daß unmittelbar nach Erscheinung solcher Nordscheine Ereignisse von schwerer Bedeutung sich zutrugen. Konnte ich mich doch selbst eines unheimlichen Schauers nicht erwehren, als kurz vor dem großen Feldzuge Napoleon's nach Rußland, an denen meine vier älteren Brüder Theil nahmen, ein ähnliches Nordlicht in seltener Pracht sich zeigte. Damals zogen die Abergläubigen natürlich den Schluß, es sei dies ein Anzeichen furchtbarer Blutbäder, die freilich nicht wohl ausbleiben konnten, und ich hatte alle Ursache für meine Brüder zu fürchten. Dennoch hätte ich nicht das Entsetzliche geglaubt, was sich wirklich ereignete. Meine sämmtlichen Brüder starben auf den Schneefeldern zwischen Smolensk und der Beresina, und es waren wackere Burschen, die wohl ein besseres Loos verdient hätten. Wäre ich, wie Du, Seher gewesen, beim heiligen Michael, die Angst hätte mich umbringen müssen vor lauter herumspazierenden Todtengerippen."

Von außen geschah ein Schlag an den geschlossenen Fensterladen. „Was war das?" sprach Tanndorf und wollte aufstehen. „Bleib, Vater," versetzte Anna, „es ist nur der Wind, der an dem rostigen Eisen rüttelt." Indem ward der Schlag stärker und ungestümer wiederholt, und eine vor Angst zitternde Stimme bat den Uhrmacher, nur ja augenblicklich zu öffnen."

„Das ist der Nachbar, so wahr ich selig zu werden hoffe," rief Tanndorf, und stieß Fenster und Laden auf.

„Ach, Du mein Heiland, da guckt er ja schon zum Fenster hinein! Es ist keine Hilfe möglich, wo —"

„Ach, Nachbar Tanndorf," sprach bang und entsetzt der draußen Stehende, „wißt Ihr denn schon, daß mein Fritz auf einmal sterbenskrank geworden? Ihr habt sonst immer Rath für alle möglichen Fälle, könnt Ihr nicht einen Gang herum kommen und das Kind Euch ansehen? Vielleicht fällt Euch ein Mittel bei, das Hilfe schafft."

„Nein, Mann, nein!" erwiederte mit Entschiedenheit der Seher. „Wohl weiß ich, daß Euer Sohn krank werden mußte — Ihr kennt ja meine unglückselige Gabe — und was ich eben jetzt sehe, das sagt mir nur zu bestimmt, daß keines Menschen Hand helfen kann!"

„Um Gott, Nachbar, was seht Ihr denn?" sprach Salomo.

„Einen Schein, ein Kind, weiß wie frischgefallener Schnee, klettert am Giebelende Eures Hauses herunter und sieht zum Fenster der Kammer hinein, wo Euer Fritz liegt. Morgen wird der Schimmer ganz in die Kammer schlüpfen und dann hat Euer Kind ausgelitten. Ich sehe den Tod, Nachbar, und kann nicht helfen. Tröst' Euch Gott und tragt's in Geduld."

Salomo entfernte sich niedergeschlagen, Tanndorf blieb am Fenster stehen, bis seiner Aussage nach der den Tod bezeichnende Schimmer zerrann. Anna war dem Nachbar gefolgt, Johann aber machte seinem Freunde sanfte Vorwürfe, daß er so unvorsichtig und beinahe grausam dem erschütterten Vater jede Hoffnung abgeschnitten habe. „Du kannst Dich ja doch irren," sprach er eifernd, „und wozu dann diese unnütze Furcht!"

„Ich irre mich nicht," versetzte Tanndorf. „Auch kennt mich Salomo hinlänglich und wird mich nicht mißverstehen. Trost geben in einer verlornen Sache ist feig. Da lieber frisch durchgegriffen! Der Schmerz ist dann freilich empfindlicher, aber er hakt sich auch nicht so tief und verzehrend in's Herz."

Anna's Rückkunft bestätigte die Aussage ihres Vaters, Johann zuckte die Achseln und verließ früher als gewöhnlich das Haus seines Freundes. Tanndorf seufzte und sprach zu seiner Tochter, die er mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust drückte: „Gott Lob, daß diese unselige Begabung nicht auf Dich übergegangen ist, mein Kind! Die Welt kommt freilich zu uns, indem sie uns weise, klug nennt, aber was sie heranführt, ist nicht die Liebe, sondern Furcht und Scheu. Das ist der Fluch, der solchen Sehergaben immer nachfolgt. Der dämonische Beischmack entzieht ihnen ihre ursprüngliche Reinheit. Mögen Engel Dein Lager bewachen!"

Anna verließ ihren Vater in ungewöhnlicher Aufregung. Sie konnte nicht einschlafen und hörte in dem unerquicklichen Zustande des Halbwachens ihren Vater ruhelos im Zimmer umhergehen und oft laut mit sich sprechen. Tanndorf wachte die ganze Nacht hindurch, und erhielt mit dem Grauen des Tages bereits die Nachricht, daß des Nachbars Sohn gegen Morgen verschieden sei.

„Ich wußt' es ja," sprach der Seher, „der Herr gebe ihm eine sanfte Ruhe!" Gegen seine Gewohnheit nahm Tanndorf Theil an der Begräbnißfeierlichkeit, nur die Kirche betrat er nicht. Als man ihn um den Grund seines Zurückbleibens fragte, gab er Jedem die schon bekannte

Antwort: „Es leidet mich nicht, Ihr wißt es ja längſt," eine Antwort, die durch die ganze Provinz gäng und gäbe iſt bei Allen, die als unkirchlich verſchrieen ſind. Die eingefleiſchten Orthodoxen ſchlagen ein Kreuz hinter ihnen und behaupten, der Teufel, dem die Seelen dieſer Ungläubigen ſchon zugehörten, laſſe ihnen keine Ruhe, aus Furcht, die Atmosphäre der Heiligkeit, die in jedem Gotteshauſe ungemein kräftig ſei, möge ſie bekehren. Tanndorf aber ſagte aus, die Luft ſei ihm zu dick in der Kirche, Geſang und Predigt nicht anſprechend, „doch" fügte er gegen milder Denkende hinzu, „das iſt nur meine Meinung, kein Urtheil."

Ein ſo auffallender Beweis für die Sehergabe Tanndorf's konnte nicht ſpurlos an den Gemüthern vorübergehen. Bisher hatte man ihm wohl eigenthümliche Geſchicklichkeiten zugeſchrieben, ihn gern von dem Unerfaßbaren ſprechen hören, ein rechter feſter Glaube aber an das innige Zuſammenhängen ſeines Weſens mit der geheimnißvoll verſchleierten Zukunft konnte ſelbſt in den Gemüthern der Leichtgläubigſten nicht aufkommen. Der Zufall hatte es immer gefügt, daß Tanndorf meiſt erſt nach einem eingetretenen Todesfalle laut bekannte, er habe von dem nahen Ende des Verſtorbenen gewußt, und es fiel Niemanden ein zu widerſprechen, da die Meiſten ein wenig Schauerliches gern haben und gelegentlich wenigſtens veranlaßt wurden, ſich gegenſeitig erlebte Abenteuer oder ſagenhafte Ueberlieferungen mitzutheilen. Jetzt änderten ſich die Sachen. Weit entfernt, den Seher zu meiden, kamen

von fern und nah' Hilfsbedürftige in Menge zu ihm, vorausſetzend, der wunderbare Uhrmacher könne, wenn nicht ſchlechthin geradezu Wunder thun, doch ſicher Außerordentliches bewirken. Alles Sträuben und Abwehren Tanndorf's konnte nichts helfen; er ſtand einmal im Rufe des „klugen Mannes", wie die Provincialen dergleichen Individuen zu benennen pflegen, und mußte ſich daran gewöhnen, die läſtig Drängenden auf irgend eine Weiſe zu beſchwichtigen. Tanndorf that nun im eigentlichſten Sinne nichts, höchſtens ertheilte er einen wohlgemeinten Rath, wie der geſunde Menſchenverſtand es forderte; dennoch hieß es überall, der kluge Uhrmacher könne Wunder thun, er ſehe es gleich einem Menſchen an, ob er noch leben möge oder nicht, und die Stunde des Todes wiſſe er auf das allergenaueſte voraus zu beſtimmen.

Wie immer, ſo hatte auch hier das Gerücht nicht ganz unrecht. Tanndorf's Sehergabe offenbarte ſich im Laufe der Zeit noch an verſchiedenen Perſonen, die zufällig auch Rath von ihm erheiſcht hatten. Sein eigentliches Beſtreben aber ging nur dahin, ſich frei zu erhalten von läſtigen Beſuchen und alles Aufſehen möglichſt zu vermeiden.

Jahre waren unter dieſem Fluthen und Ebben der Volksmeinung verfloſſen, ohne auf Tanndorf's eigenes Weſen merklich einzuwirken. Er durchſtrich noch eben ſo oft wie früher Buſch und Berg, ſtand in einem fortwährenden Verkehr mit der Natur, und blieb immer ein heiterer Geſellſchafter ohne Anmaßung. Auf einmal aber zeigte ſich an dem ſo rüſtigen Manne eine auffallende Veränderung. In Verlauf weniger Tage wollten Alle, die ihn

oft sahen, eine gänzliche Umgestaltung seiner Gesichtszüge bemerkt haben. Auch die Munterkeit verlor sich, man hörte ihn, gegen seine Gewohnheit, oft schwer und tief seufzen, und wenn er ausging, so war nicht mehr die freudige Zuversicht in Haltung und Blick zu lesen, die ihn sonst immer begleitet hatte.

Leise gethane Fragen beantwortete Tanndorf mit schmerzlichem Lächeln, aus dem sich alles nur Denkbare errathen ließ. Dies Schweigen verfehlte nicht, sehr bald das Gerücht zu verbreiten, den klugen Mann werde nun in kurzer Zeit der Teufel holen, sein Pact mit ihm sei zu Ende und ihm durchaus nicht zu helfen!

Diese Aeußerungen drangen auch zu Johann, Tanndorfs immer treu ergebenem Freunde. Den ehrlichen Mann verdroßen die ausgesprengten Gerüchte, ohne daß er doch ein Mittel besaß, sie niederzuschlagen. Auch ihm war die schnelle Veränderung seines Freundes nicht entgangen, doch unterdrückte er jede Frage, da er wußte, Tanndorf liebe nicht allzu große Zudringlichkeit. Mit dem Umsichgreifen der thörichsten und abgeschmacktesten und zum Theil auch böswilligen Gerüchte, hielt er es indeß für Pflicht, ernstlich in seinen Freund zu dringen, um durch ein gelegentliches Aussprechen der Wahrheit alle Verläumdungen auf einmal zu verdrängen. Es war nur so schwer, den seit einiger Zeit immer Herumstreifenden zu treffen! Johann mußte lange suchen, bis er seinen Freund zuletzt tief im Walde auf einem über das Gebüsch hinausragenden Steine sitzend fand, weniger die zauberische Gegend bewundernd, als in sich selbst versunken.

„Sage mir nur um's Himmels willen, Alter, was

Dir in den Sinn gekommen iſt," redete der gutherzige Mann ſeinen Freund an. „Du legſt es ja ganz darauf an, ein Einſiedler zu werden! Treibſt Dich Tage, Nächte lang in Wäldern und Schluchten herum, läufſt wie toll in den dichteſten Nebel hinein, geſtikulirſt, als wollteſt Du Himmel und Erde eine erbauliche Bußpredigt halten, und magerſt dabei ab, wie ein Karthäuſer! Mann, Mann, ich bitte Dich, werde wieder vernünftig! Weiß Gott im Himmel, es wird mir bange um Dich und Deiner Seelen Seligkeit, und zuletzt komme ich auch noch auf den Gedanken, womit die verläumdungsſüchtige Welt herumklatſcht, und halte Dich für des Teufels neu angeworbenen Livreebedienten."

„So?" ſagte Tanndorf, ruhig auf ſeiner Felsplatte ſitzen bleibend, „alſo die Welt meint, der Teufel ſolle oder wolle mich holen?"

„Er ſoll mich ſelber holen, wenn ſie's nicht glaubt," verſetzte Johann. „Darf man ſich aber wundern? Siehſt Du doch aus, wie ein Hamſter, der neun Monate lang nichts mehr zu ſich genommen, und Augen haſt Du, beim heiligen Michael, wofür Dir am erſten beſten Werkeltage jeder banquerotte Schacherjude ein paar blanke Speciesthaler gäbe! 'sIſt eine Schande für einen Mann, wie Du, ſo verzagt, kleinlaut, ſeufzerklagend herumzuſtolpern! Wenn Dich nun auch das Gewiſſen ein bischen zwickt, es geht deßhalb nicht gleich an ein Halsumdrehen. O, ich habe auch ſolche moraliſche Jammertage, ſolche Charwochen des Gewiſſens, wobei einem freilich ſehr ſchlecht zu Muthe iſt. Aber nur friſch ſich ſelbſt aufgeſchüttelt, ſo fällt die Laſt von der Schulter, und kann man ſich gar

bequemen, an den Altar zu treten, dann, Alter, glaub' es einer ehrlichen, einfältigen Christenseele, dann wird einem so leicht und wohl, daß die Lust zum Leben, wie eine Lerche in den Frühlingshimmel hinein, wirbelt und jauchzt."

„Das konnt' ich voraussehen," erwiederte Tanndorf, indem er langsam von seinem Felsen herabstieg und an dessen Fuße auf weichem, duftigen Moose neben Johann Platz nahm. „Ein Verständiger hätte mehr Arbeit," fuhr er fort, „als Gott bei der Weltschöpfung, wollte er sich die Mühe geben, seine Umgebungen gegen sich selbst gerecht zu machen. Weil ich weiß, daß ein solches Unternehmen Wasser in einen offenen Schlauch gießen heißt, denke ich eben gar nicht daran, sondern überlasse die Menge ihren unschädlichen Gelüsten. Sie plaudert, klatscht, argwöhnt so lange, bis etwas anderes ihrer Ermüdung wieder einen neuen Anstoß giebt. Warum ihr dies Vergnügen rauben? Ich sehe keinen Grund dazu. — Du aber, lieber Freund Hans," sprach er in halb scherzhaftem, halb ernstem Tone zu seinem Freunde, „Du könntest etwas klüger geworden sein, um zu wissen, daß mich weder Tod noch Teufel in Furcht setzen, der erstere mich aber wohl erreichen kann; denn ich bin auch nur ein Mensch."

„Ach, wer wird vom Tode sprechen!" sagte Johann. „Das sind eben lauter schwarzgallichte Gedanken, aschgraue Grillen, die, ich weiß nicht warum, ordentlich über Nacht in Deinem klugen Kopfe sich einquartirt haben. Ich glaube, die Berühmtheit macht Dir Sorge, oder hast Du wieder ein paar Dutzend Tode gesehen?"

„Nur einen," antwortete Tanndorf, „und der sitzt dicht neben mir."

„Bitte gehorsamst," erwiederte Johann, „gegenwärtig habe ich weder die Lust noch die Ehre, mit dem Freunde aller Lebensmüden in so nahe Bekanntschaft getreten zu sein. Wirklich, diesmal, wenn auch nie zuvor, irrst Du Dich!"

„Freilich, freilich! Es gilt auch nur mir."

„Was?" rief Johann und sprang wie von Taranteln gestochen auf. „Bist Du toll? Du — Du — Du — und siehst den Tod? Deinen eigenen — neben, bei, auf, über Dir? Weiß oder grau? Dick oder dünn? Groß oder klein? Aber nein, nein, nein, es ist ja nicht möglich! Tanndorf, widerrufe, ich flehe Dich drum, oder Du erlebst es noch, daß ich anfange wirblich zu werden."

„Freund!" versetzte der Seher, „beruhige Dich! Gegen das Unvermeidliche dürfen sich Menschen nicht auflehnen. Seit vierzehn Tagen begleitet der Tod mich auf jedem meiner Schritte; er sitzt neben mir an der Werkstatt; er hilft mir die Uhren aufziehen, drechseln, schmelzen; er sucht Blumen und Kräuter, wie ich, er legt sich mit mir zu Bett. Kurz, er ist mir ein so treuer Gefährte, daß seine Freundschaft gewiß das Leben überdauert. Aber," setzte Tanndorf hinzu, und ein Fieberschauer lief durch seine Nerven, „seine Gesellschaft ist selbst für einen vorurtheilsfreien Mann schauerlich."

Nach diesem Geständniß, dem Johann irgend etwas Tröstendes entgegenzusetzen kaum Worte fand, gingen die beiden Freunde zurück in ihren Wohnort. Unterwegs ließ sich Tanndorf bewegen, näher auf die Erscheinung einzugehen und von den Metamorphosen des unerklärlichen Gesichts dem Freunde ein detaillirtes Bild zu entwerfen.

„Vor ungefähr vierzehn Tagen," erzählte der Uhrmacher, „führte mich ein Geschäftsgang nach Böhmen. Es war trüb, die Luft aber außerordentlich erfrischend, und wie mich die Natur immer heiter stimmt, so fühlte ich auch diesmal eine Jugendfrische in mir, als wäre ich noch ein rüstiger Jüngling. Ich kam, nach meiner Art durch Dick und Dünn vorwärtsschreitend, froh und guter Dinge am Orte an, in kurzer Zeit waren die Geschäfte beseitigt und ich trat noch eben so heiter gestimmt den Rückweg an. Im einsamen Fortgehen wende ich mich plötzlich einmal zur Rechten um, indem eine Lichtung im Walde den Abschnitt einer herrlichen Gegend auf höchst reizende Art durch die Umgebung des grünen Gebüsches einrahmte. Da fängt mein Auge die Umrisse eines Schattens auf, der mit mir in gleicher Größe etwa zehn Schritte entfernt, ganz ruhig am Waldsaume steht. Anfangs glaubte ich, es sei mein eigener Schatten, allein die Sonne schien nicht, auch ahmte der vor mir stehende keine meiner Bewegungen nach. Nur wenn ich ihm entgegenschritt, trat er eben so weit zurück. Uebrigens war die Gestalt selbst so nebelhaft unsicher, daß man sie leicht für eine graue Dunstsäule hätte halten können. Mich beschäftigte das Seltsame der Erscheinung auf dem ganzen Wege. Zuweilen sah ich den Schatten ganz deutlich neben mir fortschleichen, dann verlor er sich wieder, kehrte aber nach einiger Zeit zurück, schärfer umrissen, die Gestalt eines Menschen immer deutlicher annehmend. So begleitet kam ich nach Haus. Ich hatte genau Acht, ob der Schatten mit mir eintreten werde, allein die Dunstgestalt blieb

scheu an der Thürschwelle stehen und schien mir düstern Blickes nachzusehen.

„Jetzt blieb mir kein Zweifel übrig; ich hatte den Tod gesehen, diesmal auf mich selbst als das auserwählte Opfer zielend. Aber die Art seines Erscheinens ließ mich noch auf ein paar Monate Leben hoffen. Denn ehe die Gestalt nicht in das Haus dessen tritt, dem sie das Ende verkündigt, kann er getrost fortleben. Gestern nun war der verhängnißvolle Tag, der den Schimmer mit in mein Zimmer führte, und nun hält sich das nur mir sichtbare Wesen kaum eine Elle weit von mir entfernt. Die Gestalt ist entschieden hervorgetreten, ihre Augen sind stets fest auf mich gerichtet, wenn ich sie ansehe, doch nicht finster, eher mild. Dennoch peinigt dies schattenleere Nichts, das doch jede Stunde meines Lebens zählt, wägt und — ist sie vorüber — zu Grabe bettet! Und ich fühl' es, daß die Tage meines Lebens ihrem Ende nahen. Mich peinigt nichts, als der Druck dieser Begleitung, vor dem Tode selbst fürcht' ich mich nicht; denn ich habe gelebt nach Pflicht und Gewissen, wie Jeder soll."

„Hm," sagte Johann, „das ist eine Behauptung, worüber die Kirche etwas abweichend denken möchte. Doch lass' ich Jedem seinem Glauben und will Dich also auch des Deinigen halber nicht tadeln. Sage mir nur, was Du thun willst, wenn das Todesgespenst nicht von Dir läßt?"

„Ueberflüssige Frage! Dasselbe, was hier sich ereignete." Tanndorf zeigte auf Salomo's Haus, an dem die Freunde eben vorübergingen. „Verlasse nur meine Anna nicht!" Der Uhrmacher schüttelte dem Freunde die Hand

und dieser ging in sich gekehrter, erschütterter, als je, von ihm. „Mein Gott," sprach er zu sich selbst, „giebt es doch Dinge auf Erden, die einem Menschen den Verstand schier rauben könnten, wenn er nicht oft so viel Verstand hätte, zu rechter Zeit seinem Nachdenken ein Ziel zu setzen! Auch ich will so verfahren, sonst kriegt unser Narrenhaus einen Dummdusel mehr." —

Tanndorf's ganze Gestalt verfiel nun von Tage zu Tage mehr, auch seine Kräfte nahmen mit überraschender Schnelligkeit ab, obwohl er noch immer viel im Freien lebte. Das Bild des Todes, nur seinem Auge sichtbar, schmiegte sich immer enger an ihn an, verließ ihn nie mehr und begleitete den Seher am Tage in Gestalt eines Schattens, des Abends aber als eine von lichthellen Gewändern umflossene Figur. In den letzten acht Tagen seines Lebens berührte es ihn oft; er fühlte die Nähe der Erscheinung und sagte aus, daß er sterben werde, sobald der Tod sich in ihn gleichsam hineinverlöre. —

Nach wenigen Tagen konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen. Die Gottesfürchtigen, die Frommen, die Pietisten von der strengsten Observanz drangen in ihn mit Bitten und düstern Höllenausmalereien: er solle doch nur ja die Segnungen der christlichen Kirche erflehen und sich bekehrend die Sacramente reichen lassen, damit der Teufel ausfahre! Denn dieser ihm sichtbare Todesengel sei nur der Satan, der auf seine Seele lauere und sie aufschnappen wolle, wie der Karpfen eine Semmelkrume, sobald Seele und Leib sich trennen würden! Tanndorf hörte anfangs den frömmelnden Rathgebern geduldig zu, da ihm der Andrang aber bald zu arg ward, ließ er die Thü-

ren verschließen, und blieb mit Johann und Anna allein. Er sprach heiter und mit vollem Bewußtsein von dem, was ihn im Leben am meisten gefesselt hatte. Die Natur war der Zauber, an dem sein tiefstes Leben hing. „Mit Sonnenuntergang," sprach er, „zieht der Tod in mich ein. Oeffnet das Fenster, damit ich das Abendroth nochmals sehe und mein Auge an dem Glanz sich weide, den das versinkende Gestirn über Fluren und Berge ausgießt."

Anna willfahrte dem Vater, Johann saß neben ihm und beobachtete an der alten, tombackenen Uhr des Sehers genau den forteilenden Zeiger. „Siehst Du ihn noch?" fragte er den Ermatteten. „Wenig, sehr wenig," antwortete Tanndorf, „aber es freut mich, Dir beweisen zu können, daß mein tombackener Glaube eben so gut — gewesen — als der Andern — goldener."

Tanndorf wendete das Gesicht dem Abend zu, der letzte Strahl der Sonne übergoß es mit leuchtenden Flammen. Der Seher war todt.

„Es ist eine große Sache um eine feste Ueberzeugung," sprach Johann, indem er dem todten Freunde die gebrochenen Augen zudrückte. „Die Narren werden dabei bleiben, der Teufel habe ihn geholt, sein mildes Lächeln sieht aber eher darnach aus, als hätten Engel an seinem Todtenbette gestanden." —

Die Geistlichkeit zog genaue Erkundigung ein nach den nähern Umständen beim Tode Tanndorf's, da aber Niemand irgend etwas Auffälliges dabei gehört oder gesehen hatte, so mußte dem Verstorbenen ein ungestörtes Begräbniß gestattet werden, „ohne Sang und Klang", wie er es gewünscht.

Sein Tod blieb lange Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung im Volke; er ward überall vermißt und fortwährend als ein seltener, verständiger, ehrenwerther Mann gepriesen. Zwar starb mit Tanndorf die wunderbare Gabe, Jemandes Tod vorauszusehen, nicht aus, Keiner der Späteren aber besaß sie in solcher Vollkommenheit und vereinigte noch weniger so viele und so nützliche Talente in sich. Der Glaube an das Gesicht des Todes lebt aber noch ungeschwächt fort unter dem Volke, wenn man auch neuerdings nicht mehr laut davon zu sprechen wagt, indem die Skepsis selten verfehlt, an solchen abergläubigen Gemüthern ihr Müthchen zu kühlen.

V.

Vorgänge und Zustände der Schweiz.

(Zweiter Artikel.)

(Von Tr.)

„Im Grabe liegt ein neues Morgenroth."
Tieck.

Der Janustempel, an dessen eingerostetem Thore unsere welschen Nachbarn ein wenig unsanft angepocht hatten, ist schon wieder geschlossen. Unsere Zeit ist wie ein schwüler Sommer, in welchem oft am Horizont finster drohendes Gewölk heraufsteigt, aber nie zum Durchbruch eines Gewitters kömmt, höchstens ein staublöschender Platzregen erfolgt, der alle Erwartung täuscht und im Ganzen unerquicklich vorüberzieht, während die Luft elektrisch geladen bleibt.

Die den Bürgerprinzen vertretende Kantonsregierung erhielt für denselben durch Vermittelung der Regierung des Bürgerkönigs einen Reisepaß, das stolze Al-

bion nahm den neuen Friedensfürsten auf, Arenenberg auf einmal still und öde, wie ein entvölkertes Feenschloß, hörte auf der Heerd der gefährlichsten, antidynastischen Umtriebe zu sein, und dem Minister des Großvaters des Grafen von Paris, welchen einst ein besseres Geschick in Bremgarten und Reichenau dem Throne Frankreichs aufbewahrt hatte, Besorgnisse einzuflößen! Molé konnte wegen der turbulens voisins wieder ruhig schlafen und durch Montebello der langmüthigen Tagsatzung für die Zukunft sein: La Suisse veillera verdeuten lassen. In dieser letzten Note war denn besonders stark die Rede von der alten Allianz zwischen Frankreich und der Schweiz, von welcher Niemand in der Schweiz mehr was wissen will, von der Aehnlichkeit der politischen Einrichtungen, die man in der Schweiz nicht gern unter nachbarliche Obhut stellt, und von der Freundschaft des neuen Herrn der großen Nation, die man nun seit einigen Jahren recht werkthätig und handgreiflich kennen gelernt hat, und die doch unlängst der Bezwinger der Handwerker von Lyon, der General Aymar, recht warm und verständlich proclamirt hatte.

Inzwischen hat Frankreich und besonders sein Missionair, welcher in seinem dynastischen Feuereifer die Schweiz kreuz und quer bereiste, auch Gelegenheit gehabt, die Schweiz kennen zu lernen und sich zu überzeugen, daß es keine Schweiz mehr giebt, wie sie vor dem Jahr 1798 war, und wie man sich dieselbe noch immer, besonders am französischen Hofe so gern vorstellt. Die Tagsatzung, der eine und andere Vorort, gewisse Kantonsregierungen könnten zwar so was glauben machen, und Correspondenzen von

den vielen Agenten und Spionen, gegen welche die Schweiz ein unangetastetes Asylrecht auszuüben die Ehre hat, endlich gewisse Zeitungsartikel, welche von Reactionsfreunden zuweilen ausländischen Blättern aufgebunden wurden, dürften nicht weniger den mit der Schweiz Unbekannten zur Annahme solcher Ansichten verführen. Wer aber immer ein größeres Interesse hegt, den wahren Zustand der Dinge und die Natur der Bewegungen in der Schweiz kennen zu lernen, als Stoff zur Nahrung seiner Parteimeinung zu schöpfen, dem werden große geschichtliche Augenblicke, in welchen das Volk in der Republik auftritt und den entscheidenden Ausschlag giebt, Licht und Aufschluß geben. Solch' ein großer Augenblick einer gemeinsamen begeisterten Volkserhebung ist es, den wir in der Schweiz neulich und zwar seit dem Jahre 1830 zum zweiten Mal erlebten. Wie im Jahr 1832 theils freiwillig, theils auf den Nothschrei der neuen Regierungen sich eine Masse von zwanzigtausend Eidgenossen erhob, um die Reaction in Schwyz und Basel zu vernichten und die Trennung von Neuenburg zu verhüten, so stand im Ganzen jetzt wohl die doppelte Zahl theils gerufen, theils freiwillig auf, um die von Frankreich bedrohte Grenze zu decken. Genf an der äußersten Spitze dem mächtigen Feind gegenüber hatte sich ganz in eine Festung und in ein Feldlager verwandelt. Von der Waat aus allein strömten in Zeit von drei Tagen vom Aufgebot an zwanzigtausend Mann wehrhaft und geübt unter erfahrenen Führern an die Juramarken. Bern, Freiburg, Solothurn waren im Aufbruch, und andere Kantone schoben bereits ihre Freischaaren wie ihre Contingente rüstig nach.

Digitized by Google

Die Begeisterung war allgemein und der Muth und die Thatenlust wuchs von Tag zu Tag im ganzen Volk. Die Aufregung und Bewegung war völlig jener ähnlich, welche Deutschland in seinem Befreiungskriege gesehen, und man erzählt sich eine Menge theils ernster, theils possirlicher von Zuversicht und Kriegslust zeugender Züge. Die Franzosen sprachen zwar, noch immer von der Erinnerung an ihre frühern Kriege zehrend, von diesem Feldzuge gegen die Schweiz wie von einer militairischen Promenade. Einer sagte: „*Nous irons dejeuner à Genève, diner à Lausanne et* — unterbrach ihn ein Schweizer, *coucher à Morat.*“ —

Es ist merkwürdig, wie viel Geist, Muth und Kraft in einem stillen, ruhigen Volke gleichsam latent schlummern und mit einem Schlage aufwachen und sich entbinden kann. Das Volksgemüth hat wunderbare Tiefen, und ein instinctartiges Gefühl für Gefahr und rasche Mittel, sie abzuwenden. Es ist wie der Himmel, der Luftkreis, der mit einem Male sich in Wolken wandelnd zum Gewitter ausbilden kann und eben so schnell wieder lichten und aufklären. Es ist dieß eine innere lebendige Kraft, die sich so urplötzlich nicht hervorlocken, aber auch nicht leicht unterdrücken läßt, und wahrhaftig schwer zu erklären ist. Es ist bei einem ganzen Volke wie beim Einzelnen. Ein unvermuthet überfallender Angriff, das naive Gefühl (möcht' ich sagen) einer überraschenden Gefahr weckt auch jählings den schlummernden Sinn, und bricht in blindlings, aber sicher leitenden Thatendrang aus.

Die Kantonsregierung vom Thurgau hatte gegen die republikanische, bisher stets heilig befolgte Maxime,

einem gestürzten Dynasten und Kronprätendenten wohl eine Zufluchtsstätte zu geben, nicht aber das Bürgerrecht zu verleihen, gesündigt, und selbst bei der Verleihung einen Punkt der Verfassung, der solchen Mißgriffen vorbeugen sollte, verletzt. In dem Augenblicke, als Frankreichs Note deshalb die Schweiz bedrohte, und die Regierung Thurgau's den bundespflichtigen Beistand der andern Kantone ansprach, warf sie sich als selbstherrlicher Stand oder vielmehr souverainer Staat in die Brust und wollte keine Rede für ihre Handlungsweise stehen. Solche Ungereimtheiten giebt der unbestimmte Vertrag zu. Diese Handlungsweise war gewiß nicht eidgenössisch und in der Persönlichkeit des jungen Menschen, wie Metternich den Ludwig Bonaparte zu nennen pflegte, sowie in der komischen Verdopplung dieser Persönlichkeit, welche zugleich als Schweizer und Franzose, als Bürger einer Republik und Thronprätendent sich geriren wollte, lag gewiß nichts Populaires, gewiß nichts, was die Herzen des Volks gewinnen und die Arme waffnen konnte, weder für den selbstherrlichen Stand, noch für seinen vornehmen Schützling, welche das Gesammtvaterland in diese Fehde und Gefahr gestürzt hatten. Auch weiß man in der Schweiz allgemein, daß viele der neuen Kantonsregierungen nicht beliebter beim Volke sind, als die alten, und daß das Volk nur noch an vielen Verwaltungen um der Verfassungen willen hängt. In welchem Credit und Glauben die Tagsatzung steht, ist ein für ganz Europa offenkundiges Geheimniß und eine geschichtliche Thatsache ist's, daß in dem letztern Zeitpunkte, da das Volk sich erhob und sich selbst half, die im Jahr 1832

von den Kantonsherrn restaurirte und in Form und Geist den Bundesvertrag von 1815 vertretenden Bundesbehörde sich, wie noch nie, getheilt und gelähmt, rath- und thatlos fand, auch sich widersprechend und inconsequent benommen hatte. Daß endlich eine gewisse Regierungspartei, nachdem sie von dem Thurgauer Bürger keine Verzichtleistung auf das französische Bürgerrecht erhalten, dazu Hand bot, daß der Bürgerprinz einen Paß erhielt, aber erst nachdem französische und schweizerische Schaaren einander schlagfertig gegenüberstanden, den Schweizerboden verließ; — dieß mag derselben als ein Verdienst angerechnet werden, wie sie sich gewiß schon mehr als eines erworben. Es scheint auch, dieß sei von französischer Seite anerkannt und vergolten worden. Wenigstens hat unlängst ein ministerielles Blatt das naive Geständniß abgelegt, die französischen Truppen seien bis jetzt — lange nachdem die Schweizer heimgekehrt sind und die Absolutionsnote eingetroffen ist — noch nicht alle von der Schweizergrenze zurückgezogen worden, weil die Nationalpartei in der Schweiz drohe, eine Bundesreform durchzusetzen, und Frankreichs Ministerium es sich zur angenehmen Pflicht mache, die dieser Reform abgeneigten Kantonsregierungen zu schützen.

Diese freundnachbarliche Vorsicht und Großmuth nach beendigtem Feldzuge rechtfertigt nun und lobt sich selbst um so mehr, da, wie sich leicht begreifen und erklären läßt, die Stimmung und Gesinnung des Schweizervolkes in Bezug auf Frankreich eine gewaltige Umänderung erlitten hat, und dasselbe schwerlich geneigt sein wird, nachdem es auf die linke Backe ist geschlagen worden, die rechte hinzu-

halten und allen Demonstrationen zum Trotz wieder an das Wohlwollen und die Freundschaft des französischen Ministeriums zu glauben! Es leuchtet auch ein, daß, wenn es wirklich Kantonsregierungen in der Schweiz gäbe, welche aus Gründen ihrer kleinlichen Localsouverainetäten das unumgänglich nothwendig gewordene Werk einer Bundesreform der Eidgenossenschaft hintertreiben wollten, sie sehr unweise und unklug handeln würden, dazu sich die Patronatschaft der französischen Grenzhut zu wählen. Wir wissen zwar gar wohl und erfahren es täglich, daß es im Interesse und in der Tendenz der alten und neuen Kantonsregenten liegt, die Verwandlung der in einen Staatenbund zersetzten Eidgenossenschaft in einen Bundesstaat zu hintertreiben. Eine Stimme aus dieser Sippschaft hat sogar unlängst, sich auf ein Wort von Napoleon berufend und die Radikalen verdächtigend, daß sie die Kantone ganz auflösen und einen Einheitsstaat bilden wollten, in der solchen Verläumdungen nur zu leicht zugänglichen und stets zweideutigen Allgemeinen Augsburger Zeitung vernehmen lassen. Aber wir wissen auch so gut als Jemand, daß es im Interesse und in der Tendenz des Schweizervolks liegt, seine Föderativrepublik zu erhalten, nur mehr und besser zu centralisiren. In neuester Zeit hatte dieses Interesse und diese Tendenz in der Schweiz, welche bei jeder zu einem bessern Bewußtsein und zu einer höheren Kulturstufe gelangten Nation eintreten müssen, keinen abgesagteren Feind als Frankreich, welches sein diplomatisches Weichbild allzugern mit der Schweiz wie mit Belgien vergrößern möchte. Wir mißbilligen mehr als irgend Je-

mand, daß der Bundespräsident Kopp in dem ersten Schreck über den Anblick des welschen Meduſenhauptes die übrigen europäiſchen Mächte zu Hülf und Schutz gegen die Anmaßung als Garants aufrufen wollte. Das Schweizervolk hat auch im Gefühl ſeiner Kraft die Zaghaftigkeit ſeiner oberſten Magiſtratsperſon, welche übrigens an den zwei andern Vororten ihre Seitenſtücke (Pendants) hat, ſattſam beſchämt, und es iſt zu erwarten, daß die andern Mächte endlich von ſelbſt einſehen werden, daß, wenn es in ihrer ernſten Abſicht liegt, die Schweiz in feſter, ſelbſtſtändiger Haltung zu ſehen, welche eine kräftige Neutralität nach allen Richtungen hin zu ſichern vermag, ſie das gemeinſame Intereſſe und die nicht länger zu verkennende Tendenz des Schweizervolks begünſtigen müſſen.

Das Schweizervolk und ſeine Führer haben nun binnen acht Jahren zweimal ihre Stärke und den Schutz der Vorſehung kennen gelernt. Eine geſunde und gerechte Politik wird demnach ſich hüten, einer zeit- und ſachgemäßen Reform des Bundes in den Weg zu treten. In einer lockern Föderativrepublik iſt nichts natürlicher, als Sinn und Trieb für größere Centraliſirung, und daß dieſe in der Schweiz erwacht ſind, beweiſen die vielen Aſſociationen, Geſellſchaften, Vereine und Volksverſammlungen, davon unlängſt eine von 6000 bis 8000 Menſchen im Langenthal ſtattgehabt. Die Gravitation nach dieſem Ziel iſt um ſo ſtärker, da mit der Frage auch das Ringen nach einem eigentlichen Schweizerbürgerrecht und nach Gleichheit in politiſchen Rechten verknüpft iſt. Die Zahl der Gegner dieſes Strebens, meiſtens alte oder neue Kantonsregenten, nimmt bedeutend ab, während ſich die Re-

tionalpartei immer mehr verstärkt. Sie dankt einen großen Theil ihrer Fortschritte dem Maaßnehmen des wegen ihres Unabhängigkeitssinns abholden Kabinets von Ludwig Philipp und ähnlichen Angriffen und Neckereien von außen, welche man immer mehr verstehen lernt und denen man auch immer besser zu begegnen wissen wird. Der französische Herzog soll selbst nach seinen letzten Kreuz- und Querreisen durch die Schweiz das naive Geständniß abgelegt haben: „Das sei ein wunderliches Land, wenn man auch einen Theil der Bundesbehörden und der Kantonsregierungen für sich eingenommen habe, so mache das Volk doch in der ganzen Schweiz, was es wolle.“ Der Herr Herzog sollte nur wissen, daß er nicht der erste ist und wahrscheinlich auch nicht der letzte sein wird, der diese Erfahrung macht. —

Eine erfreuliche Erscheinung ist dagegen, daß die geistige Sperre von Preußen gegen die Schweiz aufgehoben oder wenigstens der Besuch Schweizerischer Universitäten ist erleichtert worden. Hochschulen oder Universitäten in Schweizerkantonen, in denen überhaupt auch die ganze Föderativ-Republik von der Höhe eines Staats zur Neige vereinzelter Stände der Kleinstaaten herabgesunken, haben ohnehin eine schwierige Stellung. Man weiß, wie bedroht unlängst die Hochschule von Zürich war. In Basel hält sich die Universität ohnehin nur durch löblichen Privateifer aufrecht. Die von Bern, welche die größten ökonomischen Mittel hat, wird von Parteien angefochten, welchen die selbstständige Haltung derselben nicht genehm ist. In der Leitung fehlen auch oft die geistigen Kräfte und hohen wissenschaftlichen Gesichtspunkte. So zeigt auch auf die-

sem Gebiete der in einen starren und kleinlichen Cantonalismus zerfallende Föderalismus seinen ominösen Einfluß fühlbar. Eine wahre Universität kann in der Schweiz nur als Gesammthochschule bestehen und gedeihen, eine solche setzt aber eine Bundesreform oder, was eins ist, die Herstellung der Eidgenossenschaft voraus.

Die Schweiz in Schwyz.

Dritter Artikel.

(Von W.)

Der Canton Schwyz, von dem bekanntlich die ganze Schweiz Namen und Wappen hat, würde dem Berufe seiner centralen Lage, seiner großen Geschichte und auch dem Rufe unserer Zeit untreu, wenn er nicht mit einem bedeutungsvollen Kampfe auf dem Schauplatze der Ereignisse hervorträte. Er hat ihn geführt, diesen Kampf, mit einem Gleichgewicht der Kräfte und einer gesellschaftlichen (nicht kriegerischen) Erbitterung, wie kein anderer Canton. Merkwürdiger aber als die Art ist die Natur des Kampfes, weil sie ein Bild aller culturgeschichtlichen Bewegung und statischen Gährung im Kleinen abgiebt. Hier liegt nämlich das historische Recht und der Staat als die Anstalt der Geltendmachung desselben einerseits, das Vernunftrecht und der Staat als Erziehungsanstalt menschlicher Zwecke anderseits im Wurfe. Hiermit laufen noch manche Fragen unter, wie sie vorübergehende Verhältnisse, die Eifersucht der Parteien und die Klugheit der Führer einlegen beim Zufalle und zweifelhaften Ausgange der Dinge. Um aber die Unvermeidlichkeit und mögliche Dauer dieses Streites

zu verstehen, muß man die historischen Antecedentien und die Quelle der gegenseitigen Kräfte einigermaßen kennen.

An den Urbestandtheil des Canton Schwyz, an das sogenannte altgefreite Land Schwyz, sind im Laufe der Zeit sechs andere Bezirke gekommen, theils durch Eroberung, theils durch Schenkung, theils durch Kauf, theils durch sonstige Einverleibung. Mit Ausnahme der alten Republik Gersau wurden diese sogeheißenen äußere Bezirke von dem innern Lande Schwyz freier aber auch härter gehalten als unter ihren frühern Herren, obschon der Bezirk Schwyz nicht volkreicher als die beherrschten äußern Bezirke war. Diese emancipirten sich in einem politischen Vertrag vom Jahr 1798, den aber das alte Land Schwyz im J. 1814 und 1815 für ein Werk der Noth erklärte und unter dem Schutze damaliger Eidgenossenschaft und der alliirten Mächte aufhob. Unter günstigern äußern Verhältnissen erkämpften sich die äußern Bezirke in den Jahren 1830—34. die politische und bürgerliche Gleichheit und sicherten sich dieselbe in einer freisinnigen und demokratischen Cantonalverfassung. Dieser Sieg der Liberalen war aber nicht von Dauer. Statt schmackhafter Früchte ernteten die Verehrer der Verfassung Distel und Dornen, da die Liberalen durch den bald darauf erfolgten Uebertritt ihres hervorragendsten Führers, der den größten äußern Bezirk mit sich hinüberzog, das demokratische Gleichgewicht verloren und so die Handhabung und Ausführung der Verfassung in Hände überging, die das vorzügliche Werk ihrer Gegner lieber verläugneten, als bekannten.

Dieses Mißverhältniß der Liberalen der äußern Be-

zirke zu den herrischen Demokraten des innern Bezirks wurde unterdessen durch eine anderes erweitert, das sich im innern Bezirk selbst entwickelte und durch Vereinigung mit den Liberalen zu einer drohenden Macht gegen die Regierung umschlug. Der innere Bezirk oder das alte Land hat gemeinsame liegende Güter, die allen Urgeschlechtern desselben angehören. Diese Güter wurden der gleichmäßigern Benutzung wegen in Unter- und Oberallmeinde getheilt, und erstere den Familien zugewiesen, die damals in der Gemeinde Art (im Unterland) wohnten, die obere denjenigen, die ihren Sitz in den übrigen (12—13.) Gemeinden (im Oberland) des Bezirkes Schwyz hatten, und jede Allmeinde verwaltet sich nunmehr eigens. Die Unterallmeinde begreift den nordöstlichen, östlichen und südöstlichen Theil des Rigi, und den südwestlichen und westlichen Theil des Roßberges; die Oberallmeinde einen Theil der Ebene von Schwyz, die östliche Anhöhe vom Morgarten, fast die ganze Ebene vom Rothenthurm, alles Gebirge bis an die Gränze der äußern Bezirke und der Urner und Glarner. Das Nutzungsrecht der Allmeindgenossen besteht hauptsächlich gegen eine im Allgemeinen geringe Abgabe, die aber für Alle gleich hoch ist, in Weiderechten, im sogenannten Auftreiben (von Vieh), dann in Waldbefugnissen und Holzlieferungen. Mit den Abgaben, die nach den Klauen oder Essen berechnet werden sollten, bestreitet die Verwaltung die Corporationskosten. Die Genossenrechte sind persönlich, also unübertragbar. — Seit den vielen Jahrhunderten jener Ausscheidung haben sich zahlreiche Familien aus dem Unterland in das Oberland der alten großen Corporation übergesiedelt und um-

gekehrt, und finden sich dadurch des Nutzungsrechtes derselben beraubt. Aber nicht nur die Wohnsitze, sondern auch der Culturzustand des alten Landes oder Bezirkes Schwyz hat sich seit der ursprünglichen und noch geltenden Nutznießungsart sehr verändert. Waren früher fast alle Bewohner des Bezirkes Hirten, so beschäftigen sich jetzt $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung nicht mehr so sehr mit Viehzucht als mit Ackerbau, Handwerken, Handel und anderm Verkehr, was die nothwendige Folge des gestiegenen Zuflusses von Fremden, angelegter Straßen, besserer Benutzung der Schifffahrt u. s. w. ist. Zudem giebt es viele Arme, die ihr Genossenrecht eben so wenig ausüben können, weil sie den Ankauf und die Ueberwinterung von Vieh nicht vermögen. Ehedem erhielten diese aus dem Ueberschusse der Corporationsgelder eine kleine Entschädigung, aber auch diese wird nicht mehr verabreicht. Demnach zehren zunächst die Hirten den Ertrag der Corporationsgüter auf, und zwar während der reichste Hirte mit dem größten Gewinn ausgeht, geht der Arme leer aus. Dazu kommt, daß in der letzten Zeit die Verwaltungen gewisse einflußreiche Geschlechter in der jährlichen Zuweisung der Weiden u. s. w. zu bevorzugen und ihren eigenen Mitgliedern die beßten Alpen vorzubehalten schienen, während Andere den ihnen eingeräumten Antheil in Betracht der Abgabe kaum mit Vortheil nutzen konnten. Die Nachtheile der bisherigen nachlässigen Verwaltungsart wurden allmählig von Solchen eingesehen und aufgedeckt, welche sich mit dem wissenschaftlichen Stand der Land- und Forstwirthschaft bekannt gemacht hatten. Aber bisher umsonst. Die Verwaltungen lassen alte, weniger zugängliche Wälder so zu sagen verfaulen,

und die jungen in der Nähe der Hirten von Ziegen zerfreſſen, um dem kurzſichtigen nächſten Intereſſe Vieler zu ſchmeicheln. Es liegen 300—400 Jucharten Bergland öd' und verwildert, die gar nichts abtragen. Die mit dieſem Stand der Dinge unzufriedenen Genoſſen (ſo heißt man die Mitglieder der corporationsberechtigten Familien) haben zur Abhülfe dieſes zum Unrecht gewordenen Standes der Dinge den Rechtsgang eingeſchlagen, aber fruchtlos, da die rohen Bergmänner herniederſtiegen, den Gerichtſaal beſetzten und competente Richter abgewieſen wurden. Die Eidgenoſſenſchaft darf nach dem beſtehenden Bund nur auf Verlangen der Regierung interveniren (Artikel 4.). Dieſe hat aber ſelbſt gegen die Klauenmänner, wie jene Genoſſen, namentlich der Oberallmeinde wegen der beabſichtigten Einführung eines Abgabenſyſtems nach den Klauen des aufgetriebenen Viehs ſofort genannt wurden, eine parteiiſche Stellung angenommen, eben ſo der große Rath. Daher denn die Anhänger des Inhabers der hoheitlichen Gewalt hinwieder von den Klauenmännern ſpöttiſch Hornmänner geheißen wurden. Die letzte Hoffnung der Klauenmänner beruhte nun auf der Cantonslandsgemeinde als dem Souverain oder auf einer die bisherigen Beamten abberufenden Verfaſſungsänderung. Die erſte fand im Frühling ſtatt, die letztere kann verfaſſungsmäßig erſt im J. 1841. geſchehen. Auf jene Landsgemeinde hin verbanden ſich die Klauenmänner des Bezirkes mit den Liberalen der äußern Bezirke, und der Name der erſtern ging nun auch auf dieſe über, während eben ſo alle Parteigänger der Regierung ſich ſofort Hornmänner nannten. Vor und an der Lands-

gemeinde fielen zwischen beiden Parteien so bedeutende Reibungen vor, daß sich die Eidgenossenschaft wenigstens zur ruhigen Abhaltung der Versammlung der Cantonsbürger ins Mittel legen mußte. Unter den 8400 Anwesenden siegten die Hornmänner mit einer Mehrheit von 400. Die Sache ist nun im Großen auf 2 Jahre lang entschieden, worauf sich denn die Klauenmänner vertrösten. Unterdessen dauern die Reibungen im Kleinen auf eine bedauerliche Weise fort, wo dann die Klauenmänner zu siegen pflegen, da sie in den Ebenen, Dörfern und Flecken beisammen wohnen, während die Hornmänner zerstreut auf den Bergen und in abgelegenen Gegenden. Die Regierung scheint weder die Macht noch den Willen zu haben, die Ruhe wieder einkehren zu lassen, was um so schwerer ist, da sie aus noch heftigern Parteimännern als früher besteht, und alle Bande des Blutes und der Freundschaft im Lande gerissen sind, und die Geistlichkeit zum Theil auf eine fanatische Weise das Feuer der Leidenschaft in den Hornmännern schürt. Die schweizerische und noch allgemeinere Bedeutung dieses Kampfes, der noch nicht ausgekämpft ist und bei der Fortbewegung unserer Zeit wahrscheinlich zu Gunsten der Klauenmänner ausgehen wird, sobald sich ein geschickter, erfahrner, gewandter, muthiger, thätiger und aufopferungsfähiger Führer an ihre Spitze stellen wird (was ihnen bis jetzt fehlte) ist diese, daß 1) die Sarnerpartei und der 1815. Bund, 2) die Klöster, 3) der Romanismus, und 4) der Jesuitismus hauptsächlich unter dem hörnern Zeitalter des Canton Schwyz eine Garantie ihres Bestandes in der Schweiz und ihrer Wirksamkeit nach außen finden, da der Canton

Schwyz der einflußreichste Urcanton, der mächtigste demokratische Schweizerstand und der Sitz nicht nur des reichsten Klosters und größten Wallfahrtsortes der Schweiz sondern auch des päpstlichen Nuntius und einer neuen aufblühenden Erziehungsanstalt der Jesuiten ist.

VI.

Physiognomik der Erdfläche.

Von

Dr. C. G. Carus.

(Fortsetzung der Briefe über das Erdleben. Sechster Brief.*)

So hätte ich Dir, geliebter Freund, in den drei zunächst vorhergehenden Briefen meine Gedanken über Natur und Bewegung der Gestirne und über ursprüngliche Bildung der Erde vorgelegt, und Du hast mit Wohlwollen und Nachsicht aufgenommen, was ich mit Umblick und nicht ohne guten Willen darbot. — Folge mir denn auch weiter, wenn ich in den kommenden Betrachtungen versuche, von Erde und Gewässer, von Luft- und Feuererscheinung, wie sie uns täglich in tausendfachen Formen umschweben, hie und da den Schleier zu lüften und ihre Bedeutung Dir zugänglich zu machen.

---

*) Aufgefordert, noch einige dieser Briefe der geehrten Redaction dieser Blätter mitzutheilen, habe ich aus dem, was seit Jahren hierüber angefangen lag, noch die nachfolgenden Fragmente ausgewählt. — Die gute Aufnahme, welche die beiden ersten Briefe gefunden haben, machten mir schon mehrfach den Wunsch rege, diese alte Aufgabe weiter fortbilden zu können; noch ist aber Zeit und Stunde hiezu nicht gekommen. Der nächst vorhergehende (fünfte) Brief ist im 2ten Bändchen meines Tagebuchs über Paris und die Rheingegend abgedruckt. C.

In meinem heutigen Briefe wende ich mich denn zuvörderst zu der Physiognomie in der Bildung der Erdfläche. Wir wollen hier bemüht sein, uns das Gesetzmäßige in der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Formen, eines Bodens, welcher unsre Geburtsstätte und der Ort unsres Daseins und Wirkens ist, anschaulich zu machen und versuchen, wie weit vielleicht eine gewisse Uebereinstimmung zwischen seinen äußeren Gestalten und seiner innern Bildung nachgewiesen werden könnte, damit, wenn unsre Betrachtungen aufgenommen werden, wie und von wem sie sollen, sie dazu beitragen mögen, bei dem Anblicke der verschiedenartigen Erhöhungen und Vertiefungen der Erdfläche, nicht blos durch das Anmuthige oder Abschreckende ihrer Form uns bewegt zu finden, sondern auch, indem sie an die Bedeutung, welche diese Formen für den Gliedbau unsres Planeten haben, erinnern, sich eine wahrhaft dankenswerthe Ausbeute ergeben möge. — Schon in dem Anhange zu meinen Briefen über Landschaftsmalerei hatte ich eine flüchtige Skizze der Physiognomik der Gebirge gegeben; ich hatte zu zeigen versucht, wie sehr die einzelnen verschiedenen Perioden des Erdlebens angehörigen Gebirgsformationen in ihren Contouren, Vorsprüngen und Zerklüftungen sich untereinander unterscheiden. Hier aber möchte ich diesen Gegenstand von einem höhern Gesichtspunkte und einer weitern Ausdehnung Dir vor Augen stellen, wie denn manche in einer Reihe von Jahren seit jener Zeit gesammelten Anschauungen und Erkenntnisse beigetragen haben, jene vielleicht von mir zuerst ausgesprochene Grundidee einer Physiognomik der Gebirge immer weiter und weiter in mir selbst zu entwickeln. Könnte

ich dann dazu kommen, in einem nächstfolgenden Briefe von dem Wasserleben der Erde und seiner mannichfaltig wechselnden Physiognomie, und wieder in einem andren von dem Luftleben, der Physiognomie des Himmels und unsrer Atmosphäre, und endlich in einem dritten von dem Feuerleben unsres Planeten, seinem Magnetismus, seiner Electrizität und der Physiognomie der daher sich ableitenden Phänomene Dir eine klare Uebersicht vorzulegen, so müßte, dächte ich, ein ganz interessantes Bild sich ergeben von der Art und Weise, wie das Leben unsres Erdgestirnes nach den vier Formen der Elemente, wie sie Empedokles aufstellte, und für welche ich Dir schon im vorigen Briefe meine Vorliebe erklärt habe, hervortreten. Versuchen wir denn diesen Gang! bei welchem ich hoffe, daß Deine freundliche Theilnahme mich in einem so schwierigen Unternehmen ermuthigen und fördern wird.

Ist es aber schon unerläßlich, in dem Falle, daß wir die Gesammtformen eines Gebirges beschreiben wollen, uns nicht zwischen einzelne Klippen in der Betrachtung des nahen Gesteines zu verlieren, sondern aus einer gewissen Ferne einen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen, damit wir auf diese Weise von der Art seiner Begrenzung im Ganzen und Einzelnen ein deutliches Bild erhalten; so gilt dieß noch vielmehr dann, wenn es sich darum handelt, von der besondern Physiognomie der gesammten Erdfläche eine irgend angemessene Vorstellung zu geben. Nun habe ich schon früher einmal erwähnt, wie wichtig die Betrachtung der Physiognomie des Mondes für Verständniß der aus ursprünglichem Verbrennungs- und Schmelzungsprocesse werdenden Himmelskörper genannt werden müsse,

Digitized by Google

und wie sollte sich nun nicht ein ähnlicher Typus auch auf der Oberfläche der Erde durch eine eigenthümliche Physiognomie darstellen, wenn wir sie uns, als vom Monde aus gesehen vorstellen wollen!

Laß es mich denn in Folgendem kürzlich versuchen, Dir die Art, wie dann die Erde, glaube ich, uns erscheinen müßte, zu beschreiben. Vorerst aber spreche ich Dir im Allgemeinen schon meine Ueberzeugung dahin aus, daß der Anblick der Erdkugel dem der Mondkugel von einem solchen Standpunkte aus, weit ähnlicher erscheinen würde, als man es gewöhnlich glaubt; denn auch auf der Erde wird, wie ich schon im vorigen Briefe erwähnte, ganz unbestreitbar die Ringbildung ihrer Fläche immer entschiedner vorherrschen, je mehr man auf die ursprünglichen Ausbildungen und Erhebungen der Gebirge Rücksicht nimmt. Ritter, der Schöpfer einer geistreicher gefaßten Geographie, hat bereits den sehr richtigen Gedanken ausgesprochen, daß das atlantische, oder das kleine Weltmeer, als ein unregelmäßig kreisförmiges Binnenmeer der großen Landhalbkugel zu denken sei, welches sich durch die Oeffnung zwischen der Küste von Senegambien und der südamerikanischen Landspitze bei Bahia ergießt in die ungeheure, von dem längsten halbkreisförmigen Gebirgszuge der Erde, der westamerikanischen Kette der Anden, und dem abermals halbkreisförmigen Gebirgszuge im Osten Asiens, der Molukken und Australiens eingefaßte Wasserhalbkugel des stillen Meeres, oder großen Erdmeeres. Wirklich ist jenes kleine Erdmeer fast regelmäßiger begrenzt, als das eben an Größe verhältnißmäßig zum Monde ihm zu vergleichende sogenannte Regenmeer der Mondfläche.

Und ganz so, wie an dieses etwa die halbringförmige Bucht des Sinus Iridum oder die Ringbucht des Plato mit vorliegenden inselartigen Spitzen sich anschließt, so schließen an das kleine Erdmeer sich die hintereinander liegenden Buchten des Mittelmeeres, und die beinahe durch ihre vorliegenden Inseln geschlossenen ringförmigen Buchten des merikanischen und karischen Meeres. Auch sieht man ja die plutonischen und vulkanischen Lebensprocesse des Erdlebens, auf welchen eben die blasenförmig entstehenden Ringbildungen beruhen, deutlich vorherrschen in den unzähligen Inselgruppen des großen Erdmeeres, und es sind die immer und immer sich wiederholenden Kreisformen der bald unterseeischen, bald über'm Meer heraufragenden Gebirgszüge so ganz unverkennbar (mögen wir sie nun in den Ringbuchten des kamschatkalischen, des japanischen, der chinesischen Meere, ja selbst des nördlichen Eismeeres aufsuchen), daß wir dieselben vollkommen den auf dem Monde gesehenen, aber geschmacklosest benannten Kreisen, einem Mare crisium, einem Mare humorum, und einem Meere der Stürme vergleichen können. Kurz willst Du Dir die Mühe geben, und einen gutgearbeiteten Relief-Globus, oder ein mit gutgezeichneten Höhenzügen versehenes Planiglobium vor Dich zu nehmen, und vorzüglich da, wo granitische, trachytische, oder neu vulkanische Gebirgsmassen die Höhenzüge constituiren, auf ihre jedesmalige Richtung genauer Achtung geben, wie von größern zu immer kleinern und immer kleinern Höhenzügen Alles auch auf der Erde bald mehr, bald weniger deutlich der Theorie des Kreises folgt, so wird der überall nachweisbare Parallelismus zwischen Mond- und Erdfläche Dir unmöglich entgehen

können. Iſt nun aber dieſer Parallelismus wirklich vollkommen in der Wahrheit begründet, ſo folgen hieraus ſchon mehrere wichtige Ergebniſſe für Form und Richtung unſerer größeren Höhenzüge, nämlich einmal, daß ſie niemals ganz gradlinig verlaufen, ſondern immer Abſchnitte größerer oder kleinerer Gebirgskreiſe darſtellen werden, als wovon alle größern Gebirgszüge Beweiſe geben, indem, Du magſt verfolgen, welche Kette Du willſt, Du immer finden wirſt, daß ſie als ein, bald mehr oder weniger von kleinen Kreisabſchnitten unterbrochner Kreisabſchnitt, freilich zuweilen eines ungeheuren Kreiſes, (wie z. B. die Andenkette Amerika's von Unalaſchka bis Cap Horn) erſcheinen müſſe. Zweitens: ſind dieſe Kreiſe zu denken als ſtehengebliebene Stücken der Ränder aufgeworfener und in ſich wieder zuſammengeſtürzter Blaſen eines urſprünglich geſchmolzenen Zuſtandes der Hohlkugelfläche der Erde, ſo folgt daraus ferner ein bis jetzt noch gar nicht allgemein genug beachtetes Geſetz, nämlich, daß allemal an ihrem concaven dem Einſturze zugekehrten Rande der Abſturz des Höhenzuges weit jäher, an dem converen, der urſprünglichen Erhebung zugekehrten Rande aber allmählicher ſein muß. So ſchließen z. B. die Cordilleren einen Theil der ungeheuren Ringbucht des Erdmeeres ein, und ſtürzen daher auf der Seite dieſes Erdmeeres weit jäher ab, als auf ihrer öſtlichen Seite, wo ſie ſich langſamer erheben; eben ſo, und aus demſelben Grunde ſtürzen die europäiſchen Alpen gegen ihre Ringbucht des Mittelmeeres viel plötzlicher ein, während ſie gegen den Norden Europas allmählich abfallen, und eben ſo zeigen dieſelben Erſcheinungen im Kleinen alle die tauſend thätigen oder erloſchenen Vul-

kane, mit denen die Erdfläche bedeckt ist, so der See von Agnano bei Neapel, der See von Nemi oder Albano bei Rom, und viele andre. Ein drittes Gesetz drängt sich uns endlich auf, daß nämlich der Character dieser aufgeworfnen Blasenränder ein wesentlich verschiedner sein müsse, je nach der Zeit der Erdbildung, und dem Grade der Erkaltung und Erstarrung, ja Ueberdeckung bereits fest gewordner Erdschichten. Es ergiebt sich nämlich leicht, daß ein solcher Höhenzug eine andere Structur und Physiognomie zeigen werde, wenn er als eine und dieselbe gleichförmige Masse aufquoll, wieder anders, wenn seine obern Decken bereits erstarrt waren, und von den untern, noch weichen Massen durchbrochen werden mußten, und noch anders endlich, wenn die längst erstarrten ursprünglichen Gebirgsschichten von später entstandenen Erdschichten bereits überdeckt, nun aber von der neu aufgeregten innern plutonischen Kraft zur Erhebung und mannichfaltigen Berstung gebracht werden. — Hier ist es nun, wo wir dem geistreichen Gedanken eines Elie de Beaumont begegnen, welcher für die Zeiten der Erdgeschichte beinahe dasselbe geleistet hat, was die Astronomen für das Maaß der Räume entferntester Welten, indem er das Mittel fand, über das relative Alter der Gebirge, wie Jene über die relative Entfernung der entlegensten Sonnensysteme Aufschluß zu geben, und zwar dadurch, daß er beachtete, welche Revolutionen, welche Wasserbedeckungen, welche Erdniederschläge gewissen bestimmten Erhebungen voraus gegangen waren, um so zwar nicht nach einzelnen Jahren, wohl aber nach Angaben des Aelteren oder Neueren die Zeit zu bestimmen, in welcher ein oder das andre Gebirge aus dem Niveau

der urſprünglich gleichmäßigen Kugelfläche unſres Planeten hervorſtieg, wobei ſich denn ergab, daß gerade die ſchroffſten und höchſten Gebirge gewöhnlich die neueſten waren. Gewiß iſt es aber ein ſchöner Gedanke, wenn wir hier abermals gewahr werden, wie der Menſch mit ſeiner unendlich geringen Zeitlichkeit und Räumlichkeit, Erſcheinungen ermißt und umfaßt, welche durch ihre ungeheure Größe auf den erſten Blick ſo unendlich das Maaß ſeiner Kräfte zu übertreffen ſcheinen. —

Wenden wir uns aber für jetzt wieder zu unſerem zuerſt geforderten Standpunkte, zum Ueberblick der Phyſiognomie der geſammten Erdbildung zurück, ſo können wir freilich nicht verkennen, daß auch auf der Erde, und nicht minder auf dem Monde, die Blaſenform der Gebirge nicht überall mit gleicher Deutlichkeit ausgeprägt iſt. Deutlich gewahren wir auf der Erde eine Menge ſpäter eben ſo gewiß dem Elemente des Waſſers angehöriger Bildungen, als jene erſten vom Element des Feuers bedingt wurden, und wie das Waſſer die wagerechte Ausbreitung, das Feuer aber die ſenkrechte Erhebung ſucht, ſo wirſt Du es natürlich finden, daß die Bildungen des Waſſers in mehr oder weniger wagerecht ſich ausbreitenden Schichten, ſowohl ebene, als uneben aufgeworfene Flächen gleichförmig und gleichſam ausgleichend bedecken, während die Gebilde des ſpäterhin von Neuem ſich geltend machenden Feuers ſich in ſenkrechter Linie zu erheben, die unbegrenzte Neigung haben. So alſo wurden durch die ausgleichenden Bedeckungen ſpäterer Waſſerniederſchläge viele jener alten ringförmigen Bildungen verwiſcht, und es wurde weſentlich dazu beigetragen, der Erdfläche eine

nicht blos von einer Art von Kräften, sondern von mehrartigen Kräften bestimmte Physiognomie zu geben.

Wenn ich Dir indeß im Vorhergehenden somit ein allgemeines Schema von der Erdfläche zu entwerfen suchte, wenn ich darzulegen bemüht war, wie an ungeheure, fast den halben Erdball umfassende Ringbuchten sich kleinere und immer kleinere als immer weiter fortschreitende Blasenaufwerfungen des Planeten zu schließen scheinen; wenn ich darauf deutete, wie das Gewässer in den Vertiefungen der größten dieser Buchten sich in Meeresform zu sammeln genöthigt war, wie aus den Gewässern verschiedenartige ausgleichende Niederschläge erfolgten und wie neue Durchbrechungen der kaum beschwichtigten Erdfläche, neue Erhebungen und oftmals dadurch gänzlich veränderte Wasserbedeckungen, zur Folge haben mußten, so bekenne ich Dir freilich hiermit zugleich entschieden einer neuern, und zwar der von Männern wie Leopold von Buch und Elie de Beaumont ausgebildeten Ansicht mich angeschlossen zu haben, und weiche gänzlich ab von jenen von unserem Goethe noch im hohen Alter fast ausschließend verehrten einseitig neptunistischen Vorstellungen. Du wirst indeß bei der Theilnahme, die Du einmal meinen Bestrebungen gewidmet hast, nicht verkennen können, daß nur die hier gefaßte Ansicht mit der aus vielen Gründen früher sich uns aufdrängenden Ansicht von Weltenbildung überhaupt zu vereinigen sei; und so würde es allerdings ein sich selbst untreu werden zu nennen sein, wollte ich hier irgend einer andren Vorstellung als dort mich zuwenden. Freilich finden in einem in vollem Maaße zuletzt doch Unbegreiflichen gern die verschiedenartigsten Ansichten ihren Spielraum,

Digitized by Google

und wie vielfältig hat man nicht versucht, ein zu höchst Unerklärliches doch auf irgend eine Weise zu ergründen. Indem nun in einem unendlich Vielseitigen Jeder am Ende doch diejenige Seite immer zuerst ergreifen, und als die wichtigste an dem Gegenstande behandeln wird, von welcher er gerade zu dem Gegenstande überhaupt herangekommen war; so erklärt Goethe seine Anhänglichkeit an den Alles von Wasserbedeckungen abhängig machenden Neptunismus Werner's ganz unumwunden, und zwar leitet er diese Anhänglichkeit ab nicht nur aus der Periode der Wissenschaft, in welcher er sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen anfing, sondern zugleich auch aus der Betrachtung der ihm damals zunächst vorliegenden, Weimar und Jena, umgebenden Regionen des durch seine Muscheln- und Schalenfragmente unabweisbar auf Wasserbedeckungen deutenden Flötzkalkes. Eben so hat sich neuerlich wieder eine ganz besondere Ansicht von dem bei der Erdbildung thätigen Prinzip in Keferstein's Naturgeschichte des Erdkörpers entwickelt, als welcher, ohne den feurig geschmolzenen auf Verbrennung ursprünglicher Erdmetalle deutenden Zustand gelten lassen zu wollen, eine wunderliche Art von Gährung zur Erklärung der Aufblähungs- und Erhebungsvorgänge annimmt; eine Erhebung, welche aus den von einer wäßrigen Flüssigkeit zuerst homogen abgesetzten Erdschichten bei deren Umwandlung zur krystallinischen Structur geschehen, und erst als solche die Feuervorgänge der Schmelzung und Verbrennung bedingt haben sollte. Und so ist es wieder eine besondre und sonderbare Ansicht, wenn Gruithuisen bei Gelegenheit jener besondern Ringgebirge des Mondes die

Meinung vertheidigte, daß sie entstanden seien, indem vom Weltraume aus immer fort und fort bald ungeheure große, bald kleinere Meteorsteinartige Massen gegen den werdenden Weltkörper hereingestürzt seien, und nun eben so ringförmige Erhöhungen zurückgelassen hätten, als z. B. harte Thonkugeln gegen einen weichen Thonklumpen mit Kraft geschleudert und eindringend aufgeworfene Ränder an seiner Oberfläche zurücklassen müßten. Wie gesagt, bei alle diesem müssen wir uns daran erinnern, daß der Mensch nur das vollkommen zu begreifen vermag, was er im Entstehen sieht, oder dessen Entstehung er durch Analogie mit Bestimmtheit sich deutlich machen kann; das blos Entstandene, das, was zu seiner Zeit nicht mehr entsteht, dessen Erscheinung wird ihm zwar wohl zugänglich und zu beschreiben möglich sein, allein die Gesammtheit seines Wesens, der eigentliche Begriff desselben wird ihm immer ein Räthsel bleiben. Hier tritt daher wieder zu einer sorgfältigen Ueberlegung, Betrachtung und Vergleichung der Thatsache der Erscheinung immer bald mehr oder weniger bestimmt ein gewisser Glaube hinzu, ergänzt, weil nun einmal der Mensch immer nach dem Ganzen streben soll, das Lückenhafte der Beobachtung, und bietet zuletzt ein Gemälde dar, welches, wenn es auch der Natur nicht unbedingt gleich sein kann, doch um so mehr bald hier, bald da der Natur eine Leben- und bedeutungsvolle Seite abgewinnen wird, je mehr sie von geisteskräftiger Auffassung eines Urphänomens ausgeht, und mit innerer Folgerichtigkeit von hier aus die Anordnung der Beobachtungen fortgliedert.

Treten wir aber nun wirklich hinaus in ein freies,

offenes, bald ebenes, bald hügeliges Land, sehen wir von steil abstürzenden Ufern in die Thäler der Flüsse, oder in die Tiefe des Meeres hinab, besteigen wir die milderen, bewaldeten Anhöhen, oder klimmen wir zu den felsigen, zuletzt mit Schnee und Eis bedeckten Gipfeln höherer Gebirge hinan; so fragen wir uns, ob es nicht möglich sei, diesen verschiedenen Gestaltungen irgend ein bestimmtes Maas, ich möchte sagen eine gewisse Logik abzugewinnen, welche uns in den Stand setzte, die Aufeinanderfolge der Erhöhungen und Vertiefungen und die Uebereinstimmung ihrer Umrisse und ihrer innern Structur bestimmter und folgerechter zu vergleichen. Man könnte eine solche Zusammenstellung eine Morphologie der Erdfläche nennen, wenn die im Bergbau erscheinende Durchforschung des Innern der freilich nur alleräußersten Schichten der Erde, mit dem Namen einer Anatomie des Planeten belegt werden könnte; und wie in der Anatomie der Thiere oder des Menschen von ausgebildeteren und unausgebildeteren Theilen, von Schichten und Höhlen, von Flüssigkeit führenden Adern und mit festen Substanzen ausgefüllten Kanälen die Rede sein muß, so würden hier die Höhlen und mannichfaltigen Schichten der Erde, die bald krystallinisch zu höchst entwickelten Gesteinen und bald die in unscheinbarer Dichtigkeit verharrenden Lager, endlich die unterirdischen Züge der Quellen und die mit erstarrten Bildungen und namentlich oft mit reichen Metallvegetationen ausgefüllten Gänge genugsamen Stoff zu weitläuftigen Betrachtungen geben; allein alles dieses würde uns von unseren gegenwärtigen Unternehmungen zu weit ablenken. — Du hast nämlich gewünscht, daß ich über die äußere Erschei-

nung der uns umgebenden Natur, Dir meine Gedanken darlege, und da würde also blos von morphologischen Betrachtungen im obigen Sinne die Rede sein können. Fast weiß ich aber für diesen Zweck nichts Besseres zu thun, als daß ich Dir aus einem älteren Tagebuche einer Reise nach Genua, ein Bruchstück mittheile, worin ein kleiner Excurs vorkommt, welchen ich damals, nachdem ich die Folge von Betrachtungen, welche beim Ueberschreiten des Thüringer Waldgebirges sich mir dargeboten hatten, aufmerksam niederschrieb. Du wirst sie nicht geringer achten, weil sie einer frühern Periode meiner eignen Bestrebungen angehören und noch bestimmtere Erinnerung an die Ansichten Werner's enthalten. Wird es doch mit diesen Ansichten überhaupt im Verhältniß späterer philosophisch weiter greifender, vielleicht immer dieselbe Bewandtniß haben, wie mit dem Verhältnisse des künstlichen Pflanzensystems von Linné zu den mannichfaltigen späteren, philosophischer gefaßten, auf den Begriff der Metamorphose gegründeten Systemen der Botanik; d. h. beide ältere Systeme werden immer von Nutzen bleiben, um den Formensinn des Jüngeren, in diese Wissenschaften Hereintretenden zu erziehen und zu bilden, und so übergebe ich Dir denn hier dieses Fragment zu wohlwollender Benutzung, nachsichtiger Beurtheilung, und, wenn das Glück gut ist, zu geschickterer Weiterbildung! — Ich schrieb also damals:

„Schon bei dem Durchschneiden dieser kleinen Gebirgszüge ist es mir sehr augenfällig geworden, wie wichtig und anziehend einige Einsicht in die ersten Grundsätze der Geognosie dem Reisenden unter allen Bedingungen

werden müſſe, und ich habe es daher unternommen, die weſentlichſten Punkte, auf welche es bei dergleichen Betrachtungen ankommt, hier als beiläufige Randnote einzuſchalten. — Vielleicht fühlt ſich dadurch einer oder der andre meiner Freunde angeregt, eine nähere Kenntniß von jener Wiſſenſchaft zu nehmen, durch welche wir dahin gelangen, in irgend einer Gegend nicht nur die zufällige Abwechſelung von Berg und Thal, ſondern ein nothwendig alſo geſtaltetes Stück der organiſchen Oberfläche dieſes Planeten anzuerkennen.

Wendet demnach eure Blicke auf die Geſammtmaſſe der Erde! macht euch durch eure Phantaſie anſchaulich, wie ihre Außenſeite mit mannichfaltigen Erhöhungen und Vertiefungen bedeckt iſt, von welchen die erſtern das Vorhandenſein des trocknen Landes, über dem, die weiteſten und beträchtlichſten Vertiefungen ausfüllenden Meere, bedingen, und beginnt dann zu unterſcheiden die Form dieſer Landſtriche, und die Maſſe, aus welcher dieſer Boden gebildet iſt.

Die Form des feſten Landes bietet an und für ſich wieder eine mannichfaltige Abwechſelung von Höhen und Tiefen dar. — **Die Höhen ſind verſchieden; einige ſind Hochgebirge, dieſe durchziehen meiſtens als lange nach höhern Geſetzen geregelte Ketten die Länder, ja, ſie beſtimmen die Form und Richtung derſelben eben ſo, wie das Rückgrath die Form eines Thierkörpers. Ein ſolches Hochgebirge iſt die Europa durchziehende und ſeine Form beſtimmende Alpenkette. Zuweilen auch ſind die Hochgebirge in breiten Rücken (Plateau's) ausgedehnt, wovon die Hochgebirge Aſiens Beiſpiele geben; zuweilen erhebt**

sich auch ihre Kante in einzelne Gipfel (Pic's). — Wie nun an den Rücken des Menschen die Arme, oder wie an das Rückgrath die Rippen, so setzen sich an jene Hochgebirge niedrigere Gebirgszüge, Nebengebirge, Gebirgszweige an, welche in mannichfaltigen Verästungen und Unterabtheilungen sodann die weitere Fläche der Länder durchziehen und gestalten. Wie nun ferner beide Arme sich verbinden und einen Raum einschließen können, so vereinigen sich häufig die Zweige eines mittlern oder niedrigen Gebirgszuges und schließen eine tiefer liegende Gegend ein, welcher Raum nun den Namen eines Bassins bekommt. Dergleichen Bassins müssen aber nothwendig viele entstehen, da die gleich Rippen an das Rückgrath des Hochgebirges angesetzten niedrigern Gebirgszüge wieder Nebenzweige, sogenannte Gegenpfeiler haben, welche an sie selbst wieder rippenartig angefügt sind, und dann, gegeneinander laufend, sich nothwendig oft berühren. Mehrere solche Bassins müssen oft hintereinander liegen, und dann werden natürlich die dem Hochgebirge zunächstgelegenen in ihrem Boden höher sein, als die von ihm entfernter gelegenen.

Es ist ferner darauf zu achten, daß die Ausathmungen der Gewässer von den Flüssen, Seen und Meeren aufsteigend, sich in kalter Region zu Wasser, Schnee oder Eis verdichtend, gern von den Gebirgen angezogen werden, oder gegen dieselben gravitiren, und daß sie sodann am Hochgebirge von dessen höchster Kante, dem Joch, als Bergwasser von beiden Seiten abfließen, abfallen müssen. Es heißen deßhalb die Seiten des Hochgebirges die Abfälle, und da Aehnliches auch auf den Kanten der

untergeordneten Gebirgszüge, welche Kämme genannt werden, geſchehen muß, ſo können auch dieſen Höhen die Abfälle nicht fehlen. Dieſe Wäſſer können nun entweder ſich ſelbſt Vertiefungen, Rinnen ausgewaſchen haben, oder in Klüften und Spalten, welche aus der Urzeit herrühren, abfließen, oder ſie können in der Vertiefung, welche zwiſchen zwei Nebengebirgszügen, zwiſchen zwei Kämmen beſteht, weiter gehen, immer nennt man eine ſolche, dem Abfluß geeignete, rinnenförmige, große Vertiefung, ein Thal. Man unterſcheidet Querthäler, welche zwiſchen zwei Nebengebirgen von dem Joche des Hochgebirges, und Nebenthäler, welche zwiſchen zwei Gegenpfeilern von einem Gebirgsarme ſich abwärts ſenken. Lägen aber die Joche zweier Hochgebirge ſo nahe an einander und ſo parallel, daß ſie ein Thal einſchlöſſen, ſo müßte dieſes Thal ein Urthal genannt werden.

In wiefern übrigens das Waſſer von jedem Joche oder Kamme auf beiden Seiten abfällt, ſo muß nothwendig ein jedes Joch, ein jeder Kamm zugleich eine Waſſerſcheide bilden. So iſt z. B. die Alpenkette die Waſſerſcheide zwiſchen den Wäſſern Europa's, welche nach Norden, und welche nach Süden fließen. — Trifft aber das Waſſer in ſeinem Laufe auf ein Baſſin, ſo muß es ſich ſammeln und wird einen See bilden, bis es an irgend einer Stelle gegen das niedrigere Land hin die Wand des Baſſins durchbricht und ganz abfließt, oder wohl in ein neues Baſſin ſich ſammelt, welches dann abermals durchbrochen ſein kann.

Jetzt iſt ferner noch der Einfluß der Thäler auf Geſtaltung der Hoch- und Nebengebirge zu betrachten, wel-

Digitized by Google

cher sich der Natur der Sache nach vorzüglich in Umbildung der Kämme und Joche darstellen muß. Wo nämlich immer ein Thal bis gegen das Joch oder den Kamm eines Gebirges hinaufgeht, da wird von diesem Joche oder Kamme selbst ein Stück ausgeschnitten werden, und zwar um so tiefer, wenn zugleich an dem gegenüberstehenden Gebirgsabfalle ein ähnliches Thal heraufreicht. Einen solchen Ausschnitt an einem Gebirgsjoche oder Kamme pflegt man einen Gebirgspaß (Col) zu nennen, und es ist nun klar, daß man, wenn z. B. ein Hochgebirge überstiegen werden soll, dieses am Leichtesten bewerkstelligt werden wird, wenn man in einem solchen Querthale gegen das Joch heraufsteigt, dem jenseits ein ähnliches Thal entspricht, und also statt über die höchste Kante des Joches, durch den Gebirgspaß (Col) hindurchgeht. — In Wahrheit gehen auch alle Straßen über die Alpen auf diese Weise. — Finden sich nun aber auf einem Joche mehrere Gebirgspässe, wie dieß der Menge der Thäler nach nicht anders sein kann, so bleiben zwischen denselben bedeutende Erhöhungen übrig, welche dann als Spitzen oder Piks bezeichnet werden.

An diese Begriffe schließt sich ferner noch der eines Flußgebietes leicht an, welcher für die Betrachtung der Länder im Ganzen von nicht geringerer Wichtigkeit ist, als jene. — Verfolgen wir nämlich einen bedeutenden Fluß von seinem Ergießen ins Meer rückwärts, allen den Flüssen und Bächen nachgehend, welchen er seine Entstehung verdankt, so werden wir zuletzt an irgend einen Gebirgskamm oder ein Gebirgsjoch, zu einer Wasserscheide gelangen, wodurch die zu jenen Bächen sich ergießenden

Wässer, von andern gegen einen andern Hauptfluß fließenden abgesondert werden, und wir werden nun diesen Gebirgskamm die Grenze des Flußgebietes nennen müssen.

Nothwendig bekommen demnach große Ströme, wenn man allen ihren Wurzeln auf diese Weise nachgeht, ein sehr ausgedehntes Flußgebiet, und es ist sofort klar, wie man große Länder sehr füglich nach ihren verschiedenen Flußgebieten in gewisse Hauptabtheilungen sondern könnte; z. B. Deutschland in ein Flußgebiet des Rheins, der Elbe, der Weser und der Donau, und es macht dann eben das Thüringer Waldgebirge die Grenze zwischen dem Flußgebiet der Elbe und dem Flußgebiet des Rhein und Main aus.

Könnte jetzt vielleicht das Erwähnte hinreichen, um sich in den äußeren Formen eines Gebirges und einer Landstrecke zu orientiren, so darf dagegen, wenn man mit der Natur des Bodens sich etwas vertrauter zu machen die Absicht hat, über die Bildung der Gebirgsmassen das Wichtigste und Allgemeinste nicht übergangen werden. Es gehört dahin zuerst der im Werner'schen Sinne aufgefaßte Unterschied zwischen älteren und neueren Gebirgsbildungen. — Wo wir nämlich auch immer die Art des Gesteins untersuchen, auf welches wir in den letzten Tiefen, soweit der Mensch in das Innere der Erde einzudringen vermag, treffen, wo wir die Felsgipfel betrachten, welche als die Höchsten alle anderen Gebirgshöhen überragen, da begegnet uns eine und dieselbe Masse, eine und dieselbe Structur, es ist die des Granit, jener ersten wesentlichen kieselerdigen Masse, welche wir neuerlich als ursprüngliche geschmolzene Verdichtung der Planetenrinde betrachten,

und so auch in ihren spätern plutonischen Erhebungen verstehen; einer Gebirgsart, welcher wir eben dadurch genöthigt werden, das höchste Alter zuzuerkennen, und sie als das eigentliche Urgebirge zu betrachten, obwohl dies nicht ausschließt, sie auch in ihren spätern Durchbrüchen und Ueberlagerungen zu verstehen. Stellen wir uns nun vor, daß zuerst in uranfänglicher Zeit dieses Planeten die ganze Erdfläche Granit gewesen sei, so erkennen wir aus weitern Beobachtungen ferner, daß einige andre Gebirgsarten, als Gneis, Glimmerschiefer und Urkalk ihrer Lagerung nach mit dem Granit fast gleichzeitig und wohl auch auf gleiche Weise entstanden sein müssen. Außerdem aber finden wir noch eine Menge anderer Gebirgsarten, sämmtlich im Wesentlichen auf den erstgenannten aufgelagert vor, welche man ihrer Bildungszeit nach unter mehrere Abtheilungen gesondert hat, indem man sich streng und oftmals zu einseitig an den einfachen Grundsatz hielt, daß eine tiefer liegende Gebirgsart älterer Erzeugung, als eine darüber liegende angehören müsse. Alle diese spätern Gebirgsarten unterscheiden sich sehr bestimmt von den früheren durch den Mangel der krystallinischen Structur, welche den Urgebirgen eigenthümlich ist. Als Abtheilungen derselben stellte Werner auf: Uebergangsgebirge (als den Uebergang in neuere Formationen darstellend), Flötzgebirge und aufgeschwemmtes Land. Zu den ersteren gehört nach ihm der Porphyr, Hornblendschiefer, Uebergangskalk u. s. w., von welchen jetzt die meisten, als ebenfalls, gleich dem Granit, feurigen Processen des Erdlebens angehörig erkannt sind; zu den zweiten die Nagelfluh (ein zusammengelättetes grobes Gerölle), der Sandstein, der

Flötzkalk (Muschelkalk u. s. w.), Wacke, und mehrere andere. Als aufgeschwemmtes Land endlich betrachten wir das Kiesgerölle, den losen Sand, den Mergel, den Latten u. s. w., und es bildet dasselbe den eigentlichen Boden für die Pflanzen- und Thierwelt (ja ist nach neuern Beobachtungen oft selbst ganz aus Resten mikroskopischer Geschöpfe gebildet.)

Vergleicht man nun ferner die Ergebnisse solcher Betrachtungen der innern Gebirgsmasse mit den Ergebnissen der Betrachtung der äußern Gebirgsformen, so lassen sich noch folgende allgemeine Sätze ableiten, welche, wenn auch hie und da mannichfaltigen Modificationen unterworfen, doch für das Bereisen der Gebirge sehr wichtig werden, und im Durchschnitt sich immer bestätigt zeigen.

Die Hauptgebirgsketten der Hochgebirge sind in der Regel Urgebirge, zumeist Granit. An ihre Seiten zeigen sich zunächst die spätern Urgebirgsarten, Gneis, Glimmerschiefer, Urkalk, dann die Uebergangsgebirgsarten, Uebergangskalk (Alpenkalk), Porphyr, Thonschiefer u. s. w. angelagert; noch mehr vom Hochgebirge entfernt liegen gewöhnlich die Flötzformationen, und am Fuße der letzten Gebirgszweige und in den großen Ebenen findet sich das aufgeschwemmte Land. — Die vom Hochgebirge abgehenden Zweige also bestehen häufig nur aus Uebergangs- und Flötzbildungen, und auch in ihnen bemerkt man der Regel nach wieder eine den Urgebirgen ähnliche Lagerordnung, daß nämlich die ältern ursprünglich oder späterhin, und mittels Durchbrechung erhobenen Gebirgsmassen den Gebirgskamm bilden, wenn die Abfälle des Gebirges, so wie sein Fuß durch neuere Bildungen bezeichnet wird.

Eine nothwendige Folge dieser gesetzmäßigen Lagerung wird es dann sein, daß der Reisende, welcher höhere Gebirge übersteigt, eine gewisse bestimmte Folge in der Natur des Gesteines bemerken müsse; und ferner: daß das Interesse bei Betrachtung eines Gebirges nicht wenig erhöht werden müsse, wenn man der Berücksichtigung solcher veränderter Natur des Bodens, die hinreichende Beachtung der Gesammtform der Kämme, Abfälle und Thäler hinzufügt. — Ja es läßt sich hier noch eine dritte aller Aufmerksamkeit würdige Ansicht hinzufügen, nämlich die der Contouren, durch welche gewisse Gebirgsarten sich sowohl im Ganzen, als in ihren einzelnen abgesonderten Massen auszeichnen, welche Ansicht man unter dem Namen einer Physiognomik der Gebirge wohl zusammenfassen könnte und welcher eine allgemeine Durchführung zu wünschen wäre. — Es ist nämlich bei nur etwas schärferer Aufmerksamkeit und hinlänglich entwickeltem Formensinn des Beobachters keineswegs zu verkennen, daß die verschiedenen Hauptgattungen der Gebirgsmassen durch sehr verschiedene Umrisse und Zeichnung sich charakterisiren, daß z. B. hohe Vorgebirge durch schroffe zackige Formen, niedrigere, in Folge der Verwitterung veränderte Urgebirge durch grandiose, wellenförmig dahingestreckte Bergrücken, spät aufgestiegene trachytische Bildungen durch jäh und gewaltsam aufgestiegene Felswände und Spitzen, eigentliche Vulkane als blasenartig erhobene Gipfel und Dome, Uebergangs- und Flötzgebirge durch weit hingelagerte, aber sichtlich mehr von unruhigen Strömungen der Urgewässer umgeformte Kämme sich auszeichnen. Würde man nun diesen Eigenthümlichkeiten eine regere Aufmerksamkeit als

bisher schenken, und dahin gelangen, diese Physiognomik zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit auszubilden, so würde dadurch das Anziehende einer Gebirgsreise nicht nur bedeutend erhöht, sondern auch für die Kunst landschaftlicher Darstellungen mancher Vortheil erlangt werden." —

So weit denn diese Mittheilungen aus einem früheren Jahrzehnt. Mögen sie doch etwas dazu beitragen können, Dir anschaulicher zu machen, was ich mit der lebendigen Auffassung einer genauern Physiognomik der Gebirge oder einzelner Gebirgsarten und Felsen im Sinne hatte; nämlich die Ahnung von der Geschichte eines Berges und eines Felsens aus der Eigenthümlichkeit seiner Zeichnung, Zerklüftung und Färbung. Und gewiß! so wie der Menschenkenner aus den braunen, vielfältig gefurchten und wilden Zügen und aus den unruhig zurückgezogenen, blitzenden Augen irgend eines Menschen auf die gewaltsamen Leidenschaften und heftigen Erschütterungen schließen wird, welche die Seele desselben bewegt haben; da hingegen das flache, einfache und wenig gefurchte und hellfarbige Antlitz eines andern auf ruhigere Lebensverhältnisse und mildere Sinnesart schließen läßt, in demselben Maaße sind ähnliche Bedeutungen der Form an den Gebirgen unverkennbar. Denn Du magst nun die wunderlichen schroff hinaufgeschobenen und jäh abfallenden Dolomiten Tyrols, über welche Herr v. Buch so interessante Mittheilungen gegeben hat, betrachten, oder Du magst Dich vor einen unsrer basaltischen Felsen hinstellen, die jäh aufstrebenden Säulen desselben oder die schlackenähnlichen, wunderbar zerklüfteten, dunkelfarbigen

und ebenfalls schroff sich erhebenden Massen des nicht zu Säulen gegliederten Basaltbergs in Betrachtung nehmen, so ist der Character aufsteigender Gluth und die gewaltsam umbildende Gewalt des Feuers keineswegs zu verkennen. Wende Du hingegen Deine Blicke auf lang hingestreckte Bänke der Sandsteine oder Flötzkalkgebirge; und es werden in der horizontalen, gleichsam beruhigenden Ausdehnung ihrer Schichten, in ihren einfachen Umrissen, ja in ihrer hellern Färbung, und endlich in der treuen Bewahrung unendlich vielfältiger, organischer Ueberreste aus den frühesten Perioden des Erdlebens die bestimmtesten Hindeutungen erkannt werden auf die minder gewaltsame Entwickelung derselben, d. i. ihre Fällung aus weit verbreiteten uralten Wasserbedeckungen. Sollte dieß freilich noch weiter im Einzelnen, in vielfältigen Beispielen durchgeführt werden, so würden dazu bildliche Darstellungen genau gezeichneter Felsen und Gebirge unerläßlich werden und gewiß, es steht zu hoffen, daß unter den hundertfältigen Atlassen zu geographischen und naturhistorischen Werken einmal auch eine Sammlung recht tüchtig gezeichneter und mit kenntnißvollen Blicken aufgefaßter Abbildungen verschiedener Felsformationen uns vor Augen gelegt werden. Erinnere ich mich doch, daß der überall hinblickende und überall thätig sich zeigende Goethe mir im Jahr 1821 ein Portefeuille vorzeigte, in welchem er bereits, ohne weitere besondere Zwecke eine Sammlung von Zeichnungen verschiedener Gebirge und Felsarten angelegt hatte, aus welchen vielleicht Manches noch jetzt für eine Arbeit wie die oben erwähnte zu entnehmen wäre. Da ich Dich indeß für dießmal nicht bereits auf eine solche

Digitized by Google

genügende Arbeit verweiſen kann (die ältern Abbildungen dieſer Art von Breislac und Andern ſind offenbar zu unvollkommen), ſo ſpare ich ein weiteres Eingehen in dieſen Gegenſtand und wende mich lieber noch zur Aufſtellung eines Beiſpiels einer wirklichen, von Dir und tauſend Andern, in unſern oder entlegenern Ländern Einheimiſchen gekannten Gegend, einer Gegend, in welcher es recht anſchaulich wird, wie ein Blick auf die von Wiſſenden erörterten Bildungsverhältniſſe und Geſchichtsergebniſſe förderlich und erklärend werden müſſe für das Verſtändniß ihrer Formverhältniſſe im Ganzen und im Einzelnen, oder das Erlaſſen ihrer eigenthümlichen Phyſiognomie. — Ein ſolches Beiſpiel aber kann uns gewähren das längs der aus dem Ringgebirge Böhmens abfließenden Elbe ſich hinſtrekkende Sandſteingebirge, welches mit dem auf eine gewiſſe Begriffs-Verwirrung deutenden Namen der ſächſiſchen Schweiz nicht ſelten belegt zu werden pflegt. Ich verſuche Dir hier zuerſt in möglichſter Kürze das zu geben, was als ziemlich bewährtes Endreſultat aus verſchiedenartigen und von Verſchiedenen angeſtellten Unterſuchungen dieſer Gegenden ſich entnehmen läßt, vergleiche dann hiermit, was über die allgemeine Phyſiognomie deſſelben Landſtriches ausgeſagt werden kann, und errege Dir dadurch vielleicht immer mehr die Luſt, an jeglichem Orte der Erdoberfläche, wo Du Dich befindeſt, das Verſtändniß der Eigenthümlichkeit ſeiner äußern Geſtaltung Dir deutlicher und anſchaulicher zu machen, welches Du erlangen wirſt, indem Du bei Wiſſenden anfragſt, oder nachlieſeſt, was irgend über geſchichtliche Bildungsverhältniſſe dieſer Gegend ſich ergeben habe. Um aber auch nur in den wenig-

sten Worten von der Bildungsgeschichte jener Elbsandsteingebirge zu sprechen, ist es unerläßlich, zuerst daran zu erinnern, daß die Gebirgszüge, welche Böhmen so vollkommen einschließen, daß alles von ihm einwärts fließende Wasser seinen alleinigen Abzug durch die Elbe bekommt, eines der schönsten, ja für Europa unbestreitbar das vollkommenste Beispiel eines kraterförmigen, geschlossenen, plutonischen Ringgebirges abgeben. Deutlich ist auch an ihm, welches wesentlich granitischer Urgebirgsmasse ist, die auf allgemeine Erhebung deutende, früher erwähnte Eigenthümlichkeit, an seinem converen Rande allmählich absteigende, an seinem concaven innern Rande schroff niedergehende Abfälle zu bilden, und wie an andern großen Ringbuchten des Mondes und der Erde sich in ihrer Mitte wieder jüngere plutonische oder vulkanische Erhebungen bemerken lassen, so umfaßt auch dieses Ringgebirge die spätern trachytischen Erhebungen des böhmischen Mittelgebirges, (wohin der die Gegend von Töplitz zierende Milischauer gehört) und neuere auf vulkanische Ausbrüche unterhalb früherer Wasserbedeckungen deutende Erhebungen (wohin der früher von Goethe und später von Cotta untersuchte Kammerbühl bei Bilin gerechnet werden mag). Denken wir nun, daß zu einer Zeit, wo vielleicht ganz Europa noch Meeresboden war, diese ungeheure ringförmige Erhebung Böhmens sich bildete, daß unter den furchtbaren Erschütterungen dieses Vorganges die Zertrümmerungen unendlicher granitischer Massen geschahen, und daß deren übriggebliebener, vielleicht theilweise durch neue Silicium-Entzündungen vermehrter Quarzsand im Umkreise des erhitzten, sich erhebenden Bodens sich zusammensetzte, so

mußte dieß nothwendig dort am meiſten der Fall ſein, wo die ungeheuren Fluthen des erhobenen Kraters abfloſſen, und den Rand des Ringgebirges zerſtört hatten. Hier alſo erfolgten dann die ungeheuern Ablagerungen eines unter andauernder Hitze des Bodens zuſammenſchmelzenden und unendliche Reſte in dieſen Gegenden lebender Waſſerthiere einſchließenden Sandſteingebirges, in deſſen Ausdehnung man wohl eine ungefähre Uebereinſtimmung mit der Größe des fehlenden Stückes vom urgranitiſchen Ringgebirge nicht verkennen kann, und von deſſen Bildung es vielleicht abhängig iſt, wenn die weiter nordwärts liegenden Ebenen zum großen Theil mit dem Quarzſande überſchwemmt ſind, welcher nicht mehr an jenen Erhebungen durch die Erhitzung des Bodens zuſammenſchmolz. Erklärt ſich nun ſonach aus dem oben Erwähnten allerdings gar wohl die Bildung eines dem zerſtörten Rande der großen Ringbucht angelagerten Sandſteinflötzes und der Durchfurchung deſſelben durch den nordwärts gerichteten Abzug der Gewäſſer, deren ſpäteſte, ärmlichſte Verkümmerung wir mit dem Namen der Elbe bezeichnen, ſo würde dieſes doch noch nicht hinreichen, die wunderlichen Zerklüftungen jener Sandfelsſchichten zu den ſonderbarſten Thälern und Schluchten begreiflich zu machen; finden wir nicht deutliche Spuren, daß ſpäterhin neue Erhebungen auch auf dieſe kaum beruhigten horizontalen Schichten eingewirkt haben. Solche Erhebungen aber werden auf das Deutlichſte dargeſtellt theils von den durch mancherlei Kuppelartige Höhen dieſe Gegend, wie das nahe Böhmen und die Lauſitz zierenden Baſaltberge, ſowie durch die ſpäteren Erhebungen neuerer, zuweilen (ſo bei Hohenſtein)

über den Sandstein, zuweilen auch (so unterhalb Dresden bei Weinböhla) über den Flötzkalkstein übergreifender und überlagernder granitischer Gesteine. So wie man daher bei der Erhebung vulkanischer Kegel, benachbarte Lager ausgebreiteter Tuffe nach vielen Richtungen hin aufbersten sieht, (so am Epomeo auf Ischia), so bersten hier bei Erhebung jener Basaltkegel und neuer gränitischer Aufblähungen jene, vielleicht kaum zu innerer Dichtigkeit gelangten Sandsteinlager; ja fortgehende Erschütterungen bildeten an den senkrechten Wänden ihrer ersten gewaltigen Zerreißungen oftmals von Neuem die ungeheuersten Bergstürze und Zerstörungen.

Nun, mit dieser Uebersicht des geschichtlichen Vorganges über die Bildung dieser Gegenden ausgerüstet, tritt auf eine der Höhen dieser Sandsteinfelsen, z. B. in der Gegend des Dorfes Rathen, oder nimm auch nur die trefflich gearbeitete nach allen Regeln der Situationszeichnung ausgeführte Karte dieser Gebirge von Odeleben vor Dich, und nun wirst Du die, dort in Natur, hier in Abbildung zu findenden Schluchten und Klüfte Dir gar wohl zu deuten wissen! — Ganz naiv hörte ich einmal auf einer dieser Stellen eine einfache, von geognostischem Wissen übrigens weit entfernte Frau ausrufen: „Welche zerrissene Gegend!" und ohne das Anmuthige vieler der sich hier dem Auge des Beschauers darbietenden Anblicke zu verkennen, läßt sich doch kaum eine kürzere, aber treffendere Bezeichnung derselben mittheilen.

Versucht man es, die Physiognomie einer solchen Felswand noch näher zu charakterisiren, so erscheint außer den schon erwähnten horizontalen Schichtungen und ihren

ſenkrechten Zerklüftungen insbeſondere noch bedeutungsvoll die häufige leicht erfolgende Abrundung und Abſtumpfung aller Ecken und Kanten, weil auch dieſes wieder darauf hindeutet, daß nicht aus einer großen gleichmäßig geſchmolzenen Maſſe alle dieſe Wände ſich zuſammengeſetzt haben, ſondern daß ſie aus loſen Körnern entſtanden ſind, welche durch Waſſer und den im Waſſer aufgelöſten Kalk unter der Einwirkung unterirdiſcher Hitze ſich gebunden haben. Natürlich iſt es hierbei, daß namentlich in den obern Schichten der Zuſammenhang der Quarzkörner oft lockerer erſcheint, daß Feuchtigkeit und Luft ihn hier leichter wieder aufzuheben im Stande ſind, während die untern aus allgemein glühend geſchmolzenem Zuſtande hervorgehenden Felſen mit ihren ſcharfkantigen Bruchſtücken ſo lange den Einflüſſen der Atmoſphäre trotzen, bis einzelne ihrer Beſtandtheile, wohin namentlich der Feldſpath gehört, der chemiſch auflöſenden Kraft von Luft und Feuchtigkeit unterliegen und ſo denn endlich die Verbindung des Ganzen gelöst wird. Merkwürdig iſt es dann, wie durch die ſenkrechten Zerklüftungen der wagerechten Schichten, ſowie durch Abſtürze derſelben mit Verwitterung ihrer Kanten auch wohl hie und da die Bildung von einzelnen aufſtrebenden Pfeilern zu Stande kommt, welche ihrer äußern Form nach eine entfernte Aehnlichkeit mit baſaltiſchen oder porphyriſchen Geſteinen erlangen, während im Ganzen immer die langen wagerechten Bänke der Sandſteingebirge ihre weiße, graue, zuweilen gelbliche Färbung, ihren Reichthum an organiſchen Ueberreſten, ihr leicht zerſtörbarer Zuſammenhang und die davon abhängige Neigung zur Höhlenbildung und die mannichfaltigen, gewalt-

samen Abstürze von den senkrechten Wänden, die bestimmteste Physiognomie dieser Felsart vollenden. So sehr es nun auch vielleicht hier am Orte wäre, wenn ich versuchen wollte, an die Betrachtung dieser Felsgruppen noch weitere anzuschließen, wie aus diesem, gerade aus diesem Boden auch eine besondere Vegetation und mit ihr selbst manche Eigenthümlichkeiten ihrer Thierwelt hervorgehen müssen, so behalte ich doch das hierher Gehörige lieber einem spätern Briefe, welcher von der Verbreitung der Pflanzen eine Uebersicht zu geben bestimmt ist, vor, und denke jetzt vielmehr ernstlich an den Schluß dieses bereits zu lang gewordenen Briefes, welchem, wenn ich ihm irgend ein Verdienst zuschreiben möchte, doch nur das der Anregung zu eignen Betrachtungen in einer hier beispielsweise erwähnten Art zukommen könnte. Ich darf ihn jedoch nicht wirklich schließen, ohne zuvor noch bemerklich gemacht zu haben, von welchem ungeheuern Einfluß auf Einsicht der Bildungsgeschichte der Erdfläche in neuerer Zeit das Studium der unter unendlich verschiedenen Verhältnissen aufgefundenen Fossilen organischer Ueberreste geworden ist. Wir haben in ihnen gleichsam die einzelnen Lettern erkannt, in welchen die Annalen der spätern Schöpfungsjahre der Erde abgedruckt sind, und wenn wir bedenken, daß blos aus der Klasse der Säugethiere schon 270, aus der Klasse der Vögel 19, aus der Klasse der Amphibien 104, aus der Klasse der Fische gegen 4000, aus der Klasse der Insekten 247, aus der Klasse der Polymerien 211, aus der Klasse der Mollusken aber 6056, aus der der Anneladen 214, und der der Strahlthiere 411, und der der Zoophyten 907 fossile Arten bekannt sind; ja daß die gewaltige Gesammt-

zahl von faſt 12000 untergegangenen Thierarten noch täglich durch immer neue Auffindungen vermehrt wird, daß hierzu ohngefähr noch die Zahl von 1000 foſſil aufgefundenen Pflanzen kommt, und daß die Summe dieſer organiſchen Körper, welche ſich bald gegen 14,000 Arten erſtrecken wird, um ſo mehr man in ihre eigenthümlichen Lebensverhältniſſe durch Anwendung ſorgfältiger Beobachtungen und Vergleichungen eindringen wird, noch um ſo mehr Aufſchluß über die einzelnen Erdformationen erwarten läßt, ſo erfaßt uns mit Recht ein Staunen über die Tiefe und Weite des Feldes, welches auch hier noch dem menſchlichen Geiſte vorliegt. — Dir, theuerſter Freund, brauche ich indeß nicht von neuem die Bemerkung zu machen, daß aus den Gründen, welche ich früher bereits mitgetheilt habe, wir, die wir nun einmal nur vom Entſtehenden, aber nie vom Entſtandenen und nicht mehr Entſtehenden einen deutlichen Begriff uns zu bilden im Stande ſind, doch nimmermehr zu einer abſolut genügenden Kenntniß aller dieſer Verhältniſſe gelangen werden; daß wir vielmehr immerhin, ſo ſehr wir uns an ähnlichen Naturbetrachtungen erfreuen, und ſo Geiſtbildend wir ſie erkennen, werden Veranlaſſung haben, von der Geologie ſelbſt, inſoweit ſie irgend dem menſchlichen Geiſte erreichbar ſein kann, auszuſagen, was im Fauſt ſteht: Sie ſei:

„Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.“

VIII.

Literaturblätter.

Briefe an Th. M.

über die Literatur in Oesterreich 1838.

Von **Stephan Thurm.**

La vérité, toute la vérité, rien que la vérité.

1.

Seit ein paar Jahren richtet Deutschland sein Augenmerk auch auf die Literatur in Oesterreich. Wohl weniger weil einige reisende Literaten in ihren Büchern über dieses geistig abgesperrte Land interessante Mittheilungen brachten, als weil in letzter Zeit einige Poeten daraus ihren Gesang ertönen ließen, und im Sturmschritt den Beifall des Publikums, die Gunst der Kritik eroberten. Auch Du vermuthest hinter den schwarzgelben Zollhäusern nicht blos eine ganze Brut solcher Singvögel, sondern eben so andere nützliche, um den Fortschritt des Geistes verdiente und strebende Geschöpfe. Die Combination ist richtig; und es trifft auch zu, daß in Oesterreich mannig-

faltige Kräfte walten, Talente, die in allen Branchen des Geistes multum et multa leisten könnten. — Könnten! — wenn nicht Verhältnisse besonderer Art ihr Emporstreben niederhielten, die Sprossen vernichteten, ja schon das eingeeggte Korn zerstörten.

Willst Du einen klaren Ueberblick, den richtigen Höhepunkt gewinnen, von wo aus allein die österreichische Literatur bemessen und beurtheilt werden kann, so mußt Du diese Verhältnisse genau eruiren. Nur der Süden läßt dem Boden einen tausendfältigen Flor prächtig-bunter Pflanzen entkeimen und in den warmen Strahlen sonnt sich der majestätische Löwe; im Norden wälzt sich der zottige Eisbär brummend herum und das Elenthier scharrt seine kümmerliche Nahrung unter dem Schnee hervor.

Aus einem eben so frostigen Schneehaufen von Beschränkungen und Fesseln müssen die österreichischen Literaten das Grashälmchen imprimatur hervorschaufeln, um ihren Schriften das Leben zu fristen. Ich könnte hier ein Langes und Breites über die österreichische Censur schreiben, allein ich setze das Meiste als von Dir gekannt voraus. Oesterreich hat dieselben Censurgesetze wie die gesammten deutschen Bundesstaaten, nur ist ihre Anwendung eine andere, eine bei weitem strengere. Auch könnte ich eine Menge wahrer Anekdoten von den Censoren erzählen, recht ergötzliche; allein Du weißt eben so wohl, daß strenge Gesetze durch geistesbeschränkte und engherzige, dafür weitmagige und höhergeizende Executoren verdoppelt werden in ihrer eisernen Zweischneidigkeit, und selbst lächerliche Extravaganzen herbeiführen.

Digitized by Google

Ich will also nicht von jener Censur reden, welche mit dem Rothstift in der Hand sitzt, und fleißig streicht und lischt und dann ihr „non admittitur“ oder „deletis delendis imprimatur“ oder sonst eine solche Formel unterfügt; sondern von der vorangehenden, von jener Censur, welche die österreichische Literaten sich selbst auferlegen, sammt und sonders, und die ihr Bureau in den Gehirnkammern errichtet hat, und da ohne Erbarmen Gedanken und Gefühle mit rothem Herzblute vorweg streicht. Im zartesten Keime werden die Ideen erstickt, das kaum erzeugte Kind der Phantasie erwürgt, und diese Selbstmorde durch die Worte beschönigt: es geht nicht durch, — durch die Censur nämlich. Sorglichst wird gleich bei der Wahl des Stoffes alles Anstößige vermieden, alles Auffallende und Frappante herausgeworfen, das Originelle und Geniale mit einer Sourdine gedämpft, alle Phrasen, Tendenzen und Ansichten zunftmäßig zurecht geschnitten, damit man nur erscheinen dürfe und der Paß an der Barrière zur Oeffentlichkeit ohne Anstand visirt werde. Man bewegt sich nun in continuo in dem einmal vorgezeichneten Cirkel, fein sachte und manierlich, um kein Aufsehen zu erregen; nur keine Sprünge, kein keckes Walzen, höchstens einige neue Touren sind gestattet bei dem altväterischen aber graciösen Menuet-Pas! — Rufe hierbei nicht voreilig ein: tout comme chez nous! — es ist ein gar weiter Abstand und die natürlichen Folgen dieser Productions-Procedur belehren eines Andern. Stillestehen ist in der Natur des Geistes unmöglich; aber das Hin- und Her-Wälzen eines gezähmten Wildes hinter den Stäben des

Käfigs iſt auch Bewegung, und das Brüllen einer hungernden Beſtie iſt auch eine Stimme.

Wirf einen Blick auf den Culturzuſtand einiger Hauptäſte der Literatur in Oeſterreich.

Die Theologie ſteht unter Obhut der katholiſchen Geiſtlichkeit, alſo in ſtrengeingehaltener Grenzlinie; ihr Wirken geht nicht aufwärts, ſondern nach unten, nicht in die Tiefe, ſondern in die Breite. Erbauungsbücher aller Art werden unter das Volk gebracht; ein höheres Streben iſt auf dieſem Gebiete nicht denkbar. Selbſt bei dem Willen unmöglich, da die Baſis fehlt: die Philoſophie. Weder in griechiſchen Tempeln, noch in deutſchen Collegien wird ſie tradirt; den Knaben auf den Schulbänken wird ſie in der Vogelperſpective als ein Weſen gezeigt, welches in unſern Tagen unter den Namen Hegel und Herbart herumſpukte. Iſt Dir wohl, außer den in einer particulairen Richtung befangenen katholiſch-philoſophiſchen Speculationen der Herrn Günther, Pabſt und Hock das Werk eines eigentlichen öſterreichiſchen Philoſophen vorgekommen? Seit einem halben Seculo hat ſich keines bemerkbar gemacht, außer dem Lehrbuche der Philoſophie, welches bisher glücklich der Critik entwiſcht iſt. Wer den Rang kennen lernen will, welchen die Philoſophie in Oeſterreich erklimmt hat, durchblättere dieſes zweitheilige Schulbuch, welches von der Studienbehörde für den Unterricht an den Univerſitäten der ganzen Monarchie als Grundlage vorgeſchrieben iſt. Mutter Philoſophie iſt in Oeſterreich ein enfant perdu!

Da dieſer Grundpfeiler alles Forſchens morſch und leck iſt, ſo konnten die Wiſſenſchaften nur in ihrer Anwen-

Digitized by Google

dung erheblich vorwärts ſchreiten. Oekonomie, Chemie, Mathematik u. dgl. gediehen trefflich, auch in der Medizin und Jurisprudenz wirkten Männer, die mit aller Auszeichnung genannt werden müſſen; allein in die Literatur gingen blos ihre praktiſchen Erfahrungen und Anſichten über, und auch da nur Weniges, ihre Beſchäftigung ließ nicht genug Zeit. Jedoch auch dies iſt förderlich und von Nutzen, wenn es befähigte Hände verarbeiten. Unmöglich aber bleibt es, die Hemmungen zu beſeitigen, welche bei den hiſtoriſchen Fächern ſich aufthürmen. Mit unermüdlichem Fleiße wurden Materialien gehäuft, Urkunden und Quellen aus allen Archiven aufgeſtöbert, ſie bleiben aber brach und unverwendbar liegen, und die Spinnen weben ihre Netze über die vergilbenden Papiere, wie früher. Hier und da taucht ein Geſchichtswerk empor; aber es iſt ein Knirps, mißgeſtaltet bei geſundem Organismus, oder eine Partheiſchrift, nie ein Totales umfaſſend, wozu doch ſo reicher Stoff vorhanden. Oeſterreich hat noch keine Geſammtgeſchichte ſeiner Staaten!

Daß bei den obwaltenden Cenſur-Zuſtänden die Politik keine Literatur aufzuweiſen hat, wird Dich nicht wundern; wohl aber, daß in einem Staate, wo einſt die Römer herrſchten und deſſen Capitale ſie gründeten, wo jetzt ein lebhafter Verkehr mit den Griechen Statt hat, daß in Oeſterreich die Philologie eine terra incognita iſt. Oh, man ſtudirt Latein und Griechiſch, und wird durch die Chreſtomathien mit den ſogenannten Claſſikern bekannt; aber die Worte werden gelehrt, nicht der Sinn, die Sprache nicht der Geiſt. Wo die Philologie nur als die unterſte Stufe auf der Leiter der Gelehrſamkeit, als ein Studium

Digitized by Google

für Kinder und Gymnasiasten betrachtet wird, da kann wahrlich ihre Literatur nicht gedeihen; außer man wollte etwa die Schulausgaben cum adnotationibus, oder die Uebersetzungen für eine dergleichen gelten lassen.

Die schöngeistige Literatur, nicht begünstigt, sondern blos geduldet, aber am drückendsten bewacht, müht sich vergebens nach einem höhern Ziele; es ist ein Kämpfen und Ringen und Brausen, jedoch erfolglos, wenn man nicht vereinzelten Erscheinungen eine übermäßige Geltung zurechnen will. Der lückenhafte Bildungsgang hindert die Dilettanti an jedem Aufschwunge durch Liebhaberei und Fleiß; die ursprünglichen Talente, drängend und stürmisch, können die Censur nicht durchbrechen, und lassen bald erlahmt die Flügel sinken. Es gibt ein Mittel für Sänger, wodurch sie an Stimme gewinnen; — um nur laut sprechen zu dürfen, operiren sich die österreichischen Dichter mit eigener Hand. — Das ist ein namenloses Wehe! —

Hiermit habe ich Dir in Kurzem ein Resultat der literarischen Bestrebungen in Oesterreich seit beiläufig einem Jahrzehend abgegeben. Nur Andeutungen, eines weitläufigen Commentars bedürftig, den Du jedoch selbst anfügen mußt. Ich schreibe Dir blos eine skizzirte Uebersicht der Literatur in Oesterreich im Jahre achtzehnhundert acht und dreißig! — und in diesem ersten Briefe eine kittende Einleitung, nöthig zum Anbau und Verständniß des Kommenden.

2.

Einer Frage, welche Du hier mit Grund stellen kannst, lieber Freund, komme ich entgegen durch Mittheilung folgender

Verordnung der k. k. Hofkanzlei vom Jahre 1837

„Da Fälle vorgekommen sind, wo der Allerhöchsten Vorschrift zuwider, Schriften, deren Verfasser Inländer sind, außer Landes gedruckt wurden, so wird die Allerhöchste Vorschrift vom Jahre 1798, daß Niemand ohne Unterschied irgend eine Schrift außer Landes drucken lassen soll, welche nicht vorher der inländischen Censur vorgelegt, und von dieser zum Drucke zugelassen worden ist, zur Wissenschaft und Nachachtung neuerlich allgemein kund gemacht." — —

Du erklärst Dir nun selbst, warum wenige Oesterreicher ihre Schriften außerhalb ihres Vaterlandes publiciren. Oesterreich hat viele Talente, deren frische jugendliche Kräfte durch alle diese Behemmungen und Lasten nur an Elasticität gewinnen, die mit unstillbarem Gähren aus diesem Dunkel und Schutt an's Licht streben; allein ihre bürgerlichen Verhältnisse erheischen ein Befolgen der Vorschriften des zweiköpfigen Adlers. Nur das leichtbeschwingte Völkchen der Belletristen fliegt manchmal über die schwarzgelbe Barriere, und zwitschert drüben ein Liedchen aus freier Kehle. Diesen allein ist auch zuzuschreiben, daß Deutschland in neuerer Zeit, trotz der heftigsten literarischen Unwetter in den eigenen Gauen, die Poesie Oesterreichs beachtet, und Jene, welche wie Du mit dem kritischen Tubus die fernsten Regionen des literarischen

Himmels sorgsam durchforschen, schließen aus ein paar feurigen Kometen auf neue Weltkörper, aus einigen glänzenden Meteoren auf neue Lichtbahnen. Wohl hat Oesterreich noch manchen Grün und Lenau und Beck; aber nicht Jeder gehört zum höchsten Adel der Monarchie wie Graf Anton Alexander Auersperg, nicht Jeder ist ungarischer Gutsbesitzer wie Nicolaus Nimbtsch von Strehlenau, nicht Jeder Student in Leipzig wie der Magyar Karl Beck. Die Ungarn unterstehen überhaupt einer andern Jurisdiction, welcher theilweise Saphir die Befugniß zur Rückkehr nach Wien und zur Seßhaftmachung daselbst verdankt; jedoch nur einem Aristokraten, wie Grün, konnte es ohne die schärfste Pön verlaufen, seine Geistesprodukte ohne Zulassung der österreichischen Censur, obwohl pseudonym und zum Theil noch als fortwährendes Geheimniß, veröffentlicht zu haben. In der österreichischen National-Encyklopädie steht unter dem Artikel Grün-Auersperg wörtlich: daß die Spaziergänge eines Wiener Poeten, nicht ihn zum Verfasser haben, ist legal (!!!) erwiesen: Und doch ist es bekannt, daß der Fürst Metternich selbst diese Gedichte vorgelesen, und das Talent des gräflichen Dichters belobt hat. — —

Mit brünstigen Blicken sehen Viele nach den Kränzen dieser Landsmänner, sie fühlen die eigenen Scheitel nicht minder werth solchen Schmuckes. Aber das heilige Feuer in ihrer Brust verkohlt sie selbst; Rauch umqualmt ihre Häupter statt des kühlenden Lorbeers; zu Dunst und Asche wird ihr Genius; entnervt, pal und siech krankt ihre Muse dahin.

Du mußt daher eine stricte Linie ziehen. Die außer-

Digitized by Google

halb des Kaiserstaates ihre Schriften erscheinen lassen, classificire und rangire zur deutschen Literatur oder sonst wohin, zur österreichischen gehören sie nimmermehr, weder die bereits Genannten, noch Duller, Herloßsohn, Seidlitz, Sporschil u. a. m. Ihr Leib ist in Oesterreich zur Welt gekommen, ihr Geist — —

Hier möge ein Citat aus den Schriften eines der gelehrtesten, würdigsten und edelsten Literaten Oesterreichs ein geeignetes Plätzchen finden:

„Großer Geister Geburt gereicht nur dann ihrem Vaterlande zur wirklichen Ehre, wenn dasselbe ihren Werth gewürdiget, ihren Worten Gehör gegeben, sonst aber vielmehr zur Schande, wie Dante's und Petrarca's Geburt den Florentinern, welche dieselbe aus ihren Mauern gebannt. In solchem Falle geht die Ehre des natürlichen Mutterstaates auf den Zufluchtsort der großen Männer über, weil es rühmlicher, ausländisches Verdienst anerkannt, als einheimisches verkannt zu haben."

So steht im 36. Buche der Geschichte des osmanischen Reiches vom Freiherrn von Hammer.

3.

Hammmer-Purgstall erhielt für den Druckbogen der osmanischen Geschichte, wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, 1 Fl. Honorar! —

Die Accoucheuse der Literatur liegt in Oesterreich selbst noch in den Windeln. Ursache und Wirkung sind hier innigst verzweigt; die Censurverhältnisse sind allgemein gekannt, und ein Mißtrauen gegen die einheimische Litera-

tur hat sich des österreichischen Publikums dermaßen bemächtigt, daß es ihre Erzeugnisse gänzlich ignorirt; und es ist daher auch an einen ausgebildeten Buchhandel nicht zu denken. Andere Kaufleute machen in Wolle oder Indigo, die Buchhändler machen in Geist: wenn aber mit diesem Geiste nichts zu machen, so verwenden sie ihre Zeit, ihre Capitalien und ihr Risico zu andern Papieren, wo wenigstens keine Krebsfuhren zu befürchten sind.

Je geeigneter ein Werk zum Eindringen in die Masse, unter desto strengerer Censur steht es, und desto weniger ist ein Absatz dieser gepreßten, saft- und markberaubten Geistesfrüchte zu hoffen. Das Brockhausische Conversations-Lexicon ist in Oesterreich erga schedam verboten; es galt daher für eine glückliche Speculation ein dergleichen unter österreichischer Censur zu ediren. Franz Sartori, Bücher-Revisions-Amts-Vorsteher und selbst Censor, übernahm die Redaction, ohne sich zu nennen, und leitete sie mit Geschick; allein das Unternehmen fand so wenig Credit, daß der Verleger den Preis des voluminösen Werkes auf den fünften Theil herabsetzte, um es nur nicht als Maculatur verwenden zu müssen. Ein zweites Unternehmen dieser Art in neuester Zeit hatte keinen günstigern Erfolg. Die österreichische National-Encyklopädie, mit praktischer Sachkenntniß angelegt, so daß Sachsen, Preußen, die Schweiz u. a. Staaten den Plan nachahmten, mußten den Gebildeten wie den Geschäftsmännern jeden Standes höchst willkommen sein; die Artikel in ausländischen Nachschlagebüchern aus und über Oesterreich sind nur kurz übersichtlich, und häufig falsch, und diese authentische Arbeit sollte einem langgefühlten Be-

Digitized by Google

dürfnisse abhelfen. Das Werk wurde von Czikann und Gräffer mit ziemlichem Fleiße redigirt, die einzelnen Artikel mit Umsicht abgefaßt, die hervorstechenden Worte auf dem Titel: im Geiste der Unbefangenheit bearbeitet, so weit thunlich bewahrheitet, — und dennoch scheiterte das Ganze an dem gerechtfertigten Vorurtheile des Publikums.

Der Buchhandel ist in Oesterreich bei dem Sortimentshandel stehen geblieben. Der große, sehr große Bedarf wird durch Einfuhr gedeckt, und deßhalb ist der Zug zu erklären, den die Drucksachen nach Oesterreich einschlagen. Das Zutrauen des österreichischen Publikums zu ausländischen Schriften hält mit dem Mißtrauen zu den inländischen gleichen Schritt; das geringfügigste Bächelchen, Machwerke aus den Fabriken von Quedlinburg, Ilmenau und Nordhausen finden eher einen Käufer als inländische gediegene Werke, da ein außeröesterreichischer Verlagsort darauf gedruckt steht. Verbotene Schriften, wenn auch ernstern oder wissenschaftlichen Inhalts, werden reißend gekauft; manche Auflagen vom Conversations-Lexicon, von Rottecks Weltgeschichte, von den Stunden der Andacht ꝛc., gingen blos nach Oesterreich. Schöngeistige Schriften erzielen aus noch einem Grunde einen starken Absatz; da nämlich Leihbibliotheken nur in den Hauptstädten und in geringster Anzahl — (in Brün, Grätz, Linz, Prag ꝛc., überall außer Wien, nur Eine) — errichtet werden, und auch blos die erlaubten Bücher ausleihen dürfen, so müssen die Lesefreunde ihre Lecture selbst ankaufen. Die Verleger von Zschokke, Spindler, Heine, vom sogenannten jungen Deutschland, und von vielen

Andern haben reichliche Vortheile daraus gezogen, und könnten eine belletristische Statistik Oesterreichs liefern. Das Publikum daselbst liebt aber besonders jene Schriften, welche die Gegenwart behandeln oder aus derselben geschöpft sind; und wo ein bischen chronique scandaleuse, etwas Persönlichkeiten und Politik mit unterläuft. Börne ist ihr Abgott, und seine gesammelten Schriften wurden ballenweise eingeschleppt. Behandelt ein Buch Oesterreich selbst, wie letztlich das Geplauder der Mistreß Trollope, besonders wenn in etwas freimüthigem Tone, oder wenn es ganz gegen dasselbe tendirt ist, so wird es mit Gier verschlungen, man hascht darnach wie um die Bulletins nach einer Schlacht.

Da aber jede außer Oesterreich gedruckte Schrift, und enthielte sie auch das unschuldigste Mittel Wanzen zu vertilgen, a priori verboten ist, bis sie von der obersten Censur-Behörde das Decisum erhält; — da ein solches Decisum erst nach Monaten herablangt; — da, wie meistens und gerade bei den interessantern Schriften und lockendsten Titeln der Fall, das Buch verboten wird; — da nicht an Jederman selbst gegen Schein (erga schedam) die Ausfolgung erlaubt wird; — da dies überhaupt zeitraubende Umstände und oft ein nachtheiliges Augenmerk mit sich führt; — da der Leser gleich seine Lust zu befriedigen wünscht; — da endlich der Kaufmann dem eigenen Beutel, und daher seinen Kunden genügen will — so hat sich der Sortimentshandel zu einer systematischen Smuggelei herangebildet. Alle erdenklichen Praktiken werden aufgeboten, um die verpönten Bücher einzuschwärzen; keine List verschmäht, kein Kniff für zu niedrig ge-

halten, um die Revisionsbeamten und ihre Späher zu täuschen und ihren Augen ein verbotenes Büchlein zu entziehen.

Arg ist es, daß Staatsbürger und achtungswerthe Geschäftsleute auf solche Weise ihren Erwerb sichern müssen; schlimmer aber, daß jährlich Summen von Tausenden aus dem Lande wandern, während der eigene Verlagshandel fast nur Schul-, Auxiliar- und Gebetbücher zu Tage bringen, fördert. Professoren wird für ihre Lehrbücher ein bedeutendes Honorar geboten, denn der Absatz ist durch die Schüler gesichert; sonst traut sich selten ein Verleger an ein namhaftes Unternehmen. Große Werke erscheinen meistens auf Kosten der Verfasser, und die Buchhandlung, welche darauf genannt steht, besorgt blos den Debit; dann giebt es eine Menge Autoren, besonders unter den Versschreibern, welche ihre Manuscripte verschenken, ja sogar noch etwas darauf zahlen, um nur ihre Namen gedruckt zu sehen.

Verleger, welche diesen Namen verdienen, giebt es nur ein paar im Centrum der Monarchie: Beck, Heubner und die Mechitaristen-Congregation in Wien. Aber den bedeutendsten Verlag, fortwährend durch wahrhaft buchhändlerische Unternehmungen im Schwunge erhalten, besitzt Hartleben in Pesth, und der junge Heckenast daselbst, dessen neu gedruckter Vorrath durch die Ueberschwemmung fast gänzlich zu Grunde ging, strebt eifrig nach. Warum in einem Lande fremder Zunge der deutsche Verlag stärkere Sprossen treibt, erklärt sich durch die Gerechtsame Ungarns; die Verleger können Filialhandlungen in Leipzig errichten, und haben ihre Schriften blos

der ungarischen Censur einzureichen. Daß diese, wenn auch nur um etwas, minder beschränkend ist als die österreichische, könnte das Verbot der in Pesth erscheinenden Zeitschrift: der Spiegel, für die andern Provinzen erweisen. Die Calvesche Handlung in Prag druckt einige größere ökonomische Werke, sonst liefert der Gesammtbuchhandel der Monarchie kaum ein Schock Titel für die Meßkataloge. Es war zu schließen, weil der Nachdruck aller seit 1834 erscheinenden Schriften durchaus untersagt, und daher gänzlich erstickt ist — in Grätz werden noch ältere katholisch-theologische Werke nachgedruckt — daß die Verlagsunternehmungen einen neuen Aufschwung nehmen werden; aber es blieb in statu quo und wird es auch bleiben, so lange das Publikum sein gerechtes Mißtrauen gegen die österreichische Presse nicht aufgeben kann!

Zum Schlusse noch einige Worte über den Zustand der Typographie. Während in frühern Jahren, vorzüglich durch Degen, Prachtausgaben veranstaltet wurden, können jetzt die Buchdrucker kaum correcte Arbeiten liefern. Die Witwe Strauß in Wien besitzt eine wohleingerichtete Druckerei, und Sollinger daselbst hat eine Schnellpresse im Gange und erzeugt Congreve-Drucke, wird jedoch an Eleganz und Schönheit durch die Arbeiten von Gottlieb Haase in Prag überflügelt. Derselbe besitzt auch die einzige Schriftgießerei in Oesterreich, welche sich mit den bessern des Auslandes messen kann, und versorgt das Inland mit neumodischen Matrizen. Hingegen die Stereotypen werden in Oesterreich gar nicht angewendet; natürlich wo der Bedarf eines Artikels mit ein paar hundert Abdrücken gedeckt ist, braucht man keine solchen

Vervielfältigungsmittel, selbst die Ausgabe einer katholischen Bibel würde nicht den kostspieligen Druck decken, höchstens eine Auflage — — des bürgerlichen Gesetzbuchs.

4.

Nachdem ich diesen Plan zur gehörigen Orientirung abgezeichnet habe, so beginne mit mir die Fahrt durch die diesjährigen Gebiete der deutschen Literatur in Oesterreich; getreulich werde ich meine Pflicht als Cicerone üben, mit Wissen kein nur irgend Bedeutsames ohne Erklärung vorbeipassiren, ohne Dich mit Minutiosem zu behelligen und zu langweilen.

Wissenschaftliches.

Auf dem Altare der göttlichen Mutter aller Wissenschaften erblicke ich kein Opfer; blos ein Priester hat einen Zehend dargebracht: Die Juste milieus in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit, worin aber nicht die Philosophie, sondern der Katholicismus durch dieselbe vertheidigt, erhoben, mit einer Strahlenkrone umgeben wird, wie in allen Schriften Anton Günther's. Dieser beinahe 60jährige ausgezeichnete Mann wurde erst vor 15 Jahren geweiht, widmete, nachdem er in ästhetischen Aufsätzen durch Phantasie- und Ideenreichthum, wie durch einen bizarren aber originellen Styl die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, seine Feder ganz dem Interesse seiner Religion, und hat seit Kurzem durch seine Schriften viel Aufsehen unter den Theologen erregt, so daß ihm von auswärtigen katholischen Universitäten Professurstellen angeboten wurden, die er aber ausschlug, um als Weltpriester ungestört nach seiner Neigung wirken zu können. Trotz

dieser der Staatsreligion Oesterreichs entsprechenden Tendenz und obwohl seine Schriften, mit Censur des Consistoriums, in Wien gedruckt werden, dürfen sie, als ungeeignet für das größere Publikum in den Journalen nicht angekündigt und feilgeboten werden. — Hermes und Sophrosyne von Michael Enk (von der Burg, Capitular und Professor im Benediktinerstifte zu Melk) behandelt einige commercielle Zeitthemata in philosophischen Briefen, die sich weniger durch Neuheit der Ideen, als durch den bekannten klaren und glatten Styl des Autors auszeichnen.

Für die Theologie war heuer eben kein fruchtbares Jahr, wenn man nicht die Nachdrücke, welche in Grätz, dem Heerde des katholischen Verlags, besonders durch die Ferstl'sche Buchhandlung bibliotheksweise geliefert werden, und die zahllosen Andachtsübungen und Gebetbücher mitrechnen will. Von diesen wimmelt es überall, jeder Buchbinder und Büchertrödler verlegt ein Gebetbüchelchen, und um bei dieser Concurrenz etwas Auszeichnendes zu haben, werden so sonderbare Titel gemacht, wie sie nur die Wiener Walzer darbieten; es giebt einen Glöckchen-Galopp und eine Glocke der Andacht. Den Frommen erschien aber ein wahrer Schatz in der: Himmlischen Schatzkammer für bußfertige Seelen, eröffnet zum Lobe der göttlichen Erbauung, zur Ehre der triumphirenden, zum Troste der streitenden, zur Hülfe der leidenden Kirche. — Der vierte, letzte Band des Homilienkranzes, und der verlorne Sohn, eine Auslegung dieser Parabel in Predigten, erschien von Veith. Johann Emanuel Veith, als Jude geboren, später Professor an der Veterinärschule, dann Redemptorist und seit

mehreren Jahren Domprediger, iſt einer der ſcharfſinnigſten und kenntnißreichſten Männer; ſeine thierarzneilichen Schriften ſind nicht minder gediegen als ſeine äſthetiſchen, aus denen beſonders ein glänzender Humor ſchimmert, allein er hat dieſe Laufbahn gänzlich verlaſſen und ſich mit aller Hitze der angeerbten orientaliſchen Leidenſchaftlichkeit, mit aller Energie eines eiſernen Vorſatzes dem alleinſeligmachenden Glauben ergeben. Seine Bücher, wie ſeine Predigten, welche von den Wienern vorzugsweiſe frequentirt werden, ſprechen in glühenden Worten für die römiſchkatholiſche Kirche und deren Intereſſen; ſein Lebenswandel iſt ſo geiſtlich, daß er ſelbſt ſeine armen jüdiſchen Eltern, obwohl er ſie unterſtützt, nicht ſpricht, und nur dann mit ſeinen frühern Glaubensgenoſſen umgeht, wenn er glaubt ſie bekehren und das Heil ihrer Seele ſichern zu können. Ein ſolcher Eifer hat dem Neophyten den Vorwurf des Ehrgeizes unter dem Mantel der Heuchelei zugezogen, welchen jedoch das ſtandhafte Ablehnen aller Beförderungen und Ehrenſtellen, die dieſem ausgezeichneten Kämpfer für den Katholicismus angeboten wurden, entkräftet. Das Wirken dieſes 50jährigen Mannes iſt ein einflußreiches und von gewichtigerer Bedeutung durch die Verbindung mit den gleichgeſinnten theologiſchen Schriftſtellern Günther, Paſſy, Pabſt, Silbert, Hock, Schumacher u. A. —

Vielleicht iſt in den Naturwiſſenſchaften eine größere Ausbeute, obwohl, wo keine Sonne ſcheint, die Erde keine edlen Früchte ſpenden kann.

Die Botanik wurde durch das 4. Heft der *Iconographia generum plantarum ab Endlicher* — durch eine lieferungsweiſe erſcheinende Pflanzenkunde von Pe-

terman, durch eine Beschreibung der österreichischen Giftgewächse von Kreutzer, und durch eine steirische Flora von Maly, ein blankes Register — bereichert.

Die Wundarzneikunde, durch den 2. Band der Chirurgie von Whatmann, dessen vorhergehender durch die Neuheit der Ansichten wie durch einen holprigen Styl so viel Aufsehen erregte. Whatmann ist ein chirurgisches Genie; er war ein Barbiergeselle, entwickelte während seiner Studien, besonders im Operationscursus, ein so eminentes Talent, daß er bald als Professor angestellt wurde. Jetzt fühlte er erst den Mangel aller sonstigen Bildung, da seine Erziehung durch gänzliche Mittellosigkeit vernachlässigt worden war, und nur dem Willen eines so kräftigen Geistes konnte es gelingen, die Vorstudien, Sprachen und Sonstiges in männlichen Jahren nachzuholen. Daher auch die verschiedene Schreibart zwischen dem jetzt erschienenen und dem ersten Bande seines Werkes, welcher aber trotzdem, und trotz der Kühnheit neuer Hypothesen, die vielfach angefochten wurden, gerechte Anerkennung sogar durch die Engländer fand. Außer seinem Talente eröffnete ihm seine zweite Vermählung mit einer hochadeligen Dame, weßhalb er sich selbst den Adel erwerben mußte, eine glänzende Carrière; er ist jetzt Professor zu Wien und Leibchirurg des Kaisers.

Von medicinischen Werken nenne ich zuerst: Versons Kinderarzt, mit fleißigster Benutzung der vorhandenen Bücher, aus eigener Erfahrung einer vielfältigen Praxis, mit unermüdeter Sichtung und Ausdauer elaborirt, und gewiß jedem praktischen Arzte willkommen. — Bischoff edirte den ersten Band einer Naturlehre des

Menschen und es ist von diesem rühmlichst bekannten Mediciner kein unbedeutendes Werk zu erwarten. — Eine zweite Auflage der Pharmakologie von Meyer wurde wohl nur durch junge Aerzte für die beginnende Praxis nöthig. Köstler hat Bemerkungen über Irrenanstalten in England, Frankreich und Belgien durch eigene Anschauung gesammelt. — Hruschauer schrieb eine medicinische Chemie. — Außer einer Masse bedeutungsloser, größtentheils compilirter Dissertationen sind nur noch einige Brunnenschriften zu erwähnen. Ueber die Bäder in Venedig und Ischl, welche in neuer Zeit so wichtig wurden, schrieb Brera in italienischer Sprache, was von Beer übersetzt wurde; außerdem hat nur noch Karlsbad einige Werke hervorgerufen, ein ausführliches und sorgsam zusammengestelltes von Fleckles, und ein gedrängtes von Hlawaczek. Chevalier de Carro gab wieder seinen Almanach de Carlsbad heraus. Einige Notizen über diesen höchst merkwürdigen medicinischen Literaten werden Dir nicht uninteressant sein. Er ist in Frankreich geboren, studirte in Edinburgh und promovirte in Wien; er war der Erste auf dem Festlande, welcher es wagte, den Impfstoff, und zwar bei seinen eigenen Kindern, anzuwenden. Den Nutzen dieser Entdeckung seines Freundes Jenner für die gesammte Menschheit erkennend, verdankt nicht blos Oesterreich seinem Feuereifer die Einführung der Schutzpockenimpfung, sondern auch die Türkei und Asien. Es gehört nicht hieher, die sonstigen großen Verdienste des 70jährigen Arztes anzuführen; er ist einer der Ausgezeichnetsten unserer Zeit, stand mit der ganzen ärztlichen Gelehrtenwelt in Briefwechsel, schrieb

viele Werke in den vorzüglichsten Sprachen Europa's und spricht die meisten derselben mit Gewandtheit. Seit seiner Wegweisung aus Wien, seiner zweiten Vaterstadt, deren Ursache noch immer ein Dunkel umgiebt, lebt de Carro reich dotirt mit Anerkennungsschreiben und Ehrendiplomen, aber unbemittelt als Brunnendoktor in Karlsbad, wo meistens die Engländer seinen Rath in Anspruch nehmen. —

Das thierärztliche Werk von Kahlert über die Hühnerpest veranlaßt, außer der Nennung der heftweise ausgegebenen Thierreichsgeschichte von Ramisch und Presl, zur Oekonomie überzugehen. Das Lehrbuch der Landwirthschaft von Burger erschien in vierter Auflage, — Lera von Ehrenthal edirt eine Beschreibung der Kernobstsorten, und das Unternehmen des landwirthschaftlichen Conversations-Lexicons von Lengerke findet allgemeinen Beifall. —

Das alte Schulbuch der Mathematik von Vega wurde durch Matzka neu bearbeitet, da es beim Unterrichte des Militärs zur Basis genommen wird. Littrow edirte Anfangsgründe der Mathematik und eine Gnomonik. Diesem thätigen Astronomen verdankt Wien den Bau und die gegenwärtige Einrichtung des Observatoriums, sowie die jährlich erscheinenden Annalen der Sternwarte. —

Unter den Einzelnen, welche in kein Fach zu rangiren sind, hebe ich hervor: Das Münzwesen Oesterreichs 1524—1838, in 2 Bänden von Becher, welches einem langen Bedürfnisse des Numismatikers abhilft, wie der montanistische Schematismus von Kraus

den Bergwerksintereſſenten Oeſterreichs. Beide Werke gehören jedoch nur für ein ganz kleines Publicum, während die 10. Auflage von Teubers Nationalkochbuch, die 7. von Neudeckers böhmiſcher Köchin weder den Bedarf der Gaſtronomen, noch jenen der Familienväter und wirthſchaftlichen Mütter die 4. Auflage der Goldgrube, dieſer häuslichen Rathgeberin für alle Fälle, genügend befriedigen wird, was auch die ſpeculirenden Verleger gar nicht wünſchen. So kaufluſtige Abnehmer wird auch nicht Palacky's literariſche Reiſe nach Italien, und des Grafen Draskovic Wort über die literariſche Regeneration Illyriens, gewinnen; wichtiger iſt, beſonders für die betreffenden Inſtitute, das ektypographiſche encyklopädiſche Bilderwörterbuch für Blinde! Freyſauff von Neudegg hat ſchon mehre Schriften dieſer Art herausgegeben; die Idee, den erhabenen Druck bei dem Unterrichte Geſichtsloſer anzuwenden, iſt eine glückliche, der erhöhte Taſtſinn wird zum Conductor ſtatt des fehlenden Sinnes. Eine ähnliche Methode hatte die Claviervirtuoſin Paradis einſt bei ihrem Unterrichte erblindeter Kinder im Pianoforte-Spiel. Nicht geringere Beachtung verdient die verſinnlichte Denk- und Sprachlehre von Czech, ſowohl für Blinde wie für Kinder. —

Im Sprachfache wird überhaupt mehr geleiſtet; der Kaiſerſtaat vereint ſo vielerlei Zungen, und nicht blos der Handelsverkehr, ſondern das ſyſtematiſche Verſetzen der Beamten und vorzüglich des Militärs in anders ſprechende Bezirke und Länder, macht Sprachkenntniſſe zur unerläßlichen Bedingung. En vogue ſind jetzt Machats

franzöſiſche Grammatik, wovon die 10. Auflage, und Fornaſari's italieniſche, wovon die 8. ausgegeben wurde. Ein Trichter, um in drei Stunden das Engliſche eingetrichtert zu bekommen, findet gläubige Käufer; weniger der Verſuch einer vergleichenden Grammatik der lat. italien. franz. ſpan. portugieſ. und engl. Sprache von Kratky. In lexicographiſcher Hinſicht erſchien eine neue Ausgabe von Jagemanns italieniſchem Wörterbuche durch Bolza beſorgt, welches aber nichts als ein Wiederdruck iſt, ſogar mit denſelben Erraten. Schuſter ließ ein ungariſches Wörterbuch drucken, und Hindoglu ein dictionnaire turc-français, bei der jetzigen Verbindung mit Conſtantinopel durch die Donaudampfſchifffahrt, mittelſt welcher man pour plaisir dahin reiſt, ſehr erwünſcht. —

Im Juridiſchen iſt nichts Erhebliches zu bemerken. Oeſterreich iſt in dieſem praktiſchen Fache durch ſeine gänzlich abgeſchloſſene Geſetzverfaſſung jeder Einwirkung von außen her verſperrt, die gerühmteſten Werke des Auslandes ſind hier höchſtens den gelehrten Theoretikern bekannt, die Praktiker haben ſich nicht darum zu kümmern, und grade die Schriften dieſer ſind die gebrauchten, und grade dieſe haben ſich in die veraltete Kanzleiſchreibart feſtgerannt. Nur wenige juridiſche Schriftſteller p. e. der verſtorbene Wagner beſitzen einen klaren, faßlichen, bündigen Styl; die meiſten ſchreiben ein grauenhaftes Miſchling von unverſtändlichen Dicaſterialausdrücken, alten Formeln und neuen Wortfügungen. So vermögen die Erläuterungen, welche die neue Zoll- und Monopols-Ordnung hervorruft, durch eine dunkle Darſtellung nicht den dunkeln Text zu

erhellen. Hingegen ist Winiwarters Commentar zum bürgerlichen Gesetzbuch gut geschrieben, besser noch die noch unübertroffene Erklärung des Criminalrechtes von Jenull, beide Werke erschienen in neuen Auflagen. Kremer stellte das Lombardisch-venetianische Lehnrecht zusammen. Kitka veröffentlichte ein Buch über das Verfahren bei Abfassung der Gesetzbücher, welches wahrscheinlich durch das baldige Erscheinen eines neuen Strafcoder veranlaßt wurde. Die Erwartungen des juridischen Publikums sind höchlichst darauf gespannt, da die Vorarbeiten der eigends dafür ernannten Hofcommission bereits viele Jahre dauern. Der Fleiß, den die berufenen Rechtsgelehrten daran wenden, die Sorgfalt, womit vorgeschritten wird, indem sämmtliche Provincial-Gerichtsbarkeiten ihr Begutachten über jeden einzelnen Paragraph einliefern müssen, lassen ein treffliches Elaborat, ein die Wohlfahrt des ganzen Volkes wie des einzelnen Bürgers befestigendes Resultat erhoffen; wie das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, womit Kaiser Franz mitten in vehementen Kriegszeiten seine Unterthanen 1811, in welchem Jahre auch das folgenschwere Finanzpatent erschien, beschenkte. —

Die Literatur der Geschichte nebst ihren Nebenbranchen ist folgende:

Eine Wappengallerie des höhern Adels des Kaiserstaates, wovon einige Hefte als Fortsetzung erschienen sind. — Der 2. Band der Reisebeschreibung ins Innere Brasiliens von Pohl, welcher die kaiserliche Prinzessin Leopoldine bei ihrer Vermählung mit Dom Pedro 1817 dorthin begleitete, und die Resultate

seiner dreijährigen naturhistorischen Forschungen, besonders in Mineralogie und Botanik in diesem Werke niederlegte. — Die Topographien: Sommers von Böhmen und Wolnys von Mähren und Schlesien, die ältern und bereits ganz unrichtigen von Schaller und Schwarz ersetzend, werden rüstig fortgesetzt. — Auch eine Geschichte der Baukunst, der bildenden und zeichnenden Künste in Mähren von Hawlik erwähne ich, obwohl nicht ganz am richtigen Platze. Eigentlich historische Schriften veröffentlichten: Chmel unter dem Titel, der Geschichtsforscher, die regesta Friderici IV., genannt mit der leeren Tasche, ein Auszug aus den Registratursbüchern des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs; ebenso nach den gültigsten Urkunden und Aktenstücken ist Gevay's Werk über die Gesandtschaft Ferdinand I. an Suleiman I. 1536. — Maßmann gab gothische Urkunden von Neapel heraus. Alle diese obwohl mit Fleiß und sorgfältiger Quellenbenützung gearbeiteten Historien begreifen nur kleinere Epochen, und müssen schon deshalb der Geschichte der Regierung Ferdinand I. von Bucholtz hintanstehen, welches einen so großen und für Oesterreich höchst wichtigen Zeitraum umfaßt. Dieses grandiose Werk ist das Ergebniß langjähriger Bemühungen, unermüdeter Forschungen, der Benutzung sonst nicht leicht zugänglicher Archive, die Lebensblüthe eines thätigen, strebenden Mannes, der zu den achtungswürdigsten gehört, und eine Zierde seines zweiten Vaterlandes, Oesterreichs bleiben wird. Franz Ritter von Bucholtz starb zu Anfange dieses Jahres, kaum 50 Jahre alt, hinterließ aber das bereits vollendete Manuscript

gänzlich geordnet, so daß der 8te und 9te Band, das Werk schließend, ungestört gedruckt werden konnte. Auch diesem Historiker, der die Wahrheit der Thatsachen durch unumstößliche Belege aus Urkunden, manchmal mit weitschweifiger Sorgfalt, darthat und die leisesten Zweifel durch sachgetreue Darstellung zu entfernen suchte, auch diesem steht das Vorurtheil gegen alle historische Schriften Oesterreichs entgegen; um so mehr, da er eine Epoche behandelt, die nicht blos in politischer, sondern auch in kirchlicher Rücksicht kitzlige Punkte darbietet. Bucholtz ist keineswegs von einer Partheiung loszusprechen; aber es ist dies die wünschenswerthe Gesinnung eines geistvollen Mannes, die er offen und redlich zur Schau trägt, und welcher er keineswegs durch Entstellung, oder Verheimlichung der Facten ein Opfer brachte. Und so wie er einer der redlichsten und wahrheitvollsten Geschichtsforscher war, dessen Tendenz nicht Ankämpfen und Zerstören, sondern Ausgleichen und Aufbauen begründete, so ist er auch einer der besten Stylisten, dessen Darstellung eben so glänzend, anschmiegend, voll Weichheit und Wohlklang, als scharf gedrängt, bündig und gegliedert. —

Wie wohl thut es bei einem solchen Lobe, das man aus voller Brust spenden darf, ausruhen zu können!

5.

Belles lettres.

Es ist zwar keine große Masse, allein da Du ein Freund des Systematischen bist, so will ich die schöngeistigen Schriften in folgender Ordnung besprechen:

I. Prosa.
II. Vermischtes.
III. Dramatisches.
IV. Gedichte.

I. Da springen zuerst lockende Titel in die Augen: Die Belagerung von Wien, oder Graf Rüdiger von Stahrembergs Heldenmuth und Tapferkeit; auf dem Kupfer erblickt man im Vordergrunde zwei ganz geharnischte Ritter einen leicht gekleideten Türken, der eine Fahne vertheidigt, erstechen, und unter dieser Darstellung tapferer That stehen die Worte: „Wer sein Vaterland liebt, sucht die feindliche Fahne zu vernichten.“ — — Dann der noch lockendere Titel: Mathilde von Arnstein, die Löwenbändigerin in Palästina, oder das Todtengericht am Kreuzwege u. m. dgl. Als Verfasser dieser köstlichen Romane ist Ludwig Dellarosa angegeben, mit welcher Chiffre Joseph Aloys Gleich bereits über 50 Jahre als Hauptlieferant solcher Leihbibliotheks-waare von den Verlegern in Oesterreich beschäftigt wird. Er hat während dieses Zeitraums fast 150 Romane, großentheils mehrbändige Geister-, Räuber-, Ritter- und Schauergeschichten abgefaßt, nebstbei einige 20 Possen auf die Bühne gebracht und sonstige Allotria geschrieben. Wie die böse Welt immer liebt, das Strahlende zu schwärzen, so geht die Sage von Verleger zu Verleger, daß dieser patriotische Romanenfabrikant für ein 30 bis 40 Bogen lang gesponnenes Werk eben so viel Gulden Honorar fordere, und er kann daher kaum alle Bestellungen befriedigen. Dann sage man noch, die österreichischen Buchhändler hätten keinen Unternehmungsgeist! — Zu einem

andern ebenfalls reich cultivirten Genre der Unterhaltungslectüre gehören die Lach-Walzer von M. J. K. — Die Witz-Raketen; nemlich zusammengeraffte Anekdoten, die in Wien besonders ein kauflustiges Publikum finden. — Wenig erheblicher sind die Hesperiden, herausgegeben von Oesterlein, da die Erzählungen weder durch Erfindung noch durch Darstellung sich hervorthun. Das Bändchen wird von Colporteurs zu 15 Kreutzer ausgeboten. — Ein Strichelchen über dem Gefrierpunkte schweben: Die Reifperlen von August Schilling — die Minutenspiele und die Reise des letzten Menschen von Christian Kuffner — die Erzählungen von Johann Langer, dem Humoristen par force — die Novelleten von Johann G. Seidl, welche bereits in Journalen gedruckt waren. Endlich: Strahls Diamanten und Perlen; diese Ueberschrift läßt Schätze aus den Gruben zu Visapur, oder aus den Meerestiefen in Barlem vermuthen, indeß sind es falsche Juwelen, Uebersetzungen aus dem Französischen.

Diesen kargen, abgestandenen, unschmackhaften Erzeugnissen der schöngeistigen Prosa setzt ein Produkt besonderer Art die Krone auf. Die Congregation der Mechitaristen bestrebt sich durch Verbreitung orthodoxer Schriften den Katholicismus zu befestigen und auszubreiten. Der Verlag ihrer Buchhandlung in Wien erstreckt sich aber nicht blos auf theologische Werke, sondern er fördert Behufs dessen auch Belletristisches zu Tage, und es wurde sogar ein Preis ausgesetzt für eine Novelle. Der Zeitspiegel, eine Novelle von Anton Passy wurde von den geistlichen Richtern gekrönt. Passy ist ein Redemp-

toriſt und hat ſchon viele Bücher verſchiedenen Inhaltes edirt; darunter zeigt die Canzone: Meiſterloſigkeit, welche 1834 in Leipzig erſchien, von poetiſchem Talente, und hatte wegen ihrer gegen die herrſchenden Ideen gerichteten Tendenz im Intereſſe der katholiſchen Kirche ein Belobungsſchreiben von Sr. Heiligkeit dem Papſte an den Verfaſſer zur Folge. In dieſer Novelle werden Repräſentanten der mannichfaltigen religiöſen und irreligiöſen Partheien unſerer Tage vorgeführt, mit den Waffen aller Heiligen und des Teufels bekämpft, durch Roſenkranz und Abſolution beſiegt, und natürlich, daß zuletzt Alle in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche mit Reue und Buße zurückkehren. Ich excerpire hier eine Stelle aus der Nachſchrift, welche Dir über Anſichten, Beſtrebungen, Beleſenheit und Styl des Verf., wie der Preisertheiler und Conſorten Aufſchluß geben kann. Wörtlich:

„Die Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis und Werthers Leiden, ſind Bücher, welche miteinander, ſo verſchieden ſie von einander ſind, einen dauernden Effekt und ungeheure Verbreitung gemein haben. Ihre Verf. lebten in den Gedanken, die ſie aufſchrieben. — — Leben und weben auch wir in den Ideen, die wir zu Markte bringen? Haben auch wir Gedanken — und etwas zu ſagen? — Die antichriſtlichen Autoren, beſonders die jüngſten, denen ich dies nicht mit einer Menzelſchen Rhadamanthen-, aber auch nicht mit gutmüthiger Schaafsmiene ſagen möchte, ſtehen indeß dem ungeſchickteſten katholiſchen Autor gewiß an gutem Willen nach. Mag das deutſche Volk ſich vor ihren Augen aufraffen, und dem Kreuze nachziehen, ja ſollte es allen Leiden Werthers, vor

ihren Augen, Christi heiliges Leiden vorziehen, sie lassen es vorziehen und nachziehen, und schmunzeln und grinsen: fortträumend von graziösen Meineiden, von der Unhaltbarkeit des Positiven, und wie die Poesie (ihre nämlich) der allein selig machende Glaube sei, was die solide deutsche Revue später erweisen wollte, aber weder sollte noch konnte! — — — — — — — —" „Sie haben einen grauenhaften Jargon zu Markte gebracht, und einen Chimbarasso von Windbeutelei aufgehäuft. Darauf steht nun der berühmte Graf von Platen, und der höchst unberühmte Baron Maltitz, die wie Wachtmeister von ihres Wesens Wesenheit schreien und lärmen, Thrasibul und Harmodius, Ludwig Börne und Heinrich Heine haben mit fieberhaftem Ringen, eben den alten Patriarchen Goethe niedergerungen, Rotteck und Menzel bilden das neue Ministerium als ihre Propheten; Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludwig Wienbarg sind ihre Dichter. Ammon und Bolzano ihre Theosophen — — — —" „Herolde, Nachtwächter, Cicerone, Ladendiener, Lohnlakaien und Ritter des jungen Europa genug, die das neue Babel aus Acephaliden und Knochengerippen erbauen. — Manches edle junge deutsche Gemüth wird aber von dem Treiben eingeschüchtert. Die Jünglinge des deutschen Landes sollten zum Märtyrthume schon gebildet sein, ach! und sind sie Christen? — Die Zukunft sitzt zu Gerichte." —

Ich habe mich geflissentlich aller Ausrufungs- und Fragezeichen enthalten.

II. Hieher gehören die Taschenbücher. Unter den ältern sind bekannt: Castelli's Huldigung den Frauen

— Seidl's Aurora — und Immergrün, und brachten wieder nichts Hervorragendes. Der Buchbinder Pfautsch in Wien ist seit ein paar Jahren bemüht, elegant ausgestattete und durch Beiträge renommirter Namen ausgezeichnete Almanache herauszugeben. Allein er nennt keinen Redakteur und besorgt wahrscheinlich selbst wie den Einband so auch den Inhalt; daher genügen die Jahrbüchelchen mehr dem Auge als der Kritik. Der Uebelstand tritt besonders hervor, wenn die Einsendungen auswärtiger Literaten, wie gewöhnlich, bei der Censur Anstand finden, und daran geändert werden muß; da falzt der Herr Buchbinder selbst die Novellen, oder Sonstiges, und schlägt und preßt, daß es die Autoren schmerzlich fühlen, und manchmal, wie z. B. Dingelstedt, Einsprache veröffentlichen. Abgesehen davon bringen diese Gedenkemein und Cyanen recht anmuthige, hübsche Lesesachen, eignen sich ganz zu einem Damenpräsente, und Pfautsch hat keine Kosten gespart, etwas für das Auge sehr Gefälliges zu liefern. Auch andere Buchbinder, besonders Buchholtz, verlegen Taschenbücher: Der Freund des schönen Geschlechtes — Veilchen — u. dgl., es sind aber blos elegante Anhängsel des Kalenders. — Das Album, welches Witthauer zum Besten der Ueberschwemmten in Ungarn herausgab, und worüber mehrere ausführliche Recensionen erschienen sind, ist in zweiter Auflage vergriffen. —

III. In dieser Branche ist in der letzten Zeit fast nur Schofel zu nennen. Chownitz und Schanza können nicht deutsch; Schwenda, Janitschka, Senn und Kaltenbrunner leiern Gehörtes und Gelesenes. Sonderbar,

daß unter den Gedichten des Letztern sich einige Gute vorfinden, die er, wie die Vorrede besagt, in Compagnie mit einem Andern, Ungenannten verfaßt hat.

IV. Den Uebergang zum Theater bilden der Adept und Camoens von Friedrich Halm. Die vile Wiener Theaterkritik hat nach den Darstellungen dieser Stücke ihr Votum dahin abgegeben, daß sie vortrefflich, aber mehr Gedichte als Dramen, eher für den Druck als für die Bühne adaptirt sind; sie liegen nun schwarz auf weiß vor und rechtfertigen keineswegs selbst die gemäßigten Erwartungen. Ein schönes lyrisches Talent wird erkannt, welches die durch Zufall und Localverhältnisse mit günstigem Erfolge betretene Bahn zu verfolgen sich abmüht, aber kein so anregendes Zeitmoment wie Griseldis mehr findet, und die gewaltige Form der Bühne nur par force auszufüllen im Stande ist.— Originalstücke erschienen ferner: Ebener Erde und erster Stock, und Till Eulenspiegel von Johann Nestroy. So wenig Halms Stücke sich für die Bühne eignen, so wenig diese Farçen für den Druck. Nestroy besitzt eine Fülle von Spaß, wodurch Localdichtungen belebt werden; in dieser Hinsicht steht er jetzt ohne Nebenbuhler da, und übertrifft alle frühern Possenschreiber in der Parodie, wo sein Spaß und Witz eine feste und günstige Grundlage erwischt; allein Invention mangelt ihm gänzlich, und die Parodien können doch nur dort ansprechen, wo die Originale gekannt werden. Daher das Mißglücken Nestroyscher Possen außerhalb Wien, wo sie hingegen mit Recht als die belustigendsten oft funfzigmalige Repräsentationen zulassen; gefallen sie anderswo, so ist es mehrentheils dem Umstande anzurechnen, daß

stets ein paar reich dotirte Hauptrollen eingefügt sind, für sich und für Scholz, den monotonen aber unwiderstehlichen Komiker berechnet. Finden sich dazu geeignete und beliebte Darsteller, wie die Genannten, so ist das Schicksal der meisten Pieçen gesichert; aber auf den Bretern müssen sie verbleiben, keineswegs in die Bücherwelt treten. Hier ist ihnen ein gleicher Werth mit den Postbücheln anzuweisen. — Dasselbe gilt von Turteltaubs Wiener Volksbühne, worin Possen von Nestroy, Gulden uud dem Herausgeber gedruckt sind. Das fehlt noch der Wiener Literatur, daß die Erbärmlichkeiten, die hirnlosen Sudeleien der Vorstadtbühnen unter die Presse gelegt werden. Da sollte doch die österr. Kritik aus Schamgefühl die neunschwänzige Katze durch die Luft pfeifen lassen; allein die gemüthliche erklärt blos, daß dieser stinkende Assand — kein Rosenöl sei. — Römers Theater und Herzenskrons dramatische Kleinigkeiten enthalten Uebersetzungen aus dem Französischen; — Wertheimers dramatische Beiträge, aus dem Englischen; alle drei haben Geschmack und Bühnengeschick. —

6.

Periodische Schriften.

1. Politische. O d. i. eine große Null; da die privilegirten Zeitungen — in jeder Hauptstadt der Provinzen erscheint Eine — durchaus keine raisonnirenden Artikel, selbst nicht im absoluten oder patriotischen Geiste drucken dürfen, sondern auf data und facta beschränkt sind, selbst hier alles vielleicht Anstößige und Aufregende ausscheiden, und bei bedenklichen Aufsätzen sich nach der Wiener Zei-

tung richten müssen. Aber auch diese ist kein Organ der Regierung; ein solches existirt in Oesterreich nicht. Berichte innerhalb des Kaiserstaates, von einer Stadt zur andern, sind nicht gestattet; man muß sie den Localblättern wörtlich entlehnen; daher dieses Unisono über alle Ereignisse, so wie gegenseitig wieder das allgemeine Stillschweigen. Du irrst aber, wenn Du glaubst, diese Zeitungen trügen eine Farbe, oder sie beabsichtigten eine Tendenz oder vertheidigten irgend ein Princip; nichts von alle dem, sie sind prinzip-, tendenz- und farblos, und haben auch nur der amtlichen Beiblätter und sonstiger Inserate halber Abonnenten und Leser. Blos der österreichische Beobachter, durch Friedrich Schlegel gegründet und seit 30 Jahren durch den Sekretär des Fürsten Metternich Joseph von Pilat redigirt, bringt zuweilen Artikel, welche die An- und Absicht der Regierung andeuten. An diesem Blatte hat früher Gentz mitgearbeitet. Die zuverläßlichsten Nachrichten, fast offiziell, sucht das österr. Publikum nur in der Augsburger Allgemeinen, wohin bekanntlich mittelbar aus der Staatskanzlei correspondirt wird. Diese Zeitung ist auch in jeder Schenke der ganzen Monarchie zu finden. —

2. Von den Journalen der einzelnen Fächer muß Dir eine Nomenclatur pêle mêle genügen.

a) Jahrbücher: Medizinische, von Raimann, Fischer, Rosas und Wisgrill redigirt. — Die Jahrbücher der Literatur, auf Staatskosten vierteljährig ausgegeben, durch Deinhardstein besorgt, brachten nichts allgemein Erhebliches. Ist es nicht sonderbar, daß dieses review sich mehr mit

englischer und orientalischer Literatur befaßt, als mit deutscher? fast zwei Drittheile des Textes sind damit gefüllt. — Die Jahrbücher des polytechnischen Instituts edirt Prechtl. — Jaksch gibt ein Jahrbuch für Schullehrer heraus. — Jurendes mährischer Wanderer, welcher beinahe 30 Jahre besteht, ist ein Kalender mit interessanten Auszügen aus Büchern und Journalen des laufenden Jahres gefüllt, und wegen des überaus billigen Preises, ich glaube für 200 enggedruckte Bogen mit Kupfern 2 fl., ein Lesebuch des Volkes, so daß fast 10000 Expl. in Umlauf gebracht werden.

b) In zwanglosen Zeiträumen werden ausgegeben: Die Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, redigirt von dem Direktor desselben — Weitenwebers Beiträge zur Natur- und Heilwissenschaft — Mittheilungen für Gewerbe und Industrie, von dem Vereine zur Ermunterung des Gewerbgeistes. — Steiermärkische Zeitschrift vom Joanneum in Grätz edirt — Themis, eine Sammlung Rechtsfälle, von Wessely. —

c) In monatlichen Heften erscheinen: Die Zeitschrift für Rechtsgelehrsamkeit und Gesetzkunde von Dolliner und Kudler — die militärische Zeitschrift, redigirt von Schels, wichtig wegen der historischen Aufsätze — die theologische Zeitschrift von Pletz. —

d) Blattweise: Die Gesundheitszeitung, gegründet von Bastler, fortgeführt durch Beer, wahrhaft populär geschrieben — Oekonomische Neuig-

keiten und Verhandlungen von André, seit fast 40 Jahren bestehend, allgemein verbreitet und geschätzt. — Hammerschmidts Zeitschrift für den Landwirth und Forstmann. Die Handelsinteressen werden durch das Triester Lloyd, durch die Pesther Gewerbs- und durch Wiese's Zeitschrift für Handel und Industrie besprochen.

3. Belletristische. Die Wiener periodischen Blätter sind: Bäuerles Theaterzeitung. — Ebersbergs Zuschauer. — Hans Jörgels Briefe von Gleich. — Oesterleins Morgenblatt. — Saphirs Humorist. — Seyfried's Wanderer und Sammler. — Witthauers Modezeitschrift. — Lemberts Telegraph ist eingegangen. Halte kein zu strenges Gericht über ihre Leistungen; es haben Einige den redlichen Willen Gutes zu bringen; aber im Anringen mit den lastenden Verhältnissen wird jedes bessere Streben gelähmt und oft verkehrt. Wenn Du erfährst, daß die Wiener Journale von drei Beamten censurirt werden, daß die censurirten Bürstenabdrücke mit den verhängnißvollen Kreuz- und Querstrichen erst spät in der Nacht aus den Händen des obersten Censors kommen, daß das Blatt zu bestimmter Zeit ausgegeben werden muß, daß keine Censurlücke bei schärfster Ahndung geduldet wird, daß daher häufig um Mitternacht Notizen u. dgl. zusammengestoppelt werden, um die bedeutenden Lücken zu füllen, und daß also die Redacteure selbst nicht wissen, was morgen in ihren Blättern stehen wird — Du wirst milder aburtheilen und vielleicht mitleidig die Achsel zucken. Von einer Tendenz kann keine Spur zu bemerken sein, da selbst das bedeutungloseste

Gewäsche über Theater unbekannten, wetterwendischen Rücksichten unterworfen ist. Es wird nicht blos nach Gutdünken gestrichen, sondern auch geändert und hinzugeschrieben, und wenn dann ein Recensent z. B. etwas seiner Ansicht ganz Entgegengesetztes gedruckt sieht, so ist es doch zu geringfügig, um sich deßhalb zu beschweren, wo ohnehin alle Klagen nur Verschärfung, Neckereien, Erbitterung und Gehässigkeit nach sich ziehen. Der Journalist muß sich gefallen lassen, seinen Namen oft unter den sinnlosesten und widersprechendsten Aufsätzen zu lesen; hingegen dient diese Manipulation allen Skriblern zur Entschuldigung ihrer Ignoranz. Der Schriftsteller, den nicht der Erwerb dazu drängt, meidet auch die Spalten der Tagesblätter, und setzt sich nicht dem verächtlichen Urtheile aus, welches mehr oder minder Mitarbeiter und Redacteure mit wenigen Ausnahmen trifft. —

Jede Hauptstadt der Provinzen hat ebenfalls ihr Unterhaltungsblättchen, welches sich größtentheils durch Nachdruck und Localberichte nährt, so die Moravia in Brünn, Bohemia in Prag, Pannonia in Preßburg, Carinthia in Klagenfurt, Luna in Agram, der Aufmerksame in Grätz, Mnemosyne in Lemberg, die Warte an der Donau in Linz u. a. m. Der Spiegel in Pesth ist unter diesen das Beste. Dagegen haben sich im Süd und Nord des Kaiserstaates ein paar journalistische Institute gebildet, welche nach den Anforderungen der Gegenwart so Gediegenes, Werthvolles und der vorgefaßten Tendenz Entsprechendes veröffentlichen, daß sie selbst nach strengsten Urtheilen den Vergleich mit den besten Journalen des Auslandes hervorrufen können.

Adria, in Triest, redigirt von Löwenthal, und Ost und West in Prag, redigirt von Glaser; dieses tendirt die slavische Literatur aller Mundarten, den Occident, jene die italienische, den Orient in deutscher Sprache zu vertreten, und die beiderseitigen geistigen Interessen zu vermitteln. Die Tendenz der Adria wird noch durch ein zweites Journal, das Echo in Mailand, welches in monatlichen Heften und durch den Grafen Pachta herausgegeben wird, gefördert und verbreitet, und auch darin sind gehaltvolle Aufsätze über die italienische Literatur, und aus derselben, comparativ mit der deutschen; allein jene ist Allen leicht in originali zugänzlich, es wird im Norden Deutschlands nicht minder gründlich ex fundamento darüber gesprochen, die zahlreichen Nachrichten der Reisenden geben fortlaufende Kunde, so daß die beiden Zeitschriften nicht die verdiente Verbreitung erzwecken können. Ost und West dagegen eine lang gefühlte und stets klaffender sich gestaltende Lücke ergänzend, eine Literatur, die nur Wenigen zugänglich, den Deutschen eine lebende Runenschrift ist, in unsern Horizont ziehend, fand bald rege Anerkennung und Ausbreitung. Für das Bezwecken dieser Zeitschrift ist auch die Localität besonders günstig, indem Prag die Interessen und Literaten des slavischen und des deutschen Idioms vereint. — Dort erscheint auch der Novellist von Johann Umlauft, welcher, Lewalds Europa in der Form nachgeahmt, bedeutend und rühmlich wirken kann, wenn er österreichische jüngere Schriftsteller zum Schreiben von Original-Erzählungen aneifert, und dadurch zum Emporschwingen der Prosa verhilft. —

7.

Ich habe Dir nun Alles, was die österreichische Literatur im l. J. zu Markte brachte, vorgeführt; ich bürge keineswegs für lückenlose Vollständigkeit, aber ein Werk von Bedeutung irgend einer Art dürfte mir nicht entgangen sein. Um diese Uebersicht noch vollständiger zu machen, will ich auch dessen erwähnen, was die nächste Zukunft zu bringen verspricht. In Oesterreich hegt man ohnehin, je mehr man durch die bekannten Produkte getäuscht wird, desto größere Erwartungen von den kommenden Erzeugnissen der einheimischen Literatur; man wiegt sich immer in dem beruhigenden Glauben, es werde ein literarischer Messias erstehen, der dem bethlehemitischen Würgen der Censur entgeht, und obwohl von den Verhältnissen an's Kreuz genagelt und selbst im Grabe umwacht, dennoch glorienumstrahlt emporsteigt und seine Gottheit bethätigt. Vielleicht bin ich irriger Ansicht, aber ich glaube zuversichtlich, wenn ein solcher Messias erscheint, man wartet nicht bis er Predigten gehalten hat, und 30 Jahre alt wurde, sondern er wird unverzüglich mit den andern Schächern aufgeknüpft. Voi ch' intrate lasciate ogni speranza! — Betrachten wir aber das mannigfaltige Streben nach Licht und Luft; Geistesthätigkeit zeigt sich in Oesterreich jetzt mehr als je.

Aus allen Fach-Wissenschaften weiß ich nur Einiges was für die Medizin zum Drucke vorbereitet wird. Stethoscopische Untersuchungen von Skoda, das erste Werk darüber in Oesterreich. — Mikroskopische Untersuchungen von Lörres, eine der fleißigsten Arbeiten

mit den genaueſten Abbildungen. — Welwich beſchreibt die Kryptogamen Oeſterreichs. — Der junge Gelehrte Romeo Seligmann, welcher die Lehrkanzel der Geſchichte der Medizin an der Wiener Univerſität creirte, edirt eine Racenlehre und eine Geſchichte der Epidemien, als Einleitung einer Geſammtgeſchichte der Heilkunde. — Meißners Chemie wird nächſtens wieder ausgegeben. —

Fürſt Lichnowsky ſetzt ſeine Geſchichte des Hauſes Habsburg langſam fort. Der Fürſt iſt auch Poet, und einer der eifrigſten Förderer der Wiſſenſchaft durch raſtloſe Thätigkeit. — Von Kaltenbäck iſt endlich die Literatur- und Kunſtgeſchichte unter Maximilian I. zu erwarten, ein umfaſſendes, ausführliches und aufhellendes Werk, die Frucht vieler thätigen Jahre. Kaltenbäck gibt auch den Nachlaß von Bucholz heraus und beabſichtigt ſchon 1839 einen hiſtoriſchen Almanach zu gründen. — Friedenthal beſchreibt eine Reiſe durch Serbien in Briefen, worin viel Intereſſantes erörtert werden ſoll. —

Was im Gebiete der ſchönen Literatur erſcheinen wird, will ich in alphabetiſcher Ordnung nach den Namen der Verfaſſer notiren.

Buſchmann, Baron, flocht einen Marienkranz aus Liedern.

Ebert, Carl Egon, deſſen Poeſien noch nicht genug gewürdiget wurden, tritt mit einem Bande theils lyriſcher, theils epiſcher Dichtungen auf.

Frank, Guſtav Ritter von, redigirt den dramatiſchen

Almanach, welchen Brockhaus verlegt, und dessen dritter Jahrgang eben angekündigt wird.

Frankl, Ludwig August, in Geist und Streben mit Ebert innigst verwandt, theilt auch dessen Geschick, weniger rücksichtlich des Lesepublikums, als der Kritik. Er soll das Gedicht Don Juan bereits beendet haben. Die Erwartungen auf dieses Epos sind höchst gespannt, da der Stoff so interessant, und die Schönheit und Fülle der Sprache, die Gewandtheit in der Form, die Klarheit in den Bildern, der Wohlklang im Rhythmus, was seinen Colombo auszeichnet, hier eine romantische, lebendigere und vielgestaltige Grundlage bekommen. — Auch heißt es, daß die Skizzen aus Italien, welche zum Theil in der Wiener Zeitschrift für Mode abgedruckt waren, gesammelt erscheinen sollen.

Frohberg, Regina, hat nach langem Stillschweigen wieder einen Roman beendet. Man ist begierig, welcher Ton darin angeschlagen wird; da diese kluge und geistreiche Frau wohl die Ueberzeugung gewann, daß die Zeiten der sentiments, der Sentenzen, der Familiengeschichten passirt sind.

Grün, Anastasius, hat zum Vorwurf einer Dichtung die Begebenheiten des Pfaffen vom Kahlenberge; er war der Begleiter Herzogs Otto des Fröhlichen, oder des Rosenumkränzten, † 1339, welcher auf dem Kahlenberge residirte. Der Glatzkopf war eine Art Abraham a Santa Clara, und die Historie bewahrt manch treffliche Worte aus seinem Munde. — Er sammelt auch krainerische Volkslieder. — Graf Auersperg hat sich jetzt bei der Behörde als identisch mit A. Grün, und als Verf. der

mit dieser Pseudonyme erschienenen Schriften bekannt; — die Strafe, welche bei dem erstmaligen Uebertreten des Gesetzes besteht, setzt eine Pön von 25 Ducaten für jeden ohne Censur gedruckten Bogen fest. Diese wurde dahin ermäßigt, daß der Graf für Alles nur 25 Duc. Strafe zu erlegen hat; allein er hat dagegen recourrirt.

Halirsch, Friedrich Ludwig, † 1832 in Italien, hinterließ mehrere Manuscripte, welche nun J. G. Seidl herauszugeben gedenkt; sie enthalten Gedichte und Novellen. Halirsch gehörte ebenfalls zu jenen österr. Talenten, welche, durch die Verhältnisse niedergedrückt, keinen Namen, keine Popularität erringen können, und dadurch im Innersten erkranken und dahinsiechen. Er ist kaum von einigen gekannt und geschätzt, und hat doch trotz seiner Jugend, 30 Jahre, fast 10 Bände drucken lassen, viel Zerstreutes in Journalen und Taschenbüchern. Seidl, welcher vieles mit ihm gemeinschaftlich arbeitete und unter der Chiffre *Meta communis* ausgab, ist daher auch berechtigt zum Ordnen des Nachlasses, und erwirbt sich ein Verdienst durch die Herausgabe. Meister Tod, ein allegorisches Gedicht in 4 Gesängen, soll eine der sinnigsten poetischen Schöpfungen sein.

Halm, Friedrich, hat ein Trauerspiel, Imelda Lampertazzi zur Darstellung auf dem Hoftheater zu Wien eingereicht; die Erwartungen sind herabgestimmt, die Handlung soll Romeo und Julie, und König Enzio ähneln.

Hammer-Purgstall, Freih. v., läßt ein persisches Gedicht, Urtext nebst Uebersetzung drucken: Schebisteris Rosenflor des Geheimnisses, und widmet es dem

Schach von Persien, von dem er für die Uebertragung des Marc Aurel ins Persische den Sonnen- und Löwenorden erhielt. Interessant ist Dir wohl die Notiz, daß er blos das Diplom zugesandt bekam, und die Decoration selbst anfertigen lassen mußte.

Hilscher, Emanuel, war ebenfalls eines von jenen Talenten, welches auf anderem Boden die schönsten Früchte geboten hätte; zudem drückte ihn auch seine bürgerliche Stellung, er starb nemlich im 32sten Jahre zu Mailand als gemeiner Soldat, eben als er nach 14jähriger aktivem Dienst, die normale für alle Conscriptionspflichtigen in Oesterreich, seinen Abschied vom Militär erhalten sollte. Mit den empfänglichsten Sinnen für alles Schöne, mußte er in dieser sumpfigen Lage verwuchern; vielleicht wurde eben darum Byron sein Lieblingsdichter, von dem er Vieles, mit einem Anschmiegen, einem Wohllaut, einer Gewandtheit übersetzte wie noch Keiner in Deutschland. Pfizer und Zedlitz bleiben weit hinter ihm zurück. Er übersetzte auch aus dem Französ. und Italienischen, unter Anderem die sepolcri von Hugo Foscolo mit eben solcher Meisterschaft; dies und seine wenigen Original-Dichtungen, welche ihn aber den gefühlvollsten und vorzüglichsten Lyrikern Oesterreichs anreihen, sind in Journalen zerstreut, theils noch in der Schrift. Frankl hat die Herausgabe der ganzen Nachlassenschaft dieses unglücklichen Dichters angekündigt, und dies giebt die Gewährleistung, daß noch im Manuscripte viel Vortreffliches sich vorfand.

Jósika, Nicolaus, ist ein berühmter ungarischer Romanschriftsteller. Ohne originell zu sein, mischt er in seine Erzählungen einen ganz eigenthümlichen, magyarischen

Zug, baut auf dem Boden seines ergiebigen Vaterlandes, wirkt dessen historische Personen und Facta in die bunten Begebenheiten, und packt somit das Interesse seines Publikums. Er trachtet den noch minder cultivirten Ungarn faßlich zu schreiben, und wurde binnen Kurzem der Lieblingsautor des ganzen Volkes. Es sollen nun seine sämmtlichen Romane übersetzt erscheinen, da seine Abafi auch bei den deutschen Lesern Glück machte.

Kuranda, Ignaz, hat ein Trauerspiel, der Geschichte Englands entlehnt, geschrieben, welches Bühneneffekte haben soll.

Lenau, Nicolaus, hat die Albigenser zum Stoffe und Titel eines Epos gewählt; also wieder eine Kirchenspaltung, wo religiöse Themata zum Besprechen kommen. Wenn diesem trefflichen Dichter auch hierbei das Unglück passirt, wegen der Anklage des Pietismus einen so risiblen und impotenten Vertheidiger zu finden, wie bei Savonarola, so wird seine Beliebtheit, bei einem großen Theile des Publikums gefährdet, wie sein Ruf bei den kritischen Gewalthabern. — Nimbtsch von Strehlenau hat sich längst als Verfasser der mit Lenau unterzeichneten Schriften bekannt; allein neuerdings wird er von der Behörde deßhalb so angefochten, daß er sich zur Auswanderung entschlossen hat. Im nächsten Frühjahre reist er wieder nach Amerika, und wird dort seine Besitzung, welche er bei der ersten Anwesenheit ankaufte, selbst bebauen!!!

Müller, Caroline, die berühmte Schauspielerin hat ein Lustspiel geschrieben, ich weiß nicht, ob Original oder Uebersetzung.

Pannasch, Anton, dichtete eine Tragödie: Irrgänge

des Lebens. Der Bastard Rudolphs II., der auch in Spindlers Roman vorkommt, ist der Held des Dramas; Katholizism, Protestantism und Magnetism die Hebel der Handlung. Pannasch, auch als militärischer Schriftsteller bekannt — jetzt erscheint von ihm ein Werk über den Felddienst — hat noch immer wie ein Tiro zu kämpfen, um gerechte Anerkennung zu erlangen; obwohl sich sein bedeutendes Talent sowohl in Clemence Isaure als in Alboin vortheilhaft kund that.

Paoli, Betti, welche schnell einen Namen unter den Poeten erwarb, giebt die erste Sammlung ihrer Gedichte heraus, welche Anast. Grün gewidmet sind. Sie hat auch Novellen und französische Gedichte zum Drucke bereit, und ist eines der schönsten Talente.

Pichler, Caroline, schreibt ihre Memoiren, welche jedoch erst nach ihrem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen.

Prechtler, Otto, hat wieder einen Theil Gedichte angefertigt, und einen Operntext geschrieben.

Rappaport, Moritz, dessen Canzone, den Manen Goethes geweiht, sich durch Eleganz der Verse bei schwieriger Form, so wie durch Reichthum der Ideen und Klarheit der Darstellung auszeichnete, hat den Propheten Moses in einem Epos besungen. Unbestreitbar ist dieser alttestamentliche Heros ein zu allen Zeiten passendes und würdiges Thema, wenn sein Charakter sein Wollen und Wirken allseitig aufgefaßt wird.

Schumacher, Andreas, redigirt den zu Ostern auszugebenden öster. Musenalmanach. Es sollen herrliche Beiträge einglaufen sein, und darunter von einigen zum

Erstenmale debutirenden Dichtern, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Schurz, ein Schwager Lenau's, giebt Gedichte in den Druck; es wäre zu gratuliren, wenn auch der Geist verwandt ist.

Seidl, Johann Gabriel, hat wieder ein Volumen lyrischer Gedichte beisammen. Von den Dichtern, welche das verflossene Decennium in Oesterreich erzeugte, ist Seidl der ansehnlichste; vielleicht der Einzige dieser matten und seichten Periode, dem ein wahrhaft lyrisches Talent zu eigen. Allein, leicht war es damals über andere emporzuragen, jetzt ist es schwierig, wo über Nacht so herrliche Lyriker emporkeimen, Name und Ruf zu befestigen oder gar zu steigern. Seidl operirt nun durch vielseitiges Arbeiten, durch aller-Orten-Druckenlassen, sich im frischen Andenken des Publikums zu erhalten; er fertigt Massenweise Gedichte, schreibt Novellen, Mährchen, Sagen, Topographien ꝛc., redigirt Almanache und Kalender, und es soll mich wundern, wenn nicht einige dramatische Produkte in seinem Pulte oder bei einer Theater-Direktion liegen. Daß bei dieser Allschreiberei Flüchtigkeit und Flachheit die Oberhand gewinnen müssen, erweisen seine neuern Produktionen, welche weder durch Phantasie und Gemüthlichkeit, noch durch Schönheit der Verse, wie sonst excelliren; nur wenn er für ein auswärtiges Journal etwas bestimmt, wo er die Kritik und gefährliche Vergleiche vor Augen hat, da giebt sich noch der alte Schwung in geläutertem Geschmacke, die geübte Feder in Form und Ausdruck stattlich kund. Seine Prosa hat nie das Niveau gewöhnlicher Erzähler überragt.

Straube, Emanuel, rückt mit 2 Bänden Novellen an; er ist einer der wenigen guten Prosaisten unter den österr. Literaten.

Tschabuschnigg, Adolph Ritter von, hat dem Buchhändler Cotta einen Band Gedichte in Verlag gegeben. Das Schwanken und Umhertappen aller österr. Schöngeister macht sich leider auch bei diesem hoffnungsvollen Talente bemerkbar; ohne ein Vorurtheil begründen zu wollen, glaube ich diesem Schriftsteller viel eher und bedeutender seinen Wirkungskreis in der Erzählung als in der Lyrik anweisen zu können. Schon die Invention, die ihm am ergiebigsten unter den Erzählern Oesterreichs ausströmt, spricht dafür; so wie sein blüthenreicher, knapper Styl und seine vielfach an- und verfechtende Reflexion. Seine Tendenz ist modern, obwohl er gegen die jüngsten Bestrebungen mannigfach bavardirt, was aber bei einem Oesterreicher durchaus nicht reiner Erguß seiner Grundansicht. Er hat auch einen philosophischen Roman: Ironie des Lebens und ein dramatisches Gedicht: Till Eulenspiegel im Manuskripte liegen.

Vogl, Johann Nepomuk, hat wieder eine Ladung Balladen fertig gearbeitet, und zwar aus der ungarischen Geschichte. Ich kann diesem manierirten, abgeplatteten Balladenmacher um so weniger Geschmack abfinden, je öfter ich seiner Harfe begegne. Ohne Wärme, ohne Zartheit, ohne Schwung, ohne Idealität bringt er die Chronikgeschichten in correcte Verse; immer und ewig dieselbe Melodei. Bei Vogl ist die Sucht der Oesterreicher, deren Grund ich schon mehrfach angegeben habe, sich durch vieles und allerlei Produziren einen Namen zu erwerben,

am häßlichſten ausgebildet; kein Blättchen, wo nicht Vogl Balladen hineinarbeitet, und wo er dann natürlich als Honorar lobend recenſirt wird. Ich würde dieſen ſcharfen Tafel nicht ausſprechen, rügte er nicht den Mißbrauch wirklicher Befähigung.

Weigl, Joſeph Ferdinand, beabſichtigt die Herausgabe eines öſterr. Novellenalmanachs. So ſehr ein dergleichen Unternehmen an der Zeit iſt, und vielfach nüzzen könnte, um ſo mehr iſt dem genannten Herausgeber jede Befähigung dafür total abzuſprechen; ein ſolches Buch erfordert einen renommirten Namen an der Stirne, nicht blos, damit das Publikum vertrauend und fördernd entgegenkomme, ſondern damit ſich ſelbſt die ſchönſten Talente willig unterordnen und anſchmiegen, und bei den häufig zu gewärtigenden Anſtößen, ſeinen Winken und Rathſchlägen gerne Folge leiſten.

Wieſner, Adolph, hat ein Trauerſpiel: Ines de Castro geſchrieben, welches beſonders gelobt wird. Es iſt vorerſt zur Aufführung an der Wiener Hofbühne beſtimmt; da aber der bisher unbekannte Autor nicht ſo leicht zum Ziele gelangen dürfte, beſonders da es verlautet, daß Halm und Deinhardſtein denſelben Stoff bearbeiten wollen, ſo wäre es gerathen, das Stück anderswo aufs Theater zu bringen, oder es dem Drucke zu übergeben. Wie viele dramatiſche Dichter Oeſterreichs mögen durch ſolche Umſtände für immer im Dunkel bleiben?

Zedlitz, Joſeph Freih. v., begründet einen dramatiſchen Almanach. Man gewahrt oft, daß ſelbſt beſſere Talente ſich gerade in jenen Kreiſen belieben, wo ſie weder Beruf noch hinlänglichen Takt haben. Zedlitz zehrt als

Dramatiker die Zinsen sammt dem Kapitale des Rufes auf, den der Lyriker mit Recht erworben; selbst sein bestes Theaterstück, Kerker und Krone, ist kein gutes. Wenn er also das Taschenbuch mit eigenen Arbeiten füllen will, so steht der Literatur kein Gewinn bevor; sollte er blos redigiren wollen, so ist sehr zu bezweifeln, ob nicht nach den bekannten Vorfällen und Absichten des Barons, so stricte entgegen jenen zur Zeit des Erscheinens der Todtenkränze, Autoritäten Anstand nehmen werden, sich beizugesellen.

Du bemerkst aus diesen gesammelten Notizen, daß auch ferner die gebundene Rede und das Theater vorherrschen; sonstige Resultate aus allem Mitgetheilten magst Du selbst abstrahiren. Wünschest Du, so setze ich diese Uebersicht in zeitweiligen Briefen weiter fort, bei welchen Du aber keine größere Forderung stellen darfst, als was das Motto besagt: la vérité.

Oktober 1838.

Dein ꝛc.

Stephan Thurm.

Bücherschau.

1. Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation. Vierter Beitrag: 1) Ueber Erziehung zum Patriotismus. 2) Ueber deutsche Universitäten von **Dr. F. A. W. Diesterweg.** Essen, bei G. D. Bädeker 1838.

2. Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik von Dr. F. A. W. Diesterweg. II. Essen, bei G. D. Bädeker 1838. Die Aufregung, welche der Antrag zu einer Reformation der deutschen Universitäten hervorbrachte, ist ohne Folgen vorübergegangen, zum Beweise, daß dieselben eine größere Lebenskraft in sich bergen, als man ihnen zutraute, oder wenigstens, daß die Zeit noch nicht gekommen ist. Auch Herr Diesterweg, der Vorkämpfer der Universitätsgegner hat sich zur Ruhe begeben, jedoch ohne seine Ansichten zu ändern, denn noch immer formulirt er sein Glaubensbekenntniß dahin, daß unsere Universitäten zwar in objektiv-wissenschaftlicher Hinsicht Vieles leisteten, daß sie dagegen in subjektiv-methodischer Hinsicht eben so vieles zu wünschen übrig ließen, und daß ihre patriotische oder sittliche Einwirkung auf die Jugend gar nicht in Anschlag komme oder eher nachtheilig sei. Herr Diesterweg meint es offenbar gut, und es läßt sich nicht leugnen, er hat auch manche wunde Stelle getroffen, aber das war auch das ungleich Leichtere; vor Allem durfte er nicht erwarten, daß ein so altes und noch so fest in unserm ganzen Leben wurzelndes Institut von seiner dröhnenden Stimme zusammenstürzen würde, wenn er auch noch lauter Allarm geblasen hätte, als die Trompeten vor Jericho. Unterdeß tröstet er sich in der Erwartung besserer Zeiten mit der Ohnmacht der Gegenwart in positiver, gestaltender und aufbauender Hinsicht. Dann wirft er einen musternden Blick auf die leichtbeflügelten Pfeile und schweren Bolzen, die aus Zeitungsblättern, Literaturzeitungen, Brochüren auf ihn abgeschossen sind, und erklärt sich, Alles wohl erwogen, nicht für verwundet, nicht

einmal für getroffen. Herr Diesterweg hat sich offenbar durch den glücklichen Erfolg seiner Wirksamkeit als Seminar-Direktor verleiten lassen, die dort angewendete Methode für die einzig richtige und unter allen Umständen zweckmäßige Lehrmethode zu halten. Auch die Universitäten sollen sich zu seiner genetisch-heuristischen oder dialektisch-akroamatischen Methode, die er dann auch im Gegensatz zu der positiven, militärischen, doktrinellen, stabilen, katholischen Methode als die amerikanische bezeichnet, bequemen. Haben Sokrates und Plato denn vom Katheder herab gelehrt? fragt er; aber was folgt daraus? Auch die Göttinger Vorgänge zieht er herbei, um diejenigen, welche die Universitäten als die Bollwerke deutscher Freiheit, als Deutschlands Stolz und Ruhm ausgeschrien haben, zu schlagen. In Rothenkirchen ruft er ihnen zu, haben sich Eure Professoren, die Vertreter des Rechts und der Freiheit als geheime Hofräthe und geheime Justizräthe gezeigt, haben bewiesen, daß sie blos Männer des Worts sind. Warum will aber Herr Diesterweg das Beispiel der Sieben nur als ehrenwerthe Ausnahme betrachten, und sollte er wirklich glauben, es schlage nicht noch in mancher andern Professoren-Brust ein menschliches Herz?

In den Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik die zunächst durch einen Angriff Thiersch's in seinem Werke: „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien" veranlaßt wurden, finden wir Herrn Diesterweg auf seinem eigensten Terrain; er kämpft hier für seinen Heerd und seine Penaten. Dem hier ausgefochtenen Streite liegt ein weiter reichendes Interesse,

als das einer persönlichen Abwehr zu Grunde, denn es kömmt zugleich die Berechtigung einer freien individuellen, zeitgemäßen Bildung gegen die Eingriffe des abgelebten, verknöcherten Humanismus, oder besser Mechanismus zur Sprache. Herr Diesterweg ist ein demokratischer Pädagog, ein pädagogischer Bewegungsmann: er will Bewegung, weil Entwickelung, Entwickelung von innen heraus, organische, ungehemmte, Alles ohne Unterschied ergreifende Evolution. Herr Thiersch nennt ihn geradezu einen Volksverführer, einen Dämon der Erziehung und sieht in seiner dialektisch-mathematischen Methode die Wurzel alles Uebels, denn diese bilde statt christlicher Unterthanen, Halbwisser und unzufriedene Unterthanen, die statt dem Christenthum zum Trost, der Sophisterei der Zeit zum Raube gegeben würden. Dagegen weiß Thiersch kein anderes Heil für die Zeit und insbesondere für die Jugend als lateinische Sprache und classische Bildung, die schon darum dem modernen Geiste und Wesen widerstrebt, weil sie an eine fremde Sprache gebunden ist. Hingegen, wie gegen alle Pedanterei und zopfsteife Schultyrannei überhaupt, welche die Jugend um eine lebensfrohe, freithätige Entwickelung und die frische, freie Naturgewüchsigkeit bringe, erhebt sich Diesterweg aus aller Kraft; er will eine Bildung von innen heraus, eine Bildung, die auf die geschichtlich naturgemäße Entwickelung des Volks bedingt ist, mit einem Worte eine nationale, freie Bildung, kein leidendes Empfangen, keinen todten Mechanismus, keine geistlose Nachbeterei. „Thiersch schraubt uns zurück, ruft er aus, er will die Entwickelung, der wir uns 50 Jahre erfreuen, hemmen, uns von der Bahn des Fort-

schritts ablenken!" Auch die Pädagogik also ist in zwei feindliche Lager getheilt, und die Gegensätze, die das übrige Leben bewegen, machen sich auch hier geltend.

B.

3. Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. Von J. Ellendorf. Erster Band. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker 1838. Während fast alle neuere Geschichtschreiber des Papstthums, auch die protestantischen nicht ausgenommen, demselben nur mit scheuer Ehrfurcht genaht sind, und sich bewundernd in dem großartigen Bau der mittelalterigen Hierarchie ergingen, tritt uns hier eine ganz entgegengesetzte Auffassung entgegen, eine scharfe Polemik gegen das Wesen des Papstthums, eine Darstellung, welche die offene Tendenz an der Stirn trägt, den schönen Träumen der modernen Geschichtschreibung über diesen Gegenstand ein Ende zu machen und den verhüllenden Schleier zu lüften, um unter demselben die Wunden und Gebrechen der Hierarchie die fressenden Krebsschäden des Papstthums hervortreten zu lassen. Hieraus soll sich zugleich eine Apologie der Reformation ergeben, und aus der Geschichte der Vergangenheit die Nutzanwendung für die gegenwärtige Zeit, insbesondere aber für die Katholiken der Rheinlande gezogen werden, „daß die katholische Kirche sehr Unrecht habe, wenn sie sich gebährde, als habe sie nie ein Wasser getrübt, sich die alleinseligmachende nenne und darob den Streit mit der gemischten Ehe errege." Abgesehen von der Hineintragung eines fremden und äußerlichen Zwecks in eine geschichtliche Darstellung, scheint es denn doch, daß die Nothwendigkeit der Reformation schon aus dem Verfall des

Papstthums hätte nachgewiesen werden können, und daß es zu diesem Behufe überflüssig war, eine so großartige Erscheinung in ihrem ganzen Verlaufe als eine Nichtswürdigkeit und Gemeinheit zu brandmarken. In der That macht die unpartheiische Würdigung, welche die neuere Zeit derselben hat zu Theil werden lassen, eher ihrem Gerechtigkeitsgefühl Ehre, als der einseitige und maßlose Angriff des Verfassers für seinen historischen Sinn spricht. Daß er diesen zu entschuldigen die objektive Darstellung in der Geschichte als charakterlos und ihm nicht zusagend ablehnt, will doch auch nicht viel bedeuten, denn des Historikers erste Pflicht ist es doch, eine entfernte Periode nicht aus dem Lichte der Folgezeit zu betrachten, und ihre Bestrebungen mit keinem fremden Maßstabe zu messen. Der Kirche wird mit Recht ihre Verweltlichung entgegengehalten, aber es hätte doch auch für diese Umwandlung die Nothwendigkeit aufgezeigt werden können und müssen. Als die Kirche sich aus ihrer Unterdrückung und Verfolgung zum Siege und zur Herrschaft erhob, als die christliche Lehre nicht mehr in den Herzen weniger Bekenner lebte, sondern sich über die Erde verbreitete, mußte auch die Einfachheit der ersten Zeiten des Christenthums verschwinden und sich das Bedürfniß einer festen Organisation, einer äußern Gestaltung geltend machen. Hierin, in der Lage der Zeit, in dem was es der Zeit wurde, findet auch das Papstthum seine Begründung, und selbst das Primat der Päpste, die Gründung einer weltlichen Herrschaft ist nicht bloß, wie uns der Verfasser gern glauben machen möchte, aus gemeinen Motiven, aus niedern Leidenschaften hervorgegangen. In den Päpsten lebte ein

mehr oder minder deutliches Gefühl ihres weltgeschichtlichen Berufes, und mit bloßer Gemeinheit und gewöhnlichen Mitteln, ohne von einer großen Idee getragen zu werden, führt man kein so festes und allen Stürmen trotzendes Gebäude auf. Wenn der Verfasser aus den Briefen der Päpste Zacharias, Stephan, Paul, Hadrian, Leo u. s. w. an Pipin und Karl, die bisher zu einer Kritik der Tendenzen des Papstthums so gut wie gar nicht benutzt worden seien, die Bestrebungen jener Statthalter Gottes in ihrer ganzen Jämmerlichkeit und Gemeinheit hinzustellen hofft, so würde, wenn wir die erstere Behauptung auf sich beruhen lassen, eine solche Krittelei noch immer nicht gegen das Papstthum und die Hierarchie als geschichtliche Erscheinung, sondern nur gegen diesen oder jenen Papst sprechen. Die Päpste haben eine ganz andere Polemik zu bestehen gehabt, und wenn sie im Kampfe gegen Kaiser und Fürsten obsiegten, wenn im Conflicte zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt die erstere zerschellte, so hat doch wohl die Geschichte deutlich genug für die erstere das Gottesurtheil abgegeben. Die Karolinger wußten sehr wohl, was sie thaten, als sie die Statthalter Gottes in weltliche Herrschaft einsetzten. Die Anerkennung des Papstthums im Mittelalter und seiner weltgeschichtlichen Stellung schließt natürlich die Würdigung der Reformation nicht aus; aber ein Druck, den man nicht fühlt, ist keiner, und erst als die Zeit sich des Druckes und des Despotismus bewußt wurde, schüttelte sie ihn ab. — Der erste Band umfaßt die Begründung und erste Ausbildung der Hierarchie und des Papstthums im achten und neunten Jahrhundert; damals soll der Grund zu dem Ver-

derbnisse, das die Kirche im sechzehnten Jahrhunderte traf, gelegt worden sein, ja, schon zur Zeit der Völkerwanderung soll die Fülle der Lebenskraft längst aus der Kirche entwichen gewesen sein!

4. Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury. Eine Epistel an J. Görres von J. Ellendorf. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1839. Abgesehen von der anderweitigen Folgewichtigkeit der Kölner Vorgänge, haben dieselben auch den Verschluß unter welchem sonst die öffentliche Meinung in Deutschland gehalten wird, einigermaßen gesprengt und die freie Discussion über öffentliche Angelegenheit aus den geöffneten Schleusen ungehemmt hervorfluthen lassen. Auch dem Katholicismus ist dieß Ereigniß zu Statten gekommen; es hat ihn für einen Augenblick aus seiner Stagnation aufgerissen und den erstarrten Körper mit einem elektrischen Rucke durchbebt; es hat gezeigt, daß er noch eine größere Lebenskraft in sich berge, als man ihm gemeiniglich zutraut, obwohl eine mindere, als er selbst glauben mochte. Indem jedoch die einzelne Thatsache sich alsbald als das Untergeordnete, als die bloße Veranlassung eines nothwendig gewordenen Conflicts erwies, und die Frage so ziemlich ganz auf das Feld der Principien hinübergespielt wurde, gerieth er wieder in Nachtheil; wie wollte auch er, der nicht über die Autorität und die festen Voraussetzungen hinauskam, sich mit dem freiforschenden und entwickelungslustigen Protestantismus messen! So fiel auch Görres keine andere Rolle zu, als die eines Advokaten, der die Sache, welche er einmal führt, in das möglichst günstige Licht zu setzen sucht und weder rhetorische

Kunststücke noch gleißende Sophismen verschmäht. Unter den zahllosen Schriften, die wie Pilze auf Veranlassung des „Athanasius" als Sendschreiben und Episteln an Görres aufgeschossen sind, mag man der gegenwärtigen einige Beachtung schenken, weil sie die Stimme eines Katholiken enthält. Keines Römisch-Katholischen, sondern eines Katholiken, der sich den hierarchischen Ansprüchen auf's Entscheidenste abhold zeigt, und der sich in dem Conflicte zwischen dem Staate und den Usurpationen der Kirche unbedenklich auf die Seite des erstern stellt. Zur Widerlegung des „Athanasius" und zur Bekämpfung der kirchlichen Anmaßungen hält er den geschichtlichen Standpunkt für den geeignetsten, d. h. wir müssen einen Cursus der Kirchengeschichte durchmachen. Alle Gräuel der Hierarchie, alle Usurpationen der Päpste, alle Schlachtopfer des geistlichen Despotismus, Albigenser, Waldenser und Stedinger, alle Opponenten gegen das Papstthum werden herbeicitirt, um Bundesgenossen in dem gegenwärtigen Streite abzugeben. Das genügt indeß noch nicht, sondern es werden auch alle Jesuiten, Missionsprediger und das sonstige Bekehrungsgesindel zusammengetrieben und wie die Füchse der Philister mit zusammengebundenen Schwänzen in das Blachfeld der Römischen Kirche gescheucht. Wenn nun auch ein Rückblick auf die Vergangenheit eines so mächtigen Instituts immer sein Gutes haben mag, so scheint er uns doch für die vorliegende Streitfrage weniger wichtig, und es kömmt wohl weniger darauf an, die Kehrseite der Hierarchie hervorzuheben und ihr die glänzende Hülle, mit der sie frühere Jahrhunderte schmückten, abzustreifen, als sie in ihrer jetzigen Gestalt im Widerspruche mit den Be-

Digitized by Google

ſtrebungen und Bedürfniſſen der Zeit hinzuſtellen; und ihre erfolgloſen Reaktionen abzuwehren. Die Zeit der Hierarchie iſt vorüber, aber ſie war einmal da, und das iſt hier gänzlich überſehen; auch der Katholicismus ſtand einſt an der Spitze der Bewegung und die Kirche repräſentirte einſt die Freiheit und den Fortſchritt. Das hat ſich freilich geändert und jetzt iſt der ſtarre Katholicismus der Görres'ſche Knochenmann, denn was iſt der Knochenmann anders, als ein Gerippe ohne Leben, als eine Form, aus welcher der Geiſt entwichen iſt? Wo der Verfaſſer ſich zu Görres wendet, betrachtet er ihn als eine dämoniſche Erſcheinung, als eine glänzende Schlange, die dreimal ihre Haut gewechſelt hat, im Grunde aber immer dieſelbe Geſtalt, heute kirchlicher Revolutionnair, wie geſtern politiſcher, der bloß um zeitgemäß zu bleiben die Jakobinermütze mit der Kapuze vertauſcht und auch jetzt noch im Schaafsgewande zu Aufruhr und Umſturz durch ſeine verführeriſchen Redekünſte reizt. In dieſen iſt er freilich ſeinem Antagoniſten ſehr überlegen, obgleich derſelbe auch etwas für ſich hat, nämlich, wenn wir die geſchichtlichen Belege übergehn, die Kraft der Wahrheit; mit dieſer hätte er ſich aber auch begnügen ſollen, ohne zu beſchimpfenden und degradirenden Ausdrücken ſeine Zuflucht zu nehmen.

5. Der **novus codex diplomaticus Brandenburgensis** oder Geſchichte der Städte, Klöſter und geiſtlichen Stiftungen, adlicher Familien, Burgen und Schlöſſer der Mark Brandenburg, bearbeitet und durch eine Sammlung neu aufgefundener Urkunden erläutert von **Dr. A. F. Riedel.** (Berlin, bei Morin)

kann als eine erfreuliche Bestätigung der regen Theilnahme für vaterländische Geschichte und Alterthümer, die sich auch schon in der vor Kurzem erfolgten Stiftung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg kund gegeben hat, angesehn werden. Derselbe hat sich die doppelte Aufgabe gestellt, sowohl durch Mittheilung noch ungedruckter Urkunden, — und insofern schließt er sich an die Sammlungen von Gercken und W. v. Raumer — dem Geschichtsforscher neue Hülfsmittel an die Hand zu geben, als auch das Interesse für vaterländische Geschichte in einem weitern Kreise zu verbreiten. Für den letztern Zweck hat der Herausgeber besonders in den Einleitungen zu wirken gesucht, welche den einzelnen Urkundenabschnitten vorangehen, und welche die Hauptmomente aus der Geschichte der bedeutenderen Orte und der bedeutendsten adligen Familien zusammenfassen sollen; so wird dem Werke wenigstens in gewissen Kreisen ein größeres Interesse gesichert. Wenn schon der Sammler den Verlust mancher werthvollen Hinterlassenschaft des Alterthums zu bedauern hat, so ist die Ausbeute dennoch immer reich genug ausgefallen. Die erste Lieferung des ersten Bandes umfaßt die mit Urkunden begleitete Geschichte der Stadt und des Domes Havelberg und der Stadt Perleberg.

6. Die Pilger der Elbe. Von L. Mühlbach. Mit 4 Stahlstichen. Altona, Hammerich. — Dieses neue Buch der Verfasserin des Romans: Erste und letzte Liebe, den wir in einem unserer früheren Hefte anzeigten, erfreut sich einer prachtvollen Ausstattung. Die hinzugegebenen Stahlstiche, englische Arbeit, welche die

schönsten Partien der sächsischen Schweiz: Bielergrund, König- und Lilienstein, Pirna und Hirmskretschen darstellen, sind zum Theil meisterhaft und von wahrem Kunstwerth. Nicht minder anmuthig zeigt es sich, an der Hand der sinnreichen und vielseitig gebildeten Verfasserin diese freundliche Romantik unsres deutschen Vaterlandes zu durchwandern. Sie bietet in diesen Schilderungen, Erzählungen und Gesprächen, die sich in bunter Reihe durcheinanderflechten, manches Unterhaltende und Interessante, aber auch vieles Flüchtige und Unüberlegte, das ihr aus zu rascher Feder geflossen. In innerlichen Gefühlsmalereien ist die Verfasserin besonders stark und findet in einfacher und natürlicher Sprache doch den schlagendsten Ausdruck dafür. Ihre eigene Lebhaftigkeit in der Darstellung zu mäßigen, dürfte die erste Kunstgränze sein, in die sich ihr schönbewegtes Naturell zu fügen hat. Ein liebenswürdiges Gemüth und ein richtiger Blick in das Leben der Zeit sind die besten Vorzüge, die man an den bisherigen Arbeiten der Verfasserin hat wahrnehmen können, und diese verbürgen zugleich ein Fortschreiten ihres Strebens in der Sphäre, die sie sich erwählt hat. —

7. Novellen und Skizzen von Theodor Mügge. Drei Bände. Berlin, Alexander Duncker. — Th. Mügge bietet uns hier eine Fruchtlese aus den letzten Jahren seiner novellistischen Thätigkeit. Er erweist sich in allen seinen Darstellungen als einen sehr gesunden und unverkümmerten Schriftsteller, und hat unter allen jüngeren Literaten offenbar das meiste Talent, populär zu sein, weshalb ihm die Aufgabe zugefallen scheint, die Ideen der Zeit, denen er keineswegs fremd geblieben, in

die größere und materiellere Masse der Lesewelt zu vertreiben. In dieser Weise hat er in seinen größeren Romanen oft Ausgezeichnetes geleistet. Seine kleineren Novellen und Skizzen, unter denen die vorliegenden mit zu seinen besten gehören, sind mehr der Unterhaltung eines gemischten Publikums bestimmt, und haben namentlich, wo sie auf Schilderung von gegebenen Localzuständen und Reiseanschauungen beruhen, ein besonderes Interesse. Als locales Genrebild gehört im 1. Bde. dieser Sammlung die Skizze: „die Spanier in London" zu den lebensvollsten und ausgezeichnetsten Darstellungen auf diesem beliebten Gebiet der neuesten Literatur. Denselben Reiz haben die „Streifzüge durch Belgien", obwohl sie flüchtiger hingeworfen sind. Die Novellen zeigen sich hier meistentheils als leichtere, dem Augenblick dienende Compositionen, doch ist in allen etwas, was wir besonders heutzutage als einen großen Vorzug rühmen müssen, nämlich ein gesunder praktischer Blick und offene freie Anschauung der Lebensverhältnisse.

8. Reise in den südlichen Theilen von Neu-Griechenland. Beiträge zur Charakteristik dieses Landes. In Briefen von **E. M. Friedrichsthal.** Leipzig 1838. W. Engelmann. Unter den vielfachen Beschreibungen und Beurtheilungen, welche Griechenland gefunden hat, seitdem es durch seine politische Wiedergeburt aus dem Dunkel der Barbarei und Vergessenheit hervorgetreten und in den Kreis der europäischen Staatenfamilie aufgenommen ist, kann die gegenwärtige zwar nicht auf den Ruhm Anspruch machen, ein abgerundetes und vollständiges Charakterbild des jun-

gen Landes zu geben; indeß enthält sie doch viele interessante Andeutungen und Einzelnheiten. Die Reise nach Griechenland war der erste Ausflug des Verfassers und so müssen wir uns, da ihm der vergleichende Maßstab fehlte, eher auf eine scharfe und einseitige Beurtheilung als auf eine ruhige und alle Umstände besonnen erwägende Würdigung der gegenwärtigen Zustände gefaßt machen. Dieß hat indeß nichts zu sagen, denn einem Lande, wo Alles noch im Entstehen und Werden begriffen ist, muß eine dreiste Hervorkehrung seiner Schattenseiten willkommner als eine schmeichlerische Vertünchung seiner Gebrechen sein. In die Anklagen, welche von vielen Seiten her gegen die baiersche Regierung des Landes laut geworden sind, stimmt der Verfasser aus vollem Herzen ein, ohne die Nothwendigkeit einer fremden und über dem Getriebe der Parteien stehenden ordnenden Gewalt für das neue Land anzuerkennen. Mit Recht ist dem Rückblicke auf die Denkmäler der Vergangenheit neben der Schilderung der Gegenwart ein bedeutender Raum zugestanden worden. In einem Anhange findet sich eine Uebersicht der griechischen Flora.

Aeußerungen, die noch vor zwei Jahren kein Bedenken erweckten. Selbst die zahlreichen aufgeklärten Katholiken fühlen sich dadurch etwas beengt; es ist wohl nicht immer das religiöse Bedenken, das gerade sie beunruhigt, aber es ist das dunkle Gefühl einer Beeinträchtigung ihrer geistigen Freiheit. Obendrein berührt die Sache sich mit der der evangelischen Separatisten, die leider noch immer auszuwandern fortfahren, denn bei beiden handelt es sich um das Recht des Staates in Glaubenssachen. Kein Zweifel ist, daß je mehr die Regierung in der kirchlichen Angelegenheit zu zögern scheint, desto schwankender die Urtheile der Einzelnen werden. Gerade in dieser Sache ist die dem schlesischen Volkscharakter angeborene Mäßigung, jene so oft bespöttelte Gutmüthigkeit von großer Wichtigkeit. Toleranz ist schwerer, wo das Blut heftiger in den Adern rollt, was z. B. schon in den slavischen Nachbarländern sich deutlich zeigt.

Neuigkeiten von nur speciellem Interesse, die freilich der gesellschaftliche Müssiggang zu allgemeinen erhebt, giebt es genug, ohne daß wir, nach Art mancher Correspondenten, sie hier eines Platzes würdig, erklären können. Zum öffentlichen Feste ist das Schillerfest herangereift, das in der Gesinnung des gebildeten Schlesiers wurzelt. Schiller ist geliebt, für Goethe möchte schwerlich gleiche Theilnahme sich gewinnen lassen. Hatte man doch bei Gelegenheit eines klar und einsichtig geschriebenen Schulprogramms des Director Schönborn „über Goethes Faust" Gelegenheit genug, jene immer einseitige Vorliebe aussprechen zu hören. Nun, wenn nur eben irgend ein geistiges Interesse sich der Menge bemächtigt, so ist dies schon dankenswerth. Bei dem letzten Schillerfeste erwies Dr. Schön sich als geübter Redner und Hoffmann wieder als humoristischer Improvisator. Für jene in Hamburg lebende unbekannte Wittwe, die Schillers erste Liebe geweckt haben soll, wurde dabei zufolge der öffentlichen Aufforderungen gesammelt. — Für wissenschaftliche Vorträge fängt das Publikum der gebildeten Stände ebenfalls an sich minder gleichgültig zu zeigen, als sonst wohl der Fall war. Die Versammlungen der naturwissenschaftlichen und historischen Section in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, einem nach vielen Seiten hin thätigen Vereine, sind zahlreich besucht. Nachdem früher Dr. Kahlert bei Vorlesungen über deutsche Literatur die Theilnahme auch der Damenwelt gefunden hatte, gelingt dies bereits dem Geschichtsmaler Herrmann bei Vorträgen über die Geschichte der Kunst, die er durch Vorzeigung seiner trefflichen Sammlung von Zeichnungen doppelt lehrreich macht. Daß eine öffentliche Rede des Geheimen Medicinalraths Wendt den Zorn der Homöopathen, und die des jetzigen Rektors der Universität

Otto zu Gunsten des Studiums der Naturwissenschaften einige Unzufriedenheit der Gelehrten anderer Fächer erweckt hat, dies sind Ruhestörungen, welche man sich um so lieber gefallen lassen mag, als sonst die gesellschaftliche Unterhaltung Breslaus gar zu geneigt ist, allein dabei stehen zu bleiben, ob etwa der jetzige Theaterpächter auch die Pacht des neuen Theatergebäudes erhalten, und ob der Wiener Strauß der Einladung, in dieser Saison im hiesigen Krollschen Wintergarten Concerte zu geben, Folge leisten wird? α.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Digitized by Google

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Zweites Heft.

Neue Novelle von Biernatzki!

Von dem Prediger **Biernatzki**, dessen frühere Novellen nicht allein in Deutschland günstig aufgenommen, sondern auch gleich ins Englische, Holländische und Dänische übersetzt worden sind,

— gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller! —

ist soeben eine dritte Novelle erschienen, mit dem Titel:

Der braune Knabe

oder

die Gemeinden in der Zerstreuung.

Novelle

von

J. C. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich, geh. 2¾ Rth.

Biernatzki's Novellen haben einen großen Kreis von Lesern sich erworben, und sein Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt. Der „braune Knabe" greift lebhaft ein in die gegenwärtigen Verhältnisse, und ist vom **höchsten** Interesse für jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerksamkeit schenkt!

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz u. s. w., haben den „braunen Knaben" vorräthig.

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Zweiter Jahrgang.

Zweites Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniſs.

I. Volksfeſte und Volksgeſang in Schwaben. . . . . . S. 1

II. Die Prinzeſſin. Ein Lebensbild von d. F. v. W. . . . . = 45

III. Puſchkin's letzte Stunden. Von Baſil Shukowski. . . . . = 115

IV. Vorſchläge zu einem Wiſſenſchafts-Verein. Von M. Veit. . . . . = 134

V. Vorgänge und Zuſtände der Schweiz. Vierter Artikel. (Von Dr. Troxler.) . . = 146

VI. Rotteck und Welcker. Eine Skizze von Th. Mundt. . . . . = 158

VII. Blüthe und Verfall der chriſtlichen Malerei in Italien. Von Julius Moſen. . . . . = 178

VIII. Oeſterreichiſches Culturleben. 1. Die Geiſtlichkeit. 2. Das Schulweſen. 3. Die Ariſtokratie. Von F. E. P. . . = 194

IX. Feierabende. Betrachtungen von H. Koenig. . . . . = 213

X. Literaturblätter.

1. Berichte über die neueste ungarische Literatur. Erster Artikel. . S. 238

2. Hegel und Schubarth. Von Dr. B. = 245

3. Literarische Notizen. (Uhland. — Gentz und das Princip der Genußsucht. — Ansicht von deutscher Philosophie in der Schweiz.) . . . . . = 251

XI. Correspondenzblätter.

Aus Zürich. . . . . . = 256

Von der russischen Gränze. . . . = 263

Aus Wien. (Erklärung von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.) . . . = 269

II.

Volksfeste und Volksgesang in Schwaben.

1.

Das schwäbische Volksfest.

Je weniger gekannt, desto mehr verkannt — wer mußte das mehr erfahren als der Schwabe? Entfernt von dem Markte des großen Völkerlebens, abseits von den Bahnen, auf denen die Welt ihre Zugvögel sich kreuzen läßt, lebt das schwäbische Volk ein enggeschlossenes, innerliches Leben, dessen Offenbarungen nur stoßweise jenseits der Berge sich vernehmen lassen, dessen Wechsel-Verkehr im Innern selbst sich nur spärlich über die gemüthlichen Bezüge erhebt. Darum ist dieser Natur auch so schwer beizukommen, sie bietet nicht die Handhaben dar, zu denen ein entwickelteres Leben seine tausend Beziehungen und Verhältnisse auszuschleifen weiß; sie kommt nicht mit dem leichten, Weltgewandten Geschicke entgegen, das die Beobachtung erleichtert, die Anschließung ermuntert, den Verkehr belebt und erhält. Desto reicher aber auch der Genuß, den die Vertiefung dieser verschlossenen Innerlichkeit gewährt.

Wie das Land, so die Natur. Nirgends eine Fläche, in der sich der Blick bequem auf ebener Bahn verlieren dürfte, und wenn auch ein munteres Wasser da und dort die grünende blühende Ebene vor sich hergießt, so ist es nur, um alsbald Aug' und Sinn in die ahnungsreichen Spalten und Klüfte zurückzulenken, aus denen so munter der Knabe vom Berge hervorgesprungen; in die Spalten und Klüfte, welche hier vom Schimmer grotesker Stalaktiten erglänzen, dort in den Gängen des Urgesteins ihre Metalle sprossen lassen; welche hier ihre Gänge mit dunkeln Tannen umfloren oder mit saftigen Buchen belauben, dort mit Obst und Wein bekränzen und überall frische und kräftige, tiefe und innige Gemüther umschließen.

So schwer es auch ging, so hatte ich mich doch seit einer Reihe von Jahren eingelebt in diese einfache, gediegene Natur und mit steigendem Vergnügen suchte ich ihre Bethätigung bis in die einzelnsten Verhältnisse und Beziehungen zu verfolgen. Für die Oeffentlichkeit, für die Welt, für den Markt des socialen Lebens, das ward mir bald klar, ist dieses Volk nicht geschaffen, es ist zu sehr an die Scholle gebannt, zu sehr ist für jede Stunde der Arbeiter im Weinberge in Anspruch genommen, als daß Raum und Zeit sich für eine freiere Bewegung erweiterte. Und tummelt sich auch hie und da in gewohnter Eile das Triebwerk moderner Industrie, ja steigt selbst der modernste Dampf aus dem Kamine einer Fabrik hervor — im Ganzen verhält sich das Land passiv gegen diese Kultur; es behält sein Korn und Obst, seine Wälder und Weinberge und baut sie sorgsam und wohl auch mehr und mehr auf rationelle Weise im Schweiße des Angesichts zu wenn nicht immer spärlichem,

Digitized by Google

doch mäßigem Gewinne. Dafür aber bleibt Körper und Geist gesund und frisch, und Haus und Familie in alter Traulichkeit und Treuherzigkeit beisammen.

Das schwäbische Volksleben ist wesentlich Familienleben; der Feldbau, oder rationeller: die Landwirthschaft ist seine Bethätigung.

Demgemäß sind es auch ländliche Feste, an denen der Schwabe die Freude des Jahres genießt und das mühselige Dasein auf Augenblicke in die freiere Region der Lust und Heiterkeit rückt. Und diese Feste selber sind ihrem eigensten Wesen nach Familienfeste. Mehr oder weniger allgemein bietet der Frühling, der Sommer, der Herbst solche Tage, an denen dieses gemüthliche Stilleben seiner selbst froh werden und wohl auch zu einem kleinen Lärm und Taumel sich erheben mag.

Im Frühling ist es der liebe Mai, der die Kinder auf die blumigen Auen hinausführt, wo ihrer eine freundliche Spende aus öffentlichem Schatze harrt und aus dem Familienkorbe das Beste, was Küche und Keller zu bieten vermag. Die stillern Mädchen, geputzt und bekränzt, singend und trillernd voran, die Knaben, der Schule ledig, froh und ungestüm mit Maien in der Hand einherstürmend; Lehrer und Seelsorger zur Seite und an der Spitze; Predigten und Reden nicht vergessen: so zieht Alles, was gehen und nicht gehen kann, Alt und Jung unter Musik und Glockengeläute erst in die Kirche und dann auf den Rasen. Und während das junge Volk sich an dem seltenen Genusse letzt, und auf Carousſel und Schaukel sich tummelt, thut eine Familie sich mit der andern zusammen, packt die Körbe

aus, ladet Freunde und Gäste ein und läßt sich's unter dem Schatten der Linde in gemüthlichem Wechselgenusse empfangend und mittheilend gar selig behagen, bis die sinkende Sonne zum Aufbruche mahnt, wenn nicht schon vorher ein unseliger Regenguß Wein und Lust verdorben hat.

Das Maienfest wird vorzugsweise in den Städten gefeiert, welche sich so immer wieder mit dem Leben des Volkes und Landes vermitteln. Ein ländliches Familienfest ganz eigener Art, specifisch schwäbisch, ein Typus hiesiger Socialität. Bekannte, Freunde, Verwandte vereinigen sich; wer innerhalb des Kreises steht, und sei es ein Vetter im 99sten Gliede, darf sich des glücklichsten Beieinanderseins versichern, wer aber keinen Anknüpfungspunkt findet — was bei einem Einheimischen ein Wunder ist, denn wer fände an dem weiten Verwandtschaftshimmel nicht irgendwo das Zeichen einer Vetterschaft heraus? — der mag ruhig mit seinen Betrachtungen an diesem Leben vorübergehen. Das leichte, gesellige Herüber und Hinüber von Bekanntem zu Unbekanntem, ein zuvorkommendes Anschließen findet sich nicht. Es bleibt beim häuslichen Kreise; aber wem es gelungen ist, in denselben einzudringen, darf sich auch der freundlichsten, gastlichsten Aufnahme erfreuen.

Nicht anders ist es an dem andern, allgemeinern Jahresfeste, dem „Herbste." Er ist das eigentlich schwäbische Volksfest, an dem sich Stadt und Land, Hoch und Nieder zum lauten Reigen vereinigt. Die lange Mühe eines Jahres soll da genossen werden und zwar nicht in beschaulicher Muße, sondern im lebendigsten Treiben, in zum Theil angestrengter Beschäftigung, in saurer Mühe, deren Versüßung

dann auch nahe genug liegt, wenn der schäumende Most seine Strahlen von allen Seiten entgegenspritzt.

Da ist zumal das Unterland, besonders um Heilbronn, voll Jubel und Lust — da regen sich die Füße, da thauen die Kehlen auf, da knallt das Geschütz, springen die Raketen, wirbeln die Schwärmer, leuchten die Fackeln, ertönt Musik und Gesang zum nächtlichen Heimzug und erfüllt Erde und Himmel mit rauschendem Taumel. Diese trockenen, gesetzten Schwaben, wie elastisch springen sie auf, wie öffnet sich Mund und Herz, Haus und Feld, Faß und Heerd, um alles Liebe und Gastliche freudig zu geben und zu nehmen! Das hat ihnen Bacchus angethan, daß sie sich so unbedingt und ohne Vorbehalt Tage, ja Wochenlang dem Strudel einer heitern Sinnlichkeit hingeben und der Außenwelt sich erschließen. Doch weder zu lange noch zu toll währt das Spiel. Nie strömt das innerlich gefestete Bewußtsein in jenen bacchantischen Taumel über, zu dem beweglichere Naturen, katholische, namentlich südliche Zonen sich entäußern müssen. Eine tiefgegründete, althergebrachte Gesittung läßt den Zügel nie ganz schießen und der stets an sich haltende, verständige Sinn temperirt auch hier das wallende Blut zu inniger, gemüthlicher Traulichkeit. Diese waltet vor und findet ihre Pflege in dem familiären Bewußtsein, das sich auch auf diese Feier überträgt. Familie wird zu Familie, Verwandte und Freunde, Vettern und Basen werden gegenseitig eingeladen und auch so das ländliche Fest im Sinne sorglicher und herzlicher Häuslichkeit gefeiert. Oder ein solider Kreis erkauft den Ertrag eines Weinbergs und leert ihn unter Musik, Gesang und Tanz zu augenblicklichem Genuß. Dies sind die sogenannten allgemeinen Herbste,

Digitized by Google

in denen das partikuläre, auf sich ruhende Bewußtsein sich wenigstens zu der Allgemeinheit einer mehr oder weniger geschlossenen Gesellschaft erweitert....

Partikulär ist das Fest ohnehin für Schwaben. Denn was hat die Alb, die Filder, das Oberland, der Schwarzwald vom Herbste? Nun, auch sie entschädigen sich.

Diese bergigen Gegenden nähren auf ihren Triften und Hängen treffliche Heerden und selbst vom Unterlande „fahren" die Schäfer zur halbjährigen Weide auf die Berge. Der Schäferlauf ist ihr Fest. — An schönen Sommerfeiertagen sammeln sich die Zunftgenossen und da laufen die jüngern mit ihren Mädchen um die Wette nach dem bestimmten Ziele. Der Preis, das schönste Exemplar der Heerden steht bunt geschmückt im Kreise und fällt dem Schnellsten zu. Tücher und andere Kleinigkeiten erhalten die Uebrigen. Die derben Schönen, welche in ihrer leichten Kleidung, gewöhnlich nur mit doppelter Schürze umhangen, zur Abwechslung mit einem Gefäße voll Wasser auf dem Kopfe, oder über eingelegte Hindernisse rasch und keck die Bahn herunter rennen, werden natürlich mit emsigen Augen und Augengläsern verfolgt und Gelächter und Beifall wird dem Glück und Unglück oder wo sonst der Zufall hervorsieht, in reichlichem Maße zu Theil. Nach geendigtem Laufe geht's, den triumphirenden Sieger voran, zu Tanz und Gelag, und Gäste und Zuschauer suchen jeder in seiner Art dem freundlichen Gotte zu huldigen. Wildbad, Markgröningen, Urach feiern regelmäßig dieses idyllische Fest, das, seit Jahrhunderten bestehend, in der That den Charakter eines wirklichen Volksfestes hat.

Das war ja das Wesen der alten Volksfeste, daß ein

Jeder sein Eigenstes dem Gott der Freude brachte. An diesen Tagen erhob sich der Einzelne über den Beruf, dem sein Leben gewidmet war, nicht um ihn im modernen Fracke vornehm abzuwerfen, sondern um die Kunst in freier Uebung, abgelöst von dem Bedürfnisse des Augenblicks, von dem Zwecke und Nutzen des laufenden Geschäftes, von dem Erwerb des täglichen Brodes zum Gegenstand des reinen Genusses zu machen. Hier sollte sich die Meisterschaft bewähren, die Mühe ihren Lohn unmittelbar hinnehmen; die Siegstrophäe hauchte dem ganzen Treiben für das ganze Jahr, ja für das ganze Leben einen geistigern, ideellen Gehalt ein. Der Einzelne sah sich in dieser Umgebung als Glied einer Gesammtheit, deren Bewußtsein sich für gewöhnlich in die Einzelheit der Zwecke zersplitterte. Diese Gesammtheit war eine vielgegliederte, Jeder gehörte zunächst seiner Gilde an und hatte von ihr zu nehmen Ehre um Ehre, Lust um Lust. Aber jede Innung schloß sich nach allen Seiten an verwandte an und selbst der Gegensatz — künstlich oder natürlich — trug zur Erhöhung des Selbst- und Gemeingefühles bei. Wenn sich so das einzelne Bewußtsein durch eine ununterbrochene Kette zu einem eigentlich nationalen Bewußtsein vertiefte und abrundete, so bedurfte es nur noch der religiösen Weihe, die ein gemeinsamer noch nicht verstörter und gebrochener Glaube bot, um ein Gesammtgefühl, eine Substanzialität des Bewußtseins zu bilden, welches dem Einzelnen Freude und Befriedigung, dem Ganzen Halt und Stärke gab, daß im Himmel und auf Erden ein Wohlgefallen war. So war es in dem alten Griechenland, so in dem feudalen und bürgerlichen Mittelalter, so ist es zum Theil noch jetzt in den Gegenden, Län-

dern und Städten, welche sich ein innerlich ungebrochenes Bewußtsein zu erhalten wußten.

Um dem vollen Begriffe des Volksfestes zu entsprechen, ist freilich auch der schwäbische Schäferlauf zu partikulär: es können sich zu wenige — Gegenden und Menschen — dabei betheiligen, als daß er in Wahrheit einen Volksfestlichen Mittelpunkt gewährte.... Ob das Kannstadter Fest ihn bietet?

Es ist der 27ste September; der Geburtstag des allgemein verehrten Königs wird im ganzen Lande Morgens durch Predigt, Mittags durch Toaste, Abends auf den „Königsbällen" gefeiert. Das Wetter ist heiter, beständig, die Weinlese in der Nähe, das Obst meist schon geärntet, allenthalben regt und bewegt sich's zu frohem Genuß. Und morgen ist das Volksfest. Morgen ist's Volksfest — der Beamte ertheilt keine Audienz; morgen ist's Volksfest — der Handwerker legt das Geschäft bei Seite; morgen ist's Volksfest — der Bauer zieht den Sonntagsrock an, wenn er einen hat. „Morge isch't's Volksfescht, ganget Se au nan?" fragt eine naive Eßlingerin den Reisenden — warum nicht, gehen wir hin!

Und so verlassen wir an dem schönen Herbstmorgen die freundliche Stadt, tausend Abschiedsgrüße der gothischen Liebfrauenkirche mit ihrem zierlichen Thurme zurückwinkend. Der Weg nach dem einige Stunden entfernten Kannstadt könnte nicht schöner sein. Rechts steigen unmittelbar von der Straße die Weinberge auf, so weit nur das Auge reicht; zur Linken kräuselt der Neckar seine grünen Wellen hinab, jenseits schließt sich das Thal mit einem Waldgekrönten Hange; wir selbst schreiten von einem ansehnlichen Orte

Digitized by Google

zum andern wie durch einen Obstgarten. — Die Wege sind voll Wallfahrer, alle mehr oder weniger festlich geschmückt, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß. Und alle Zugänge bringen solche Schaaren nach Kannstadt, mindestens sechs Stunden im Umkreise entleeren sich Städte und Dörfer, um ihre Bewohner zum Feste zu schicken. Dennoch dürfen natürlich die Maßstäbe an die Umgebungen des immerhin kleinen Stuttgart nicht zu groß angelegt werden — es läßt sich noch immer Alles übersehen, wo das ganze Land etwa so viel Einwohner zählt wie London. — Schon unterwegs übrigens bemerke ich des eigentlichen Volkes so wenig; hier arbeitet es ruhig im Weinberge, dort werden Obstbäume geleert, überall sieht man die Landleute gleichgültig den städtischen Pilgern nachschauen, gleich als ob es kein Volksfest wäre....

Das Thal weitet sich endlich aus zu einer der schönsten Tief-Ebene des Landes. Sieh dort oben die Kapelle an der Stelle des alten Stammschlesses Würtemberg (Wirth am Berg?) — links schaut das königliche Lustschloß Rosenstein herüber, auf das nahe Stuttgart zurückweisend, das sich in seinem grünen Rebenkessel verbirgt. Auf der Ebene vor dem immer mehr sich modernisirenden und durch sein Bad, durch Industrie und Handel sich aufschwingenden Kannstadt bezeichnet die mächtige, amphitheatralisch gebaute Bühne schon von ferne den Ort des Festes.

Schon hat eine Menge Menschen die theuern Sitze besetzt, Beamten und Militär sind mit Handhabung der Ordnung beschäftigt, die Noblesse, die Gesandten, die Prinzen, der Hof fährt in reichen Carossen zum königlichen Pavillon, der, innerhalb des Kreises errichtet, Alles enthält, was

Stuttgart an Adel und Schönheit aufzuweisen hat. Zwischen den zwei Eingängen des Circus zieht sich eine mit Tannenzweigen bedeckte Gewerbslaube hin, in deren Halle die Industrie ihre Produkte zur Preisbewerbung ausgestellt hat. Die Tribune über der Laube ist dicht von fashionablen Gestalten besetzt und beherrscht vornehm ihre weniger zahlende Umgebung. Mitten steigt eine anmuthige Säule daraus hervor, die bis zum Kapitäl auf ihrer ganzen Oberfläche mit ländlichen Produkten verziert ist — von der Traube bis zur Kartoffel fand jedes Gewächs die passende Stelle; Aepfel, Birnen, Pflaumen reihten sich zu zierlichen Linien und Feldern und boten in schönem Farbenspiel ein liebliches Bild der Fruchtbarkeit dar. Rechts und links von der Säule flossen aus mächtigen Garben rings die vollen Aehren über.

Das Fest ist ein landwirthschaftliches, zur Hebung dieses nationalen Kulturzweiges, unter König Wilhelm gestiftet. Durch die Vertheilung königlicher Preise für die besten Erzeugungen wird eine allgemeine Aufmunterung bezweckt, der langsame Muth zu spornen und der Unternehmungsgeist zu wecken gesucht. Ein edler, großer Zweck, der seinen Erfolg nicht verfehlen darf.

Aber eben dieser bestimmte Zweck nimmt dem Feste seinen Volksfestlichen Charakter. Diese moderne Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit ist der Fluch, welcher unsere Zeit nicht mehr zu sich kommen läßt. Die festliche Lust will blos sich selber, je mehr sie über die Tage gewöhnlicher Interessen sich erhebt, desto weniger kann sie wiederum einem bestimmten Zwecke dienen. Gerade im Zwecklosen besteht das Schöne und sein Genuß, aber eben der Widerspruch des Mittels

Digitized by Google

und Zweckes, die Kollision des Wollens und Vollbringens, über den sich der Feiernde glücklich hinausgehoben hat, kehrt vernichtend zurück, wenn die Stunde festlicher Freude sich wieder an ausgesprochene Zwecke ketten soll. Die reine Freude ist da schon zum Voraus verdorben, und das Gelingen von etwas abhängig gemacht, das die glückliche Stunde abschütteln wollte. So weit sind wir mit unsern „wohlthätigen Zweckessen" und industriellen Zweckfesten gekommen, daß wir kaum mehr wissen, was es auch heißen will, sich wahrhaft zu genießen. Nie und nimmer ist der Genuß unserer selbst, unseres eigenen Vermögens und Könnens vergönnt, wir genießen nur Anderes, wir machen uns nicht mehr zum Zweck, nur noch zum Mittel. Von Anderem zu Anderem stürmend, von Zweck zu Zwecken jagend, verlieren wir alle Lust und Freudigkeit, verlieren wir alle Poesie des Lebens. Die Poesie ist eine That, eine freie Produktion und hat ihren Genuß als solche in sich selber. Aber wo ist heute die schöpferische, selbstständige That, in welcher das Subjekt sich selbst produzirend sich selbst genießt? Man gehe auf die Arena der Griechen, man schaue in eine mittelalterliche Werkstätte und horche dagegen auf das Maschinengeklapper von heute, so wird man wissen, was ich meine. Die prosaische Armuth unserer modernen Kulturzustände kommt nur selten und nur wenigen zum Bewußtsein; wir sind's nicht anders gewohnt und lassen uns von dem Wirbel der Zweckmäßigkeiten mit forttreiben, unserer selbst nicht mächtig. Mit täppischer Verständigkeit reißen wir jede Blüthe freier Idealität herunter zu plattem Realismus, zwicken und zwacken wir an jeder Blume, die ein neidloser Gott unserm Dasein entsprießen lassen will, bis sie sich zu

Digitized by Google

einem bestimmten Zwecke entfärbt. Was Wunder, wenn wir am Ziele mit dem unglücklichen Bewußtsein ankommen — doch nur unnütze Knechte gewesen zu sein. Je mehr Herren, desto mehr Knechte. Den freien Griechen durfte nur sein Sklave einen Herrn nennen, von seinesgleichen so genannt zu werden, wäre ihm Tyrannenschmach gewesen. Wir heißen uns Herren und sind einander gehorsame Diener — wir gehören nicht mehr uns an, wir sind Sklaven des andern, des Zweckes, des Augenblicks. Unsere Vorfahren fühlten und nannten sich Meister, weil sie es waren: ein jeder in seiner Kraft und Tugend, in seinem Fach und Berufe gefestet, war durchaus seines Daseins mächtig und vermochte daher auch seine Meisterschaft in Ernst und Spiel, in Arbeit und Genuß zu bewähren. Ein Jeder konnte vor sich selber hintreten, frei und unabhängig sich zeigen und genießen. Sie konnten Feste feiern. Was aber ist heute ein Fabrikherr gegen und ohne seine Arbeiter — sie laufen ihm davon, die Bosheit zieht ihm eine einzige Schraube aus der Maschine und er ist ruinirt; was sind die Arbeiter gegen den Herrn — er schickt sie weg und sie sind Bettler. So sehr fehlt unserem heutigen Leben die thatkräftige Fülle und innere Gediegenheit. — Ja, wenn sonst die Gewerke aufzogen und die Meister sich zusammenthaten, um in festlichem Schmucke dem freien Spiele, dem neckischen Scherze sich hinzugeben, um in der That zu genießen und sich genießen zu lassen, um zu geben und zu nehmen, zu lachen und verlacht zu werden, dann feierte die Stadt, der Gau, wahrhaft ein Fest. Fern von der Prosa moderner Zwecke gab man sich einer tollen Lust hin, und je toller, desto besser. Selbst die religiöse Weihe durfte sich dem Komus nicht entziehen.

Wer weiß nicht von den Narren- und Eſelfeſten des Mittelalters? Man ängſtigte ſich nicht mit dem frommen Zwecke, dieſe Treuherzigkeit wußte ſich dem Himmel zu gewiß, vor dem Teufel zu ſicher, als daß man dieſen ſelbſt nicht bis zum Uebermuth hätte genießen mögen. Mit Recht auch, denn wer das Jahr über dem Himmel oder dem Leben nicht genug thun kann, der wird auch in dieſer Stunde es nicht erreichen. So ſehen wir Ernſt und Spaß, Engel und Teufel ſich in den tollen Strudel miſchen und wenn der Herr ſelbſt ſo menſchlich mit dem Teufel ſprechen kann, wenn Gott Vater es für keinen Raub hält, durch eine poſſierliche Katechiſation mit Gebrüder Abel und Kain über die zehn Gebote dem Volke einen Spaß zu machen, ſo wird auch der Teufel ein Späßchen verſtehen. Und ſieh da — die Erzengel führen im Geſchwindſchritt die Schaar der Frommen zum ſichern Heiligthum, Satan nicht müßig, ſchnell ihnen nach, um doch noch eine Seele zu haſchen — aber wie er zur Schwelle kommt, fliegt die Kirchthüre zu und klemmt dem dummen Teufel die ellenlange Naſe in den Spalt. Da hängt der Arme zum allgemeinen Gelächter der Frommen — doch das nimmt er nicht übel. — Spaß verſteht Jedermann und lachen kann alles Volk, wenn der Pritſchmeiſter ſeine Sprünge und Sprüche, der Schalksnarr ſeine Poſſen macht. Aber wir ſind gebildet, folglich ernſt und vernehm geworden, unſere Feſte ſollen „feierlich" ſein, geordnet, ruhig — Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht — unſere Spiele müſſen ernſtlich betrieben werden, man verdirbt die Zeit nicht umſonſt, wenn....

„Der König kommt" — ſchreckt's mich aus meiner träumeriſchen Philippika, in die ich mich eine Stunde lang

hineingewartet hatte. Er kommt und alsbald erschallt dem in gewohnter Einfachheit heranreitenden ein allgemeines, gewiß herzliches Lebehoch. Das Fest beginnt. Vor Allem wird das preiswürdige Vieh besichtigt, die Hengste und Stuten, die Farren und Kühe, die Eber und Mutterschweine, Ziegen und Schaafe, alle bekränzt, die Jungen zum Theil in Körben und Karren hinten nach. Dort von der Tribune reicht der Minister den Preis an die resp. Züchter, Schulzen, Wirthe und Hirtenmeister; daß der Bückling überall gleich groß oder überhaupt groß genug war, wer wollte dies von den steifen Rücken des Weinbergs erwarten — aber dacht' ich's doch, Alle ziehen den Hut, wenn auch spät und langsam herunter, Alle machen ihre Kratzfüße, doch ließen wenigstens zwei sich zählen, die geradezu, ohne ihren Dreispitz zu lüften, an der Hoheit mit dem lieben Vieh vorüberzogen. Ich glaube, sie haben keinen Preis erhalten, da brauchten die guten Leute sich dann auch nicht mit übergroßer Höflichkeit zu verköstigen.... Während der Zug feierlich des Theaters Rund umkreiste, vor den Herren und Damen im bunten Kranz vorüber, herrschte beschauliche Stille und nur einmal drohte die Andacht unterbrochen zu werden, als ein preiswürdig dekorirtes Schwein unter die Ordensdekorationen, Federbüsche und weißen Beamtenbeinkleider zu fahren wagte, die an den Stufen der Tribune standen. Es schien sich da recht wohl zu gefallen und nur nach vielen Attaken gelang es der versammelten Macht, das Ungethüm in die Bahn zu bringen, wo es den Weg alles Fleisches vor ihm zum königlichen Preise zu gehen hatte. Das Unglück war zum Glück nicht groß und weiterhin nahm man die Perlen besser in Acht. — Sonst war die Theilnahme mäßig. Tausende der Anwesenden

haben sich in ihrem Leben nie um derartiges bekümmert und konnten sich daher auch jetzt nicht dabei betheiligen; andere aber, die um den Preis sich vielleicht nicht bewerben konnten oder wollten, meinten gar, solche Stücke und schönere hätten sie im eignen Dorfe, wo nicht Stalle; dem zu Lieb brauchten sie nicht so weit zu gehen. Nur gar wenigen mußte das Herz im Leibe lachen, wenn sie einen preisbeglückten Vater, Gatten oder Vetter mit dem Segen des Hauses im Kreise vorübertriumphiren sahen. Dann war es rührend. Ich wenigstens konnte der guten Schulzenfrau zur Linken, unter deren Sonnenschirm ich so sicher saß, meine innige Theilnahme nicht versagen, als sie erst ihrem vorbeiziehenden „Kalbele" einmal um's andremal die zärtlichsten Grüße zu- und nachrief; sodann der theuern Ehehälfte für den graziösen Bückling, den ihr Pantoffel so trefflich einzuüben verstanden hatte, den huldvollsten Beifall hinüberlächelte. — Zuletzt treten die Renner auf. Vier bis fünf Jokeys umreiten zuvor langsam die Bahn, stellen sich dann in die Reihe, des Zeichens gewärtig, und mit demselben geht's im sausenden Galopp um den Kreis. Die Bahn muß zweimal umritten werden — wie da die edlen Thiere sich verfolgen, erreichen, wieder verlieren, wie eins nach dem andern zurückbleibt, dem Ersten der Sieg schon gewiß ist, und noch an der Barriere ein Hinterer zuvorkommt, das beschäftigt in Hoffnung und Furcht, in Erwartung und Täuschung die ganze Versammlung. Durch dieses allgemeine Interesse ist das Wettrennen die Krone des Festes und in der That von Volksfestlichem Charakter. Zur Stelle wird um den Preis geworben, alle Anwesenden sind innerlich dabei betheiligt, und machen im Geiste alle Stadien des Wettkampfes mit

durch. Doch auch hier fehlt Wesentliches. Einmal vermißt man das ritterliche Element, statt daß der Besitzer sonst selber den Wagen bestieg und mit kunstgewandter Hand die Pferde lenkte, oder mit eingelegter Lanze die Bahn hinunterflog, erreitet ein gedungener Knecht das ausgesetzte Geld: das persönliche Interesse der selbstständigen That wird verdrängt von dem stofflichen Interesse des bloßen Gewinnens; nicht um die Ehre, nur um den Nutzen handelt es sich. — Und damit auch bei diesem Feste das allgemeine Interesse zu gewohnter Partikularität herabgesetzt würde, ist es seit einer Reihe von Jahren regelmäßig ein einziges Dorf im ganzen Lande, das von seinen Rennern die drei Preise davon tragen läßt. —

Kaum war das Resultat bekannt, so war im Nu das Amphitheater verlassen, Alles strömte in die Hütten und Buden, um sich an Bier und Wein mit schwäbischem sauern Kraute zu laben. In dieser Beziehung soll das „Volksfest" sich von Jahr zu Jahr kultiviren, wo man sonst nicht daran dachte, zur Stelle etwas genießen zu können, wetteifern jetzt Krämer, Wirthe und Künstler aller Art, für Aug und Ohr, für Mund und Magen, vor Allem aber für die Börse zu sorgen. Von nun an nimmt das Fest ganz den Charakter der heute so genannten Volksfeste an. Man ißt und trinkt, hört und sieht sich satt in den Buden und Gärten zwischen den tausend Bekannten und Unbekannten, Vettern und Basen umhertreibend. Eigentlich wird das Hoffest, das es doch bisher augenscheinlich vorzugsweise war, zum Volksfeste, und das schwäbische Bewußtsein geht nun erst in seiner Tiefe auf. Warum geht der Schwabe zum „Volksfeste?" Auf was freut er sich und worüber hat er sich gefreut, wenn er

Gottlob wieder zu Hause ist? Etwa über die Fortschritte der Landwirthschaft, über die goldenen Preise und die grünen Hoffnungen? Mit nichten; sondern daß er so viele Bekannte, so viele Verwandte, so viele Vettern und Bäsle getroffen und gesprochen — vielleicht nur einen Augenblick gesehen, aber doch gesehen, und so sich in Mitten der gemüthlichsten Beziehungen seines substanziellsten Bewußtseins versetzt hat — das ist Freude, das ist Leben auf ein ganzes Jahr. — Also auf's Jahr wieder um diese Zeit! — und die Tausende ziehen früh und spät nach allen Richtungen in die nahe Heimath zurück.

Auch wir ziehen ab voll Gedanken an verschwundene Zeiten, voll Ahnungen in die Zukunft. Schon den ganzen Tag haben wir mehr Betrachtungen angestellt als betrachtet und in moderner Art den Genuß uns zersplittert, den mancher Gast, der, wie die Schwaben sagen, weniger „kiesig" ist, vielleicht ganz und lauter in die Heimath nimmt. In der That, der Landwirth mag unter solchen Auspicien eine immer schönere Blüthe seines Landes hoffen, der Einheimische mag sich vom Verwandtenkreise gemüthlichst angesprochen gefühlt haben, der Eß- und Trink- und Schaulustige mag die befriedigten Sinne behaglichst heimtragen — ich habe ein Volksfest gesucht, ich habe wie Diogenes mitten unter dem versammelten Volke das Volk gesucht, ich habe es nicht gefunden, so wenig als anderswo bei ähnlichen Gelegenheiten. Was kann ich für meinen modernen Spleen, was konnte Diogenes für seine Laterne? Wir suchen das Volk und können es nicht finden. Sind es diese paar groben Röcke, die vereinzelt sich vom Lande herbeigelassen haben — sind es diese feinen Muster von Herrn Gevatter

Schneider und Handschuhmacher — sind es die fashionablen Gestalten, die Götter und Helden des modernen Regimes in Politik und Gesellschaft? — les dieux s'en vont...

Wir haben kein Volk mehr. Gerade die Mittelklasse, das Mark der Nation läßt sich am wenigsten mehr Volk schelten; und nur der Bauersmann lehnt es bescheiden ab, ja hält es wohl gar für eine Grobheit, wenn man ihn „Herr" titulirt. Das Volk ist uns ein räthselhaftes Ueberall und Nirgends, das sich, wo wir es packen wollen, hinter den flüssigen und flüchtigen Schemen der Bildung versteckt. Wir glauben da oder dort noch einen guten alten Rest gerettet, wir besehen es näher, und schon hat die Kultur daran gehobelt und geändert. Die Masse der Bildung, welche immer tiefer und weiter dringt, hat die geschlossene Kernhaftigkeit des alten volksthümlichen Bewußtseins zerrissen, die Interessen in's Unendliche zertheilt und die ruhige Einheit in tausend flüssige Punkte zerstreut. Losgerissen von dem Boden größerer oder geringerer Gesammtheiten sucht sich die Persönlichkeit auf die eigenen Füße zu stellen und nach außen sich eine Gleichheit zu sichern, welche das Gefühl innerer Einheit ersetzen soll.

Nicht das Volk, sondern der Staat ist die Substanz der modernen Zeit. Die gediegene Unmittelbarkeit, da sich der Einzelne im Ganzen fühlte, ohne Reflexion gebend und nehmend was die Verhältnisse boten, die nicht in den Bereich der Subjektivität gezogen wurden; jene naive Einheit des Subjektes mit sich und andern, da Jeder unmittelbar das galt, was er war, und war, was er galt, da Jeder einfach seinem Berufe lebend in diesem seine eigenste Existenz,

bis auf seinen Charakter aufgehen ließ und die äußere Handthierung mit der innern Gesinnung und Gesittung zu einer unmittelbaren Einheit verwob; da der Beamte wie der Untergebene, der Künstler wie der Handwerker, der Städter wie der Landmann dieselben Mächte in sich walten ließ und politisch religiös und sittlich ein gemeinsames Bewußtsein hatte, da mit einem Worte es noch keine Gebildeten gab, — Alles das ist vorbei. Nicht mehr was er ist, gilt der Mann, sondern was er aus sich zu machen, wie er sich zu repräsentiren, mit den Verhältnissen umzuspringen und in dem großen Triebwerk der Vermittlung seine Stelle zu erobern und zu benutzen weiß. Wenn früher der Einzelne sich dem Ganzen hingab und was er war und vermochte der Gesammtheit bot, in der und für die er lebte, so nimmt jetzt der Einzelne sich das Ganze, zieht davon für sich ab, so viel und so weit er vermag. Früher opferte sich Jedes, senkte sich Jedes frei und von selbst in den Boden des allgemeinen Wesens, um an der schönen Blumenkrone, welche dieses hervortrieb, nicht im einzelnen Blättchen sich zu bespiegeln, sondern im Ganzen sich zu genießen; jetzt geschieht jedes Opfer ungern und unfrei, und auf die raffinirteste Weise pflegt man die Treibhäuser, aus denen ein Jeder sein Blättchen sich zu pflücken beeilt. Kein Wunder, wenn bei diesem durchgängigen Mangel eines innerlich gediegenen Kernes und Haltes das Bewußtsein durch und durch korrupt wird und die Genußsucht, die Selbstsucht, die Materie namentlich an den Centralpunkten der Bildung in einer Weise auftritt, welche dem einfachen fernerstehenden Bewußtsein in der letztern die babylonische Hure der Apokalypse vor das Auge zu bringen scheint.

Tritt so das Princip der Subjektivität als sinnlicher, industrieller und politischer Egoismus in unschöner, häufig abscheulicher Form auf, so ist doch der Weg zu einem höhern, vermittelteren Zustande eingeschlagen. Wenn einerseits der Staat als Regierung alle Momente und Kräfte in sich zu concentriren und Alles regieren, beherrschen, besorgen will, so sucht auf der andern Seite ein Jeder wieder eine Stellung zu erhalten, in der er eben so frei als nothwendig die Einzelinteressen mit den allgemeinen ins Verhältniß setzen möge. Bis diese Durchdringung auf selbstständigem, freithätigem Wege durchgeführt ist, wird es noch mancher Kämpfe bedürfen, aber das Resultat wird auch, so hoffen wir, der vollständige Ersatz für das unwiederbringlich zu Grunde gegangene Volksleben sein: ein wahrhaft nationales Staatsleben, in dem sich Staat und Volk, Regierung und Bürger, der Einzelne mit dem Allgemeinen als gediegene, kompakte Einheit fühlen.

Daß Deutschland namentlich hier noch eine Zukunft vor sich hat, wer möchte es leugnen?

Wir haben eine Literatur des Volkes und der Gebildeten — wann werden wir eine Nationalliteratur haben? Nationalität und Volksthümlichkeit sind bislang heterogene Begriffe, doch wie einst das Volksthümliche in der That das Nationale war, weil Produkt und Gesammtthat des Volkes, so wird auch wohl die Zeit kommen, in der wir kein fremdes Wort mehr zum Ausdruck für ein Gesammtbewußtsein brauchen, den wir so lange nicht haben, als uns letzteres fehlt. Das eigentliche Volksbuch ist auch vom Volke in die Rumpelkammer geworfen und die Historia von dem greulichen Leben, Thaten und Höllenfahrt des Erz-Zauberers

Digitized by Google

Dr. J. Faustus liegt so weit hinter ihm als Goethe's Faust vor ihm. Das Schulbuch tritt in die Mitte, dem sich nicht eine Volks-, sondern eine populäre Literatur anschließt. Sie ist nicht in, nicht aus dem Volke, sie kehrt nicht in dasselbe zurück, sie ist für das Volk. Einst hat es selber sprechen, dichten und denken können, weil noch nicht Dichter, Denker und Redner ihm seine Säfte entzogen und vornehm sich über selbes erhoben, um es zu bevormunden — doch es wird wieder mündig werden, aus einem einigen und innigen aber unendlich sichern Selbstbewußtsein reden, singen, sagen, und — schaffen.

Einstweilen aber, bis wir sie im höhern Lichte der Nationalität, sei es ahnend, sei es erlebend, betrachten können, seien Volksleben, Volksfest, Volkspoesie, Volksliteratur zu Grabe getragene Begriffe — die Zukunft möge sie zu neuem Leben auferstehen lassen. Alles ist nur, so lange es schafft, und in der Werdelust ureigener Entwicklung sich zu bestimmtem Dasein produzirt; der Mann hört auf zu sein, wenn sich ihm das Vermögen des Erzeugens erschöpft hat, das Volk hört auf zu sein, wenn es aufhört, sich als solches zu setzen und zu produziren und in seinen Produkten zu genießen. Damals, als unser Volk eine Geschichte hatte, weil es sie schuf, durfte es sich in seiner That auch genießen. Wie es sein werdendes Bewußtsein in jene tiefen Lieder und anmuthigen Mährchen ausströmte, so lebte es sich an seinen Festen zum Genusse seiner innersten Eigenthümlichkeit heraus. Als die That, das Schaffen der Genuß war, und Jeder, indem er sein eigenstes Fühlen und Können gab, sich zu doppeltem Genusse aus der Gesammtheit wieder hinnahm, da war die Zeit der Volksfeste. Seitdem konnten sie nur

Digitized by Google

sterben. Alles hat nur einmal seine Geschichte, was vergangen ist, kehrt nie wieder, kein Machtgebot bringt es zurück, kein Pfropfen und Ziehen hilft, und wird es ja nachgemacht, so macht es sich doch nicht.

Ein neues Leben wird sich auch schon wieder selbst zu feiern und zu genießen wissen, einstweilen laßt die todten Namen und Schatten ruhen und laßt die Lebendigen essen und trinken und fröhlich sein, weil sie's können. Der Lebende hat Recht. Er mag in den kurzen Minuten des Feierabends sich ausruhen für die lange Mühe der täglichen Arbeit. Denn allerdings nicht das Bewußtsein, etwas geleistet zu haben, krönt das heutige Festesbewußtsein, heute wird man mit nichts fertig, man wird nicht Meister, man hört nur auf, um wieder anzufangen, man genießt, um zu arbeiten, man verbraucht, um zu erwerben. Eine reine, interessenlose, schöne Freude giebt es heute nicht, man will von Allem Zinsen und stellt Alles nur auf das stoffliche Interesse. Allerdings besser, man genießt, um der Arbeit Platz zu machen, als man arbeitet nur um zu genießen: eine solche Zeit muß sich selber aufzehren; aber den Genuß der Entbehrung, den Gewinn der Aufopferung, die Lust, die in sich selber der höchste Schmerz und daher in sich gefestigt und gesättigt ist, mit einem Wort, die That, die schöpferische, geschichtliche That kennt unsere Zeit nicht. Wo aber die That fehlt, fehlt die Geschichte. Geschichte aber macht nicht der Geist in seiner Vereinzelung und Zersplitterung, sondern als ganzer, einiger Geist eines Volkes, einer Zeit, indem er sich zusammennimmt, um in die Ewigkeit des geschichtlichen Tages auszuströmen und was er aus der Nacht seiner Ursprünge heraufgearbeitet, in seine Organe zu ergießen,

Digitized by Google

in denen und durch die er sich seine Wirklichkeit schafft. Jede wahrhaft schöpferische That, welche die Geschichte in der That um einen Schritt weiter rückt, hat das Gesammtbewußtsein eines ganzen Volkes und Jahrhunderts zur Basis, in dem es gährt und glüht und nur die Stelle sucht, an welcher es in heller Flamme aus dem Boden schlage und nach allen Seiten hin das Leben erschüttere und erwecke. Dieses Gähren und Regen und Weben ist freilich ein Anderes, als das der Räder und Maschinen; nicht der Dampf der Steinkohlen, sondern der Glühhauch des sich selbst gebärenden Geistes sprüht aus der Stelle auf, wo sich die That der Geschichte offenbart. — Freilich sind es nur einzelne Punkte, in denen sich das Leben durch die tiefste, innerlichste Selbsterfassung in die Zukunft rückt; nur wenn der Geist sich selbst hat und sich ganz in die Punktualität seines intensivsten Bewußtseins concentrirt, ist er fähig, sich in ein neues Dasein heraus zu setzen, zu schaffen — in Staat, Kunst, Wissenschaft und Religion. Aber indem der allgemeine Geist sich zusammennimmt und in seiner Tiefe ergreift, wird er zur allgemeinen That und wird die That allgemein, erstreckt sich diese Bewegung bis ins einzelnste; alle Gründe öffnen sich, alle Kräfte leben auf, Alles nimmt und giebt sich thatkräftig sein neues Dasein: selbst der eigensinnigste, stolzeste Zopf fällt der unerbittlichen Scheere der Geschichte anheim..... Nur so ist es möglich, daß die That, das Produkt des Einzelnen alsbald der Gesammtheit angehört und das im dunkelsten Winkel Geschaffene mit einem Schlage zum Gemeingut wird.

Wir nun leben in einer Zeit, in welcher Mittel und Zweck auf nie gesehene Weise in ewigem Wechsel um

Digitized by Google

einander wirbeln und in dem unendlichen Kreiſe der Vermittlung nichts letztes, fertiges und in ſich beſtehendes bleibt. Eine innere Einheit und Geſchloſſenheit des Bewußtſeins iſt unmöglich. Die Maſſe des Gegebenen iſt zu groß, die Verarbeitung des allenthalben aufgehäuften Materials nimmt alle Kräfte zu ſehr in Anſpruch, als daß das Bewußtſein ſich aus der Breite des Stoffs in die Tiefe der Innerlichkeit zuſammen nehmen und aus ſeinem Urgrunde ſich neu zu ſetzen vermöchte. Wo wäre der Genius, der in und außer ſich die Fähigkeit fände, die zerſtreuten Strahlen des heutigen Daſeins zu einer compakten Einheit zuſammen zu faſſen und in erfüllter Begeiſterung der Zeit ein Bild ihrer ſelbſt zu ſchaffen? Vorher muß dieſe ſich neu gebären. Indeſſen mag unſere Kunſt hingehen in's Morgenland und trauern oder in's Mittelalter und beten oder wenn ſie glücklich iſt, mit der Inbrunſt vergangener Tage zu ſtürmen beginnen, oder aus dem klaſſiſchen Alterthum die Säulen und Formen holen für eine geſtalt- und formloſe, gebrochene, weichliche, gottloſe Gegenwart; mag unſere Literatur „Wolken umarmen" und unſere Wiſſenſchaft an die Pforten der Wahrheit pochen — alle dieſe Bemühungen, ſo redlich und tüchtig ſie ſind, geben uns keine Zukunft, weil ſie nur auf die Zukunft getröſten.

Die Macht dieſer Zukunft iſt aber ſchwerlich die materielle Geſchäftigkeit, nicht die Induſtrie der Eiſenbahn und Dampfmaſchine — es ſtände traurig um ſie; das ſind nur Mittel der Mittel; aber die geiſtigen Schätze der Bildung, welche im nie geſehenen Schwunge durch die Adern der Gegenwart kreiſen, die Ausmünzung aller geiſtigen Erübrigung in die leicht kurſirende Münze zweckmäßigen Wiſſens,

die allseitige Vermittlung der Geister wird ihre Zinsen und Früchte für die Zukunft tragen.

Diese wird freilich kommen, aber nur nicht in so ruhiger Entwicklung, nicht mit dem Schneckengang gutmüthiger Träumer, welche die Zukunft aus dem Siebe ihrer Gegenwart füllen. Es wird, es muß ein Riß geschehen, über welchen das Leben nur mit dem kühnen und kräftigen Wurfe wahrhaft geschichtlicher That springen wird. Die Reformation des 16ten Jahrhunderts, die Revolution des 18ten sind nur vorbereitende That-Sachen, groß genug in sich, aber der Saamen größerer Thaten. Laßt sie nur vollends zusammenstoßen die Gegensätze, zusammenkrachen das unterhöhlte, schlecht gestützte Gebäude unserer Dogmatiker jeder Art — gewaltiger wird dann die Geschichte noch nie in das Leben gestürmt haben. Die Vermittlung hat begonnen, die Bande der Unmittelbarkeit werden allenthalben loser und loser, es wird der Tag kommen, da der letzte Rest des alten Bewußtseins zusammenstürzt und ein neues Leben in Religion und Staat, Kunst und Wissenschaft aus dem zu wahrhaft nationalem Staatsleben wiedergebornen Völkerthum erstehen wird.

2.

Der schwäbische Volksgesang.

Ein unmittelbar in die Zukunft eingreifendes Verdienst haben die Sammlungen der poetischen Producte des Volkes in seiner geschichtlichen Zeit — sie sind ein wesentlicher Kitt zwischen der Bildung und dem naiven, unmittelbaren Be-

Digitized by Google

wußtsein, das sich seine Gegenwart mit seiner Vergangenheit erfüllt und so über sich hinausgehoben wird, ohne in heterogene Sphären geworfen zu werden — Volkslieder mit Geist und Kraft allen Ständen gleich zugänglich machen, heißt dem deutschen Bewußtsein einen gemeinsamen Haltpunkt geben, an dem es sich selber wieder fühlen und besitzen kann.

Allein mit Geist und Geschick müssen die Sammlungen angelegt, mit Kenntniß und Methode die Bearbeitung ausgeführt werden. Da liegen fünf Bände einer „vollständigen Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des 15ten bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts vom Freiherrn von Erlach" vor mir. Volkslieder bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts? Wie, wäre auch jetzt noch unser Volk in seinen Weisen und Liedern produktiv, hätten wir das Volkslied nicht für ein Vermächtniß der Vergangenheit und etwa Angeld an die Zukunft des deutschen Volkes zu halten? Seit wann sind Goethe, Schiller, Rückert ꝛc. Volksdichter — etwa seit einige ihrer Lieder allgemeiner, vielleicht vom niedern Volke selbst gesungen werden?... Das Volkslied als solches ist von demselben Volke gedichtet, von dem es gesungen wird. Und erhob sich auch Einer oder der Andere über den Haufen, so konnte er diesem doch nur dann ein Volkslied geben, wenn er die Gefühle, die Anschauungen, die Bedürfnisse und Kräfte des Volkes noch lebendig in sich hatte, wenn er noch nicht innerlich aus dieser Sphäre sich losgerissen: wenn er in der That noch kein höheres Bewußtsein hatte, wenn er als etwa gebildeter nicht über, sondern in der Substanz des Volkes lebte. Das war nur möglich, so lange es noch

einfach ein Volk und noch nicht ein „gemeines Volk," so lange es noch keine „niedern Stände" gab, von denen sich höhere ausgesondert hatten. — Noch aber ist es nicht so weit gekommen, daß man „Lieder des deutschen Volkes" und „Lieder des deutschen Volkes" in den Begriff „Nationallieder der Deutschen" zusammengehen sähe.

Daß Erlach diesen Unterschied nicht festhielt, ist ein großer Mißgriff, den er in der Anordnung und Bearbeitung nicht vergessen läßt. Er sucht nach Jahrhunderten zu ordnen und auch nach Stämmen, aber überall ist die Ordnung willkürlich und zufällig. Allerdings hat jedes Volk, jeder Stamm seine eigenen Lieder und ist daran zu erkennen, und hat er keine, so ist er nicht minder darin gerichtet. Das nun wäre ein belohnendes Unternehmen, die ächten und eigentlichen Volkslieder und Volksmelodien nach Stämmen zu sammeln und zu ordnen. Je mehr wir in's Einzelne forschen und scheiden, desto leichter und tiefer wird die Erkenntniß des Ganzen. Die neue Sammlung von Kretschmer (Berlin 1838) ist in dieser Beziehung eine erfreuliche Erscheinung. Allein es ist freilich schwer, auch nur annähernd oft den Stammsitz eines Liedes zu bestimmen, indessen wird eine genaue Erkenntniß der Gesittung, der Sprache, der Zustände und des Charakters eines Stammes überhaupt im Wesentlichen auf sichere Bahn leiten.

Da bringt Erlach auch eine Rubrik schwäbischer Lieder. Mehr als die Hälfte davon ist nicht schwäbisch, dies zeigt schon die Sprache. „Lieserl, Katerl, Buberl, Tanzel, Schatzerl" mag bairisch sein, tyrolisch, vorarlbergisch und Alles, was es will, schwäbisch ist es nicht. Und was Ton und Charakter des schwäbischen Liedes betrifft, so ist er ge-

Digitized by Google

halten, nie üppig, nie recht der tollen Lust sich hingebend, nie vollendet leichtsinnig. Zu ernst, um mit dem Leben und seinen bittern Verhältnissen zu spielen, zu innerlich, um an der Aeußerlichkeit des Augenblicks und Augenscheins sich zu befriedigen, zu trocken und herb, um bei der leisesten Berührung in Funken und Flammen aufzuschlagen, legt das schwäbische Naturell die Hand an den schweigsamen, tiefathmenden Busen und offenbart in einzelnen tiefen Accorden seine Trauer und seine Freude, sein Lieben und Hassen, sein Leben und Sterben. Ein schwermüthiger Grundton zieht sich durch die meisten ächt schwäbischen Lieder durch, und aus allem Glück zittert ein verhaltener Seufzer nach. Das Herbe aber schmiegt sich an eine naive, herzinnige Sprache, an kindlich-einfache Töne, um deren willen wir uns es nicht verdrießen lassen werden, auch im folgenden das wohl meist Allbekannte in einen lauten Accord unverkürzt zusammenklingen zu lassen. —

Schon war es spät am Abend, als ich das erstemal durch das überaus fruchtbare Remsthal zog. Dorf reiht sich an Dorf, rechts und links wölben die Berge ihre sanften Vorsprünge, die Hänge voll grüner Reben, die Gipfel mit Wald bekrönt. Schorndorf, die gute alte Stadt mit ihren streitbaren Weibern und abgetragenen Wällen bildet den Mittelpunkt des gesegneten Thales und dort oben gegen Osten wacht Hohenstaufen und Rechberg über der freundlichen Tiefe, in welche der Vollmond klar und still hereinglänzt.... Da zieht ein tief-inniger, langsam verhallender Ton heran, ernst und lieblich, unschuldig und seelenvoll, wie ich noch nicht leicht singen hörte. Ich komme näher

Digitized by Google

und das in dieſem Thale einheimiſche Lied von den drei Röſelein ſeufzt an mir vorüber.

Jetzt gang i an's Brünnele, trink aber net,
Do ſuch i mei' *) herztauſiga' Schatz, find'n aber net,
Do laß i mei' Aeugele um und um gehe
Do ſieh'n i mei herztauſiga' Schatz bei'm e Andre ſtehe.
Und bei'm e Andre ſtehe ſehe, ach das thut weh!
Jetzt b'hüt' di Gott, herztauſiger Schatz, dih b'ſi.h i nemme meh.
Jetzt kauf i mer Dinte'n und Fed'r und Papier
Und ſchreib mei herztauſige Schatz ein Abſchiedsbrief ....
Jetzt leg i mi nieder auf's Heu und auf's Stroh
Do falle drei Röſele mir in den Schoos —
Und dieſe drei Röſele ſen Roſeroth
Jetzt weiß i net, lebt mei' Schatz, oder iſt er todt!

So ſingt die Sehnſucht eines gebrochenen ſchwäbiſchen Herzens und mit welchem Ton! Ergreifender kann nicht leicht eine Melodie ſein. Unendlich geiſtreicher und gebildeter iſt freilich der Berliner, wenn er ſo ſüß und ſchmachtend die feinen Lippen ſpitzt zu ſeinem:

Luiſe komm,
Uns ruft der Ton,
Der Ton des ſanften Walzers hin!
O, riefe mir,
Doch eins zu dir,
Dein Herz zum Lohne hin!
Allein ich ſeh', du willſt mich quälen;
Du willſt und das iſt mich jenug;
Dein Herz wird einen Andern wählen,
Und mich erlöſt ein ſanfter Tod.
Dann will ich ſterbend für dich beten:
O Jott, mach doch Luiſe glücklich-froh!
Ich habe viel für ſie gelitten,
O ſtrafe ſie nich eben ſo!

*) Die ſchwäbiſchen Naſallaute ſind durch kein Zeichen ausdrückbar, im Verfolg werden ſie meiſt durch ein angehängtes n zu bezeichnen geſucht.

Die Sonne sinkt,
Der Abend winkt,
Der Mond der scheint, dein Karl weint,
Es weint um dich,
Luise, ich,
Verlassen, o Geschick!

Alleen ich seh', du willst mich kränken;
Du willst, und das ist mich jenug;
Dein Argwohn wird in's Grab mir senken,
Und dann bin ich Luise los:
So liebe dann bis in dem Grabe,
Bald hier, bald dort, was dich nur glücklich macht;
Und denke dann noch jeden Abend
Du warst mich eenst zur Qual jemacht.

Doch wir sind einmal im Remsthale und sehen die stillen, kräftigen Leute ein hartes, mühseliges, kärgliches Leben führen; denn die Uebervölkerung ist ungeheuer, die Güter sind zu sehr vertheilt und jeder Fußbreit Landes muß mit dem sauern Schweiße des Angesichts gedüngt werden, ehe es den reichen Segen in Kraut und Korn, in Obst und Wein gewährt. Wer wollte da jubeln und jauchzen? Derselbe ernste, finstere, ja traurige Sinn zeigt sich in dem nicht weniger reichen Neckarthale. Was ist der Lohn des Fleißes? Dürfen sie selber die Arbeit ihrer Hände genießen? Ist ein gutes Weinjahr, so hat der Erlös bis in's eingelegte schon seine Bestimmung, giebt es ein Fehljahr, oder kommt sonst ein Unglück zu den Schulden, so ist doppelter, dreifacher Kummer. Freud und Leid, Genuß und Arbeit, der Segen des Himmels und der Fluch der Erde, die Ueppigkeit des Landes und die Dürftigkeit des Hauses sind so in Einem, das Gemüth, welches sich nicht leicht froh hinausleben kann, muß sich in die innere Tiefe zurückziehen und zu jenem schwer-

müthigen, im Glücke selbst unglücklichen Tone gestimmt werden. Der frohe Leichtsinn muß fehlen, der über das Gegebene frisch hinwegsetzt und immer der alte kecke Springinsfeld bleibt.

Natürlich, daß bei solcher Grundstimmung das Herzeleid der Liebe so tief wie nur irgend in die Seele schneiden muß. Ist ja hier Besitz und Verlust, Gewinnen und Verlieren, Finden und Trennen so nahe!

Das Lieben bringt groß Leid, es wisses alle Leut'
Weiß mir ein schöns Schätzele
Mit zwei schwarzbraune Aeugele
Die mir mein Herz erfreut.

Ein Briefle schrieb sie mir, i soll treu bleibe ihr
Drauf schick i ihr ein Sträußele,
Schön Rosmarin, brauns Nägele,
Sie soll mein eige sein.

Mein eige soll sie sei, kein'm Andre mehr als mei.
So lebet wir in Freud und Leid
Bis uns Gott der Herr ausnander scheidt,
Ade, mei Schatz — o weh!

Ist die Liebe auch nicht ohne Leid — immer doch besser als Leid und Leben ohne Liebe! Das klagt trauernd die Ungeliebte:

Mei Mueter ma(n)g mi net, Und kei Schatz hab i net
Ei warum stirb i net, Was thu i do?

Gestern ist Kirwe gwes, Mi hat mer gwiß nit g'seh,
Denn mer ist gar so weh, I tanz jo net.

Laß die drei Rösle stehe, Die an dem Kreutzle blühe,
Hänt ihr das Mädle kennt, Die drunter leit? (liegt)

Während sich so das „Mädle" abhärmt, sucht auch der „Bue" nach einer Liebe, aber wo sie finden?

Vögele im Tannewald pfeiffet so hell, tirili,
Vögele im Tannewald pfeiffet so hell,
Pfeiffet de Wald aus und ein,
Wo wird mein Schätzle sein?

Vögele am kühle Bach, pfeiffet so süß, tirili,
Vögele am kühle Bach pfeiffet so süß,
Pfeiffet de Bach auf und a
Bis i mein Schätzle han
Pfeiffet so süß ...

Ob er auch „den Werth habe," ob er das Glück verdiene? Selbstgefällig betrachtet er die runden Schenkel und die starken Arme und faßt so in naiver Eitelkeit sich ein Herz vor der nahenden Schönen:

Bin i net e Pürschle auf der Welt,
Spring i net wie e Hirschle auf'm Feld?
Auf'm Feld, im grüne Holz
Begegnet mir e Jungfer stolz:

Gotta Morga Jungfer, komm se gschwend
Will se mit mer tanze, geab se d'Händ,
's Stüble auf und a gschwend
Dann e Gläsle eingeschenkt.

Schöne Musikanta, spielet auf!
Machet mir e Tänzle eba drauf!
Aufgeputzt, eingeschnürt,
Lustig zum Tanz geführt!
Heisa, sa, heisa, sa, hop, sa, sa, sa!

Ja wenn es einmal gezündet, wenn es einmal darüber losgeht, dann thaut Herz und Zunge auf, dann liegt ihm nichts zu fern und nichts zu hoch, dann ist ihm nichts zu laut und nichts zu keck. Aber sei er auch noch so frei und lose, an Gemüth wird es niemals fehlen. Wo spräche es sich anmuthiger aus, als im folgenden Liedchen:

Mein Schätzle ist fein, 's könnt keiner net sein
Es hat mer versproche, sein Herzle g'hör mein.
Blaue Aeugle im Kopf und e Grüble im Kinn (sprich Ken)
O du herzigs liebs Schätzle, wie bist du so schön!

Ein bischen Eifersucht findet sich natürlicherweise ein, denn:

E bissele Lieb und e bissele Treu
Und e bissele Falschheit ist allweil derbei.

Die Kirsche send zeitig, die Kirsche send gut
Und wenn's Mädle vorbeigoht, so lüpft mer's de Hut.

Do drunte im Thale goht's Bächle so trüb
Und i kan der's nit hehle, i han de so lieb;

Wenn i wisperl, wenn i schrei und du hörst mi net glei,
So muß i verstehe, daß i weiter soll gehe.

Und wenn i der's zehnmal sag, daß i de lieb,
Und du geist mer kein Antwort, so wird mer's ganz trüb.

Indessen wird es auch immer wieder heiter und freundlich, die Hoffnung bleibt immer grün, die Liebe bleibt immer frisch, wie die Blume im Mai.

Draus ist Alles so prächtig, und es ist mir so wohl
Wenn mein'm Schätzle bedächtig e Sträußle i hol.

Mein ganz Herz thut mi freue und es blüht mer au drin:
Im Mai, im schöne Maie han i viel non im Sinn.

Wenn die Vögel thänt singe, früh morgens zieh'n i aus,
Kan i's halt non verzwinge, hol i's Schätzle in's Haus;

Und es wird si schon mache, denn i mein's jo so gut,
Unser Herr Gott wird wache, daß mer z'säme uns thut.

Und nun das wunderliebliche Lied, in dem die sichere und ihrer gewisse Liebe so anmuthig zu scherzen weiß. Es ist am Bodensee zu Hause, wird aber natürlich wie alle ursprünglich lokalen Lieder allgemein gesungen.

Wo e kleins Hüttle ſteht, iſt e kleins Gütle,
Wo e kleins Hüttle ſteht, iſt e kleins Gut;
Und wo viel Bube ſind, Mädle ſind, Bube ſind,
Do iſt's halt lieble, do iſt's halt gut.

Lieble iſt's überall, lieble auf Erde,
Lieble iſt's überall, luſtig im Mai;
Wenn es nur mögle wär, z'mache wär, mögle wär,
Mei mußt du werde, mei mußt du ſei.

Wenn zu mei'm Schätzle kommſt, thu mer's ſchön grüße,
Wenn zu mei'm Schätzle kommſt, ſag 'em viel Grüß,
Wenn es fragt, wie es geht, wie es ſteht, wie es geht,
Sag auf zwei Füße, ſag auf zwei Füß.

Und wenn es freundle iſt, ſag, i ſei g'ſtorbe,
Und wenn es lache thut, ſag, i hätt g'freit;
Wenn's aber weine thut, traurig iſt, klage thut,
Sag, i komm morge, ſag, i komm heut.

Mädle trau net ſo wohl, du biſt betroge,
Mädle trau net ſo wohl, du biſt in G'fahr:
Daß i di gar net mag, nemme (nicht mehr) mag, gar net mag,
Sell iſt verloge, ſell iſt net wahr.

Aber nun ſcheint das Verhältniß ernſtlich geſtört zu werden, der junge Burſch muß wandern, wenigſtens auf ein Jahr unter die Soldaten — wie thut das Scheiden ſo weh!

Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus
Und du mein Schatz bleibſt hier?
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm
Kehr i ein mein Schatz bei dir.
Kann i gleich net alleweil bei dir ſein
Han i doch mein Freud' an dir;
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm
Kehr i ein mein Schatz bei dir.

Wie du weinſt, wie du weinſt, daß i wandern muß,
Wie wenn d' Lieb jetzt wär vorbei,
Sind au draus, ſind au draus der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Denk du net, denk du net, wenn i e Andre seh,
No sei mein Lieb vorbei,
Sind au draus, sind au draus der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn me Träubele schneidt,
Stell i hier mi wiedrum ein,
Bin i dann, bin i dann bei Schätzle non,
So soll die Hochzig sein.
Ueber's Jahr, über's Jahr, do ist mein Zeit vorbei,
Do g'hör i mein und dein,
Bin i dann, bin i dann bein Schätzele non
So soll die Hochzig sein.

Der Bursche wird Soldat. Die Treue, die Handfestigkeit, die Bravour bis zur Wildheit ist an dem schwäbischen Volke bekannt, letztere hie und da berüchtigt. Soldatischer Sinn ist besonders viel in der Nähe der Alb, deren massive Formen ihren Eindruck nicht verfehlen und deren mächtige Wände hinaus in die weite Ebene weisend, den Unternehmungsgeist wecken. Jene ehinger, reutlinger ꝛc. Krämer, welche mit Saamen und Waaren die halbe Welt durchreisen, sind Alle vom Fuße der Alb. Ein handfestes, derbes Volk, wie schon damals, als sie bei Döffingen so meisterlich zu gerben und purpurroth zu färben wußten. Ihren schroffen, kräftigen, aber fromm ergebenen Ton spricht ganz ein Lied aus einem Dorfe bei Reutlingen (Bezingen) aus:

Frisch auf, Soldatenblut, faßt einen guten Muth,
Und laßt euch nicht erschüttern
Wenn die Kanonen wittern;
Schlaget nur tapfer drein
Ich will der Vordre sein.

Die Trommel rühret sich, Ihr Klang ist fürchterlich,
Man sah schier keinen Boden Vor Sterbenden und Todten;
Da liegt ein Fuß, ein Arm, Ach, daß es Gott erbarm!

Wie mancher wird gestürzt Und ganz mit Blut bespritzt:
Er leget seine Hände Und denket an sein Ende,
Sein Lauf ist nun vollbracht, Ach Jüngling gute Nacht!

Wie manche junge Braut, Die weinet überlaut;
Den sie so sehr thut lieben, Ist in der Schlacht geblieben,
Sein Lauf ist nun vollbracht, Ach Jüngling, gute Nacht!

Dieses Lied ist ohne Zweifel aus neuerer Zeit, aber es gehört diesem Dorfe ganz eigenthümlich zu und es verfehlt seine Wirkung nicht, wenn die jungen, rüstigen und derben Bursche im Takte einhermarschirend ihr Lieblingslied singen.— Weicher, doch gehalten und fest ist das in der untern Neckargegend einheimische Soldatenlied: „Kaum gedacht, war der Lust ein End' gemacht, Gestern noch auf stolzen Rossen ꝛc." dem W. Hauff den schönen Anfang „Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod ꝛc." hinzugedichtet hat.

Je mehr sich der Gesang von der Mitte des Landes gegen die Grenzen entfernt, desto leichter und geübter ist er. Das Thal der Rems, Fils, des mittlern Neckars, das Herz Würtembergs haucht in traurigen, ernsten Weisen die Wehmuth und Sehnsucht seufzender Kreatur in die Lüfte. Weich, aber nicht weichlich sind diese oft melancholischen Melodien — da sind jene Kerner'schen Blumen, einem Grabe entsprossen, jenes Lächeln durch Thränen, das nur einer innigen Natur entschlüpft. Die Melodien selbst aber bewegen sich nicht in den gezogenen Molltönen des melancholisch in sich verlöschenden und verdämmernden nordischen Gesanges, die Gemüther sind stark und fest genug, um die gehaltenen, eindringenden Durtöne anzuschlagen. — Je näher zur Donau, mit seinem genüßlichen Ulm und zum Bodensee — in dem katholischen Oberlande tritt ein bairisches Element mit seinem guten Leben herein, der Tyroler Jodler

tönt herüber, der sinnlichere Kultus begünstigt Musik, Gesang und Tanz, die Geselligkeit ist freier, man giebt sich offen dem Genusse eines heitern Sinnenlebens hin. Heiterkeit, Lebenslust, die Freuden des Tanzes und der Liebe lassen nur unmerklich den tiefern und schwermüthigen Grundton durch ihre Lieder klingen. („Wo e kleins Hüttle steht ꝛc.")

Unfruchtbarer ist das nähere protestantische Oberland, das alsbald über der Weinsteige von Stuttgart beginnt und über die Kraut- und Kornreichen Filder durch den Schönbuchwald in's Gäu sich hinzieht. Hier ist der Gesang schlecht und selten, der Tanz nicht beliebt, wenig Geselligkeit. Ganz anders im Unterland, nördlich von Stuttgart, in der Nähe der Pfalz und Frankens. Die Ebene bringt ein beweglicheres Element in das gedrungene Leben und kein Wunder, daß der Unterländer sich in seine frohere Heimath zurücksehnt:

Drunte im Unterland, da ist's halt fein;
Schlehe im Oberland, Traube im Unterland
Drunte im Unterland möcht' ich wohl sein.

Drunte im Neckarthal, da ist's halt gut,
Ist mer's da obe 'rum Manchmal au noch so dumm,
Han i doch alleweil drunte gut's Blut.

Kalt ist's im Oberland, drunte ist's warm,
Obe sind d' Leut' so reich, d'Herze sind gar net weich,
B'sehet mi net freundli an, werdet net warm.

Aber da drunte 'rum, da sind die Leut' arm
Aber so froh und frei, und in der Liebe treu,
Drum sind im Unterland d' Herze so warm.

Wie ächt schwäbisch! Armuth, aber Treue, Liebe und Wein; Reichthum in den gemüthlichen Schätzen des Innern,

Digitized by Google

ein warmes, weiches Herz, obgleich äußerlich so still, gehalten, ja derb und abstoßend. Man frage noch, wo die schwäbische Dichterschule zu Hause ist — im Mittelalter oder in der Gegenwart; man frage noch nach einem innern Halt und Kern und vergesse ihr Volk, ihre schwäbische Brust. Kann es Wunder nehmen, wenn ein Uhland, Kerner, Schwab, Maier, so innig, so weich und doch im Ganzen so kräftig und gesund den Ton zu treffen wissen, der von Herz zu Herzen dringt? Sie haben sich ganz an das Herz ihres Volkes gelegt — das läßt sie nicht verbluten und verwelken. Daß mir Niemand den Dichter schelte, welcher singt und dichtet, was sein Volk empfindet! Nur die Dummheit, die Bosheit darf es. Man muß die Schwaben kennen, und sehen, wie selbst die Grabes- und Sterbeslaute des Kerner'schen Herzens, die hie und da auch an den Saiten von Uhland's Leyer anklingen, aus einer tüchtigen, lebenskräftigen Natur kommen, einer Persönlichkeit angehören, die in sich gedrungen und gefestet, froh und heiter genießend durch das sonnige Leben wandert. Hat es nicht erst vor Kurzem wieder Kerner Euch gesagt, wie sehr ihn Liebe und Leben noch freue, wie gut ihm Lust und Wein noch schmecke?

Daher das humoristische Element, das in ausgelassener ja lasciver Weise auch dem Volksliede nicht fehlt. Seine Naivetät ist nichts weniger als zimperlich, neben einem verschämten und züchtigen Zurückhalten tritt die Sinnlichkeit in ungezierter, gesunder Derbheit auf. Uebrigens hegt, wie überall, die sitzende Lebensart die gemeinern Lieder, während der freie Jägersmann ohne Weiteres singt:

Mädle, hast dein Bettle g'macht?
„Nein, i han's vergesse!"
Bist du denn die ganze Nacht
Bei dem Jäger g'sesse?....

Und ein andersmal:

Vögele, wenn d' fliege wilt, flieg bei der Nacht!
Flieg zu dem Mädle nein, 's Bettle ist g'macht.
Wenn d' e Weil drinne bist, schau wiedrum 'raus,
Schau wie das Wetter sieht, du mußt nach Haus.

„Wenn du zum Schätzle gehst, nimm kein Hut mit,
D' Kappe schiebst in de Sack, aber de Hut nit."
Wenn i nach Hause komm, sind die Leut auf:
„Ei du gottloser Bue, wie lang bleibst aus!"

Soldaten- und Jägerlieder, in der Alb namentlich auch Räuberlieder, welche, wie über den bairischen Hiesel, den Räuber Fühli (gefangen 1816) sich immer noch fortsetzen, bilden fast das einzige beweglichere Element in dem schwäbischen Volksliede. Es ist durchaus nicht historisch und wenn das eigentlich historische Volkslied sich auch an mehrere Vorgänge, wie die Schlacht bei Laufen (1534) und die Schicksale des Herzogs Ulrich, anzulehnen versuchte, so fehlt es doch durchaus an tieferer Bezugnahme und an bleibendem poetischen Gehalt. Dem geschichtlichen Leben blieb diese in sich verschlungene, der Innerlichkeit des Gefühls, nicht der äußern That verschriebene Natur fremd und so viele Sagen und Mähren über die Ritter und Burgen im Munde des Volkes leben, so ist doch kaum eine einzige vom Volke selbst poetisch benutzt und bearbeitet. Es kam nicht zu diesem geschichtlichen, über die Unmittelbarkeit der Zustände hinausgreifenden Bewußtsein, welches sich an der Objektivität der äußern Vorgänge spiegelt und im Geschehen, im Thun, sich und sein Innerstes anschaut. Dieser dramatisch-epische

Charakter des lyrischen Volksliedes, die Romanze und Ballade eignet vor Allem den Rheinlanden. Die Niederlande gingen auch darin der deutschen Volkspoesie voran; im Bergischen aber, in Westphalen, am Niederrhein überhaupt blühte vorzugsweise das objektive Lied.

Unleugbar sind die deutschen Volkslieder, je südlicher, desto jünger und in der That setzen sie sich namentlich in Schwaben bis auf heute fort. Das zeigt sich nicht blos in Variationen, sondern auch in neuen, entweder wirklich aus dem Volke hervorgegangenen, oder so in dasselbe eingedrungenen Liedern, daß diese, obgleich von Kunstdichtern gedichtet, dennoch zum Volksgut geworden sind. Erstere sind nur selten von poetischem Werthe — das Volk hat überall seine geschichtliche Produktivität hinter sich. Aber von den letzteren haben so viele den vollen Volkston getroffen, daß nur der mit dem Ursprung bekannte sie von dem eigentlichen Volkslied unterscheiden kann. Niemand merkt es wohl dem obigen Liedchen: „Draus ist Alles so prächtig," an, daß ein schwäbischer Student (er heißt Richter) es gedichtet — das Volk singt es bereits allenthalben. Nur dem feinern Kenner volksthümlichen Dichtens und Denkens fällt etwa in der letzten Zeile des Liedes die unvolksthümliche Stellung der Worte auf in: „daß mer z'säme uns thut.," — Eben so wenig denkt Jemand daran, daß von dem Liede: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus," die zwei letzten Strophen gleichfalls aus der neuesten Zeit sind. Ein dichterischer Schwabe (Wagner) hat sie, von dem Gesange abziehender Bursche ergriffen, im Moment hinzugedichtet und ganz in der Anschauungs- und Gefühlsweise des Volkes. W. Hauff ist schon genannt. Weniger bekannt ist der Ver-

fasser des bekannten Soldaten-Abschieds: „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich, Keine Seele weint um mich ꝛc." Es ist niemand Anders, als Martin Miller, Verfasser des Sigwart, 1814 als Dekan in Ulm verstorben, ein guter Schwabe.

Niemand aber ist so sehr Dichter seines Volkes, als Uhland. Er ist nicht weicher und nicht härter als es selbst, und so wenig die frische und gesunde Natur sich in weichlicher Sentimentalität verzehrt, so sehr ihm der Liebe und des Lebens Schmerzen die Brust erbeben machen, so wenig ist bei ihm an Schwäche, Kränklichkeit und weibische Weichlichkeit zu denken. Welche und wie viel seiner Lieder im Munde des Volkes leben, brauche ich nicht zu sagen. Kerner und Schwab weiß man ihm ohnehin zur Seite. Auf eine bedeutsame Weise ergänzen diese Dichter den oben berührten Mangel des schwäbischen Volksliedes in ihren Balladen und Romanzen. Die wahrhaft volkspoetische Anlage des schwäbischen Stammes konnte nicht verfehlen, sich zu der Spitze empor zu heben, auf der sich ihre Produktivität vollständig abrundet. Es ist nichts weniger, als bloße Willkür, wenn Uhland sich an diese Stoffe gehalten hat — nirgends ist das romantische Element in der neuern Poesie weniger zufällig, mehr der individuellen und nationalen Anlage gemäß, als in der Romanze der schwäbischen Schule. Da spricht man immer von einem Verlassen der Gegenwart, von einem willkürlichen Zurückschweben in die Vergangenheit mittelalterlicher Zustände, — und doch feiert das schwäbische Volk in seinen Dichtern eben die Vollender seiner eigenthümlichen Poesie, seiner eigensten Gegenwart. Und je mehr Elemente moderner Welt und

Digitized by Google

Bildung Uhland und seine Freunde in sich aufgenommen, und zu einer klaren und durchsichtigen Fülle des Dichtens und Denkens krystallisirt hat, desto mehr ist diese partikuläre Poesie des schwäbischen Volkes naturgemäß auf das Niveau der deutschen Bildung überhaupt herausgehoben und der tiefste und innerlichste Vermittlungsprozeß gegeben.

Innerhalb desselben stehen auch die Bemühungen eines Mannes, in dem das schwäbische Lied eine wahlverwandte Pflege gefunden hat. Es ist Fr. Silcher, Musikdirektor in Tübingen, der durch seine musikalischen Leistungen um den Gesang seines Vaterlandes in Kirche und Schule, in häuslichem und geselligem Kreise sich mannichfach verdient gemacht hat. Entschieden ist sein Talent für das Volkslied.

Die innigen Töne, welche ihm in den heimathlichen Remsthale entgegentönten, weckten in ihm das Verständniß und das Gefühl für die Musik des Volkes, für die süßen, reinen und einfachen Laute, in denen das Volk sein Herz ausströmt. Er war einer der ersten, welche von dem frischen Zuge des volkspoetischen Treibens angeregt, den Volksmelodien sich zuwandten. Es mußte ihm leicht sein, aus den Erinnerungen seiner Kindheit jene Töne herauf zu rufen, die nur des Meisters warteten, um neu belebt in verjüngter Schöne zu ihren Ursprüngen zurück zu strömen. So gab er seinem Volke seinen Gesang wieder — er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn mit Jubel auf. Damals, als er das wunderliebliche Lied aus seinem Heimathsthale: „Jetzt gang i an's Brünnele ꝛc." zum erstenmal, vierstimmig gesetzt, seinen akademischen Schülern und Freunden bot, und sie es in fast trunkener Begeisterung dort auf der Brücke des rauschenden Neckars, im Schimmer des Mondes immer und immer wieder

in die stille Nacht hineinsangen, — fürwahr der Schwabe hatte sich selber wieder gefunden und nur Ein Gefühl, das Gefühl des eigensten, tiefsten Lebens durchglühte die Menge, welche, Jung und Alt, den Tönen lauschte. — Silcher hat sich nicht auf die schwäbischen Lieder beschränkt, sondern mit gesundem Takte pflückte er, wo sich in der Nähe und Ferne Tiefes und Schönes aus dem Volke und für das Volk bot. Bis jetzt sind fünf Hefte mit je zwölf Volksliedern und eine eigene Sammlung ausländischer Volksmelodien von ihm erschienen. — Fand sich noch die alte Melodie vor, so begnügte er sich mit zartem Finger die Auswüchse zu beschneiden, das Fehlende zu ergänzen, das Mangelhafte zu vollenden. Fand sich nichts Brauchbares vor, so wußte er mit sicherem Takte die innigen und reinen Töne anzuschlagen. Sein diatonischer Satz vermeidet mit entschiedener Wahrheit die fremden halben Töne, die gezierten Spielereien, Schnörkel und Triller, in denen sich ein bizarrer Operngeschmack gefällt. — Was er aus der Frithjofs Sage komponirt hat, zeigt nicht minder das ganz besondere Talent des Künstlers, die Volksweisen der verschiedensten Nationen sich anzueignen und den nationalen Liederstoff im angemessenen Gewande auftreten zu lassen, so daß selbst Eingeborne sie nicht von ihren originalen Melodien unterscheiden.

Gewiß ist, was Gervinus sagt, „man mag sagen was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie ist von wenigen theoretischen Meistern, welche entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Liedes selten in die Texte der neuern Dichter einging.“ Nicht umsonst sind unsere gefeiertsten Komponisten an diesem Problem gescheitert, und fast allein K. M. von

Digitized by Google

Weber konnte sich des Gelingens seiner Bemühungen rühmen. Die schlichte Einfalt, das naive Bewußtsein und das harmonische Gefühl des Volkes mag nur derjenige wieder in sich finden, dem es eben sein Volk zu Theil werden läßt. Silcher ward unter dem Volke geboren und erzogen, er hat die heimischen Anschauungen nie verloren und darum gelingt es ihm so gut, in die Stimmung des Volkes sich zu versetzen, dem leisen Hauche seines Fühlens und Empfindens zu lauschen. —

Alle diese Erscheinungen bezeugen die tiefe Substanzialität des schwäbischen Geistes; nicht leicht ist eine Nationalität so in sich gediegen und kräftig — mit Recht darf daher auch Schwaben stolz auf seine Dichter und Sänger sein, welche ihm so sehr zu eigen sind und sein innerstes Wesen, seine innerlichste Anlage in künstlerischen Gebilden an die Welt herauszugebären wissen.

II.

Die Prinzessin.

Ein Lebensbild

von

d. F. v. W.

Lord Lindlow sah von den Fenstern seiner Wohnung in Baden-Baden der Ankunft von Reisenden zu, welche er an Wagen, Gepäck und Dienerschaft für vornehme Russen zu erkennen glaubte. Ein neben ihm stehender junger Mann bestätigte diese Ansicht, äußernd, daß es der, zum Gesandten in Neapel ernannte Fürst L. mit Familie sei, welcher anlange und wahrscheinlich in einer milden Temperatur auf eine heißere sich vorzubereiten gesonnen wäre. „Das wird," fügte er hinzu, „Sie angenehm zerstreuen, Lindlow; ein russischer Fürst! man sieht deren freilich genug in ganz Europa, dennoch liegt in dem bloßen Klange eine schauernde Anregung, welche die ganze furchtbare Wildniß nördlicher Eissteppen, und als Gegensatz den auserlesenen Luxus des Orients vor Augen führt. Solch' ein russischer Fürst ist eigentlich ein, vom Geschick aufs Aeußerste begünstigter Halbwilder, welcher das, seiner Nation eigenthümliche Geschick besitzt, einigen äußern Firnis sich anzueignen. Da ist Fürst L.! —

Noch immer ein schöner Mann! Jene Dame dort ist die Fürstin und da, da endlich kommt das Prinzeßchen zum Vorschein."

Lord Lindlow bemerkte lächelnd, daß diese auf den Titel Prinzessin, nachgerade einigen gerechten Anspruch zu haben scheine.

„Ihrer hohen Gestalt nach, allerdings, übrigens die volle Blüthe der Jugend, ein halbes Kind noch, sie kann nicht siebzehn Jahre zählen."

„Ach, Wester, wie rasend ennuyant!"

„Was? siebzehn Jahre ennuyant! o lieber Freund, wenn dies Alter Sie nun auch langweilt! — Hätte ich jene Zeit zurück, wo ich — siebzehn Jahre! es ist ordentlich rührend."

„Sie konnten damals doch höchstens ein sehr fader Bursche sein. Wollen Sie wirklich bleiben, allem diesem Auspacken zuzusehen? — Ich wenigstens gehe dieser tödtenden Langenweile aus dem Wege."

„O weh, wenn meine Belustigung davon abhängen soll, daß Ihnen etwas Zeitvertreib gewährt — Küchengeräthe! auf meine Ehre! diese Russen werden am Ende noch ihre Paläste mit sich führen. Nein, warten Sie noch, Lindlow, ich wollte Ihnen sagen, daß ich die Bekanntschaft des Fürsten zu jener Zeit machte, als mein völlig gesunkener Stern oder vollkommner Wahnsinn, wie Sie wollen, mich nach Petersburg führten. Daß ich die Reise überlebt habe! Man behauptet, daß meine Gesichtsfarbe sich dort gehoben und das ist möglich, denn ich wusch mich beständig mit Eiskugeln. Uebrigens ich in Rußland! wenn man sich das denkt! ich, der ich mich in allen meinen Träumen immer nur an die Ufer des prächtigen Bosphor versetzt sah, in

Rosenlauben, auf seidenen Polstern hingegossen, im Orangenduft schwelgend. Ich werde Ihnen keine Ruhe lassen, bis Sie einmal die Reise dorthin mit mir unternehmen."

Lord Lindlow lächelte geringschätzig: „Wenn das geschieht, wird es schwerlich sein, um in Rosenlauben zu ruhen."

Lord Lindlow war ein junger Mann, der noch nicht dreißig Jahre zählte und den ein günstig-ungünstiges Geschick sehr früh in den Besitz voller Unabhängigkeit und eines glänzenden Vermögens gesetzt hatte. Damals, in einem Alter, welches höchstens zu Hoffnungen berechtigte, zeigte er bereits, daß sehr zarte Begriffe von wahrer Ehre ihm nicht fremd wären, denn gegen jede abmahnende Vorstellung bestand er mit großer Willensfestigkeit darauf, Schulden tilgen zu wollen, welche sein Vater hinterlassen, und zu deren Abtragung ihn nur sein richtig fühlendes Herz verpflichten konnte. Der erste aus seinem Glück hervorgehende Uebelstand war die Berechnung derer, welche ihn umgaben. Lord Lindlow war in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren und verband mit einem durchdringenden Verstand eine einnehmende Gestalt, Rang und Reichthum, so konnte es nicht fehlen, daß Viele sich vereinigen mußten, ihm zu schmeicheln, ihn zu verwöhnen und zu verleiten. Mit frischem Jugendmuth betrat er die Bühne des Lebens, mit zum Theil empfundenen, zum Theil angenommenen Ueberdruß blickte er in dem Alter von neunundzwanzig Jahren auf eine Laufbahn zurück, welche mehr glänzend, als befriedigend gewesen, und schien in der Gegenwart, wie in der Zukunft, nur Langeweile zu empfinden und vorauszusehen. —

Bei seinem Eintreten in die Welt, war Lord Lindlow's

Herz von einer tiefen und herzlichen Neigung ergriffen worden, und das Glück, welches ihm auf allen Wegen entgegen kam, begünstigte ihn scheinbar auch in der Liebe. Seine Huldigung wurde angenommen, seine Leidenschaft, dem Anschein nach, erwiedert und dennoch gelangte er später zu der Ueberzeugung, daß ein Anderer die volle Zuneigung Derjenigen besitze, welche von ihm nur seinen Rang und seine Glücksgüter begehrte. Nach dieser Entdeckung zog er mit einer Geringschätzung sich zurück, deren kalter Hohn nicht die Einzelne traf, sondern auf das ganze Geschlecht sich bezog. Sein Herz war aufs Tiefste verwundet, sein Stolz, seine Eitelkeit, bis dahin nur in süße Träume eingewiegt, zeigten, auf solche Weise enttäuscht, sich in ihrer vollen Stärke, und die Welt, welche Alles thut, die Glückskinder dieser Erde zu verwöhnen, belächelte heimlich alle jene Schwächen, welche ihre Gunst hervor gerufen und geschaffen. Im tiefen, bittern Unmuth beschloß Lord Lindlow, nie mehr lieben, nie mehr Empfänglichkeit für Anmuth zeigen zu wollen, aber ein so eifriger Verehrer der Schönheit hätte bei diesem Gelübde weniger auf seine Stärke rechnen sollen. Im Verlauf der Zeit fühlte er sein Herz noch öfter bewegt und zur Bewunderung sich hingerissen, mehr denn einmal flößte er wahre, zärtliche Neigung ein, aber sein Glaube daran war verloren gegangen und fest entschlossen, sich nimmer vermählen zu wollen, erregte er durch seine Lebensstellung, durch Jugend und sichtliche Erregbarkeit des Gefühls, Erwartungen und Ansprüche, welche an seinen Vorsätzen scheiterten. —

So war die schönste Jugendzeit verflossen, diejenige wenigstens, die man im Allgemeinen dafür gelten läßt, und

in dem Alter, wo erſt ruhige, beſonnene Würdigung des Lebens beginnt, und welches man daher wohl die ſchönſte Jugendzeit des Mannes nennen dürfte, empfand Lord Lindlow jenen Ueberdruß, der zur Hälfte wahr aus ſeinem Innern hervor ging, zur Hälfte für eine Sonderbarkeit gelten ſollte, und auf jede Weiſe an den Tag gelegt wurde. In allen Zirkeln, wo er ſich zeigte, geſchah das Mögliche für ſeine Unterhaltung, und wo höfliche Sitte gebot, jede Aeußerung der Langeweile zu unterdrücken, glaubte man dennoch auf ſeinen Lippen die wohlbekannten Worte: Unermeßlich ennuyant! ſchweben zu ſehen. So erhielt er Alles um ſich her in Spannung und ſah von manch' ſchönem Auge das Zuſammenziehen ſeiner Augenbrauen, den Ausdruck ſeines Mundes mit ängſtlicher Sorge bewacht.

So unleugbarer Schwächen unerachtet, hatte Lord Lindlow, wenn gleich er dies zu verbergen bemüht war, eine reine Friſche und Tiefe des Gefühls ſich bewahrt, welche ernſter Anläſſe bedurfte, um lebendig hervorzubrechen; er hatte ein Theilnehmen am Schickſal Anderer in ſich feſtgehalten, welches der größten Opfer, des regſamſten Wirkens ſich oftmals fähig zeigte. Sich mehr ſchadend als Andern, ein Darbender in der Fülle des Glücks, wurden alle Uebelſtände vernachläſſigter Bildung an ihm klar. Die Welt hatte ihn erzogen, wie man Lieblingskinder erzieht, und des Geſchickes Hand ihn bis dahin nicht ſchwer getroffen. —

Wenige Tage nach des Fürſten L. Eintreffen in Baden beredete Mr. Weſter, jener junge Mann, der ſeiner Bekanntſchaft mit demſelben ſich gerühmt, Lord Lindlow ohne Schwierigkeit, ſich von ihm dort einführen zu laſſen. Dieſer hatte die Damen ſeit dem Tage ihrer Ankunft nicht wieder

erblickt und ein flüchtiges Gefühl von Neugier veranlaßte die Annahme des Vorſchlags.

Der Fürſt empfing beide Herren mit großer Artigkeit, Lord Lindlow in ſeiner Mutterſprache anredend, in welcher auch die Damen, die Fürſtin und ihre Tochter, geläufig ſich ausdrückten. Die Erſte, deren Antlitz noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, konnte mit ihrem anmuthig geiſtreichen, naiven und anſpruchsvollen Weſen, nur in höheren Zirkeln ſich gefallen und Anerkennung finden; jede Bewegung war Grazie, ein vollendetes Studium, welches durch lange Gewöhnung zur Natur geworden, jedes Wort voll ſinnreicher Bedeutung, und obwohl die Fürſtin in reichen, einfachen Stoffen und Spitzen, faſt Matronenhaft verhüllt erſchien, blickte dennoch durch das Alles die reizende Kunſt hervor, welche in Faltenwurf, in Tragen und Ordnen der Gewänder einnehmende Anmuth zu legen verſteht. Man ſah, daß ſie des angenehmen Eindrucks ihrer äußern Erſcheinung ſich bewußt ſei, es lag dies im wohl berechneten, nachdenklichen Blick und Aufſchlagen der ſchönen Augen, im Spiel der bewunderungswürdigſten Hände. Willig aber vergab man einer ſo hochgeſtellten Frau den ſchmeichelhaften Wunſch, gefallen zu wollen, und zwar um ſo eher, da ſie ſtets für ihre Umgebung ein bezauberndes Lächeln, ein gewinnendes Wort bereit hatte.

Einen ſeltſamen Abſtand bildete das Benehmen der jungen Prinzeſſin gegen dasjenige ihrer Mutter; kaum der Kindheit entwachſen, ſichtlich fein und ſorgfältig gebildet, lag in ihrem ganzen einfachen Weſen jener Seelenausdruck, voll Reinheit und Güte, den keine Kunſt nachzuahmen verſteht. Lord Lindlow betrachtete die junge Fürſtin mit ſicht-

licher Theilnahme, es lag etwas in ihrem Aeußern, was ihn anzog und welches er ſich kaum zu deuten wußte; ſie war über Mittelgröße, ſchlank und zierlich gewachſen, aber das liebliche Ebenmaß der Geſtalt war auf das Antlitz nicht übertragen und eben von dieſem fühlte der junge Mann ſich ſeltſam gefeſſelt. Haar vom ſchönſten, tiefſten Schwarz umgab die Stirn, unter welcher dunkle Augen, lebhaft und doch rührend hervorblickten, die nicht ausgezeichneten Züge erhielten durch eine klare Marmorbläſſe Bedeutſamkeit, und der ſchwach geröthete Mund war von jener ſüßen Weichheit, welche oft ausdrucksvoller als das Auge ſelbſt innige Gefühlstiefe verräth. — Lord Lindlow hatte viele anmuthige Frauen geſehen, alle, denen er gehuldigt, waren ſchöner als Prinzeſſin Wera, und ſo mußte er ſich geſtehen, daß dieſe wahrſcheinlich nur durch eine, vom Gewöhnlichen abweichende Geſichtsbildung ſeine Aufmerkſamkeit errege. Höflich empfangen, ſich ſelber einnehmend bezeigend, deutete Lord Lindlow dennoch bei dieſem erſten Beſuche nach kurzer Friſt, ſeinem Begleiter durch einen Blick an, daß er geſonnen ſei, ſich zu entfernen, worauf denn auch dieſer ein Gleiches zu thun, ſich gezwungen ſah.

Dem Lord auf deſſen Zimmer folgend, brach Mr. Weſter dort in lebhafte Ausbrüche des Unwillens aus: „Auf meine Ehre, Lindlow, ich begreife Sie nicht. Was hatten Sie wieder für Eile? Der Fürſt ſtand im Begriff, mir von dem Caviar anzubieten, der auf ſeinen eignen Gütern bereitet wird, wenn man ſich das denkt! aber Sie — und die Prinzeſſin, ſolch ein Kind der Wüſte! auf Sie macht, glaube ich, nichts mehr Eindruck.“

Lord Lindlow lachte: „Das Langweilige ausgenommen.“

Mr. Weſter hielt beide Ohren zu: „Nein, ich will und kann das verwünſchte Wort nicht mehr hören. Unter die Erde werden Sie mich damit bringen. Wenn die Damen Sie nun auch langweilen —"

„Natürlich, weshalb dieſe nicht? —"

„Himmel! ich Thor, ich ganz verwünſchter Thor, daß ich nicht von Ihnen laſſen kann! aber freveln Sie nur, treten Sie alle Poeſie mit Füßen, die Strafe wird nicht ausbleiben."

Unerachtet ſeiner Grillen liebte Lord Lindlow eine anſprechende Geſelligkeit und war ſtets in den beſten Kreiſen zu finden; vom Fürſten L. ſchmeichelhaft ausgezeichnet, fand er im häuslichen Zirkel deſſelben die gaſtlichſte Aufnahme, und eben dadurch Gelegenheit, die junge Fürſtin näher zu beobachten. Wie er des Lebens überdrüſſig zu ſein ſchien, ſo konnte jene, im Gegenſatz, deſſelben nicht froh genug werden, es war ein Schatz, in deſſen Beſitz ſie ſich fühlte und deſſen Reichthum ihr unerſchöpflich ſchien. Aehnliches war dem jungen Manne ſehr häufig vorgekommen, nicht aber Gleiches; eine ſo liebenswürdige Weiſe, ſeiner Jugend froh zu werden, war ihm bis dahin fremd geweſen. Ihre innige Freude am Leben äußerte ſich nicht im Jagen nach Vergnügungen, in kindiſcher, alleiniger Freude an Putz und Tanz, kaum hätte man ſagen können, was ſie entzückte, da ihr Gemüth allen Eindrücken offen ſtand, vor Allem jedoch waren es die Wunder der Natur, welche ihren regſten Antheil in Anſpruch nahmen. In Petersburg erzogen, immer dort lebend, mit Ausnahme weniger Monate, welche auf einer Villa in der Umgegend zugebracht wurden, war außer Rußland die ganze übrige Welt ihr fremd und kannte

ſie dieſelbe nur aus den Schilderungen ihrer Lehrer. Geleſen hatte ſie wenig, da ihre ſorgfältige Erziehung kaum beendet war und Muſik und ähnliche Talente, alle Zeit in Anſpruch genommen.

Zum Geſandten in Neapel ernannt, hatte der Fürſt den Weg bis Baden, wo ſeiner Gemahlin eine Kur verordnet worden, mit der unglaublichen Schnelligkeit zurückgelegt, welche die Reiſen vornehmer Ruſſen nicht ſelten bezeichnet; erſt dort war die Prinzeſſin zu rechter Beſinnung, zum Bewußtſein der überraſchenden Schönheit gekommen, welche ein mildes Klima, auch ohne Beihülfe der Kunſt, aus ſich ſelber entfaltet. Jeder ſchön geformte, reich belaubte Baum wurde mit Jubel von ihr begrüßt, jede üppig wuchernde Pflanze und Blume mit Staunen betrachtet, geliebt und bewundert. Das völlig Ungekünſtelte in dieſen Gefühlsregungen, verfehlte ſeine Wirkung auf Lord Lindlow nicht, es ſchien natürlich, in gleicher Lage, ſo zu empfinden, aber die Aeußerung dieſer Eindrücke, war liebenswürdig, es lag etwas Reines, Zartes darin, welches ihn auf alle Weiſe befriedigte und oft entzückte.

Der Fürſt, welcher ſein Leben in den europäiſchen Salons hingebracht, konnte unmöglich der Natur den Beifall zollen, der aus einem ungekünſtelten Herzen hervorgeht, dennoch liebte er auf ſeine Weiſe Parkanlagen, Blumen ſogar, welche er ſehr ſorgfältig durch ſeine Lorgnette zu betrachten pflegte, und empfand innige Freude am kindlichen Staunen ſeiner Tochter, welche mit einer Art religiöſer Bewunderung ſo viel Herrlichkeit auf Erden entdeckte. „Wenn ſie Neapel ſehen wird!“ ſagte er oft lächelnd, während ſeine Augen ihr mit väterlicher Liebe folgten.

Lord Lindlow sagte sich oft in einem andern Sinn: „Wenn sie einst lieben wird! glücklich, o glückselig Derjenige — und doch," fügte er wie aus Träumen erwachend hinzu, „wird sie später werden wie Alle. Ihr ganzer Reiz besteht darin, schuldloser zu sein, als man es selbst in diesem Alter gewöhnlich zu sein pflegt; jeder Lebenstag zehrt an solchem Gute, bis es dahin ist, für immer."

So glänzend und zahlreich die Gesellschaft in Baden sein mochte, war Lord Lindlow der einzige Fremde, zu dem der Fürst, ein Kenner ächter Vornehmheit, sich wahrhaft hingezogen fühlte. Er ritt als Auszeichnung dessen Pferde und bewog den jungen Mann zum täglichen Besuch seines Hauses. Die Fürstin, gegen alle Welt verbindlich, wußte dennoch mit feinem Takt den Schützling ihres Gemahls besonders auszuzeichnen, die Prinzessin bezeigte Lord Lindlow ein unverstelltes Wohlwollen, und so mußte es ihm in dem Kreise gefallen, wohin dringende Einladung und mehr noch innere Neigung ihn immer wieder zogen. Mit dem Fürsten und der Fürstin über großartige Lebensinteressen, Politik, Literatur und die Salons von Europa sich unterhaltend, waren seine Unterredungen mit Wera ohne Kunst und Anspruch, mehr dem Leben der Gegenwart entnommen. Bäume, Blumen, Luft und Duft, Religion und Glaube, Glück und Leid, machten die Grundlagen derselben aus, nicht aber die Religion der Völker, sondern ihrem eignen Gott vertrauenden Glauben, nicht das allgemeine Glück oder Leid der Welt, sondern ihre Freude, ihre kleine Trübsal und den Kummer und die Wonne Derer, die sie kannte, beredeten sie mit einander.

Wera dachte nicht entfernt daran, günstig auf Lord

Lindlow einwirken zu wollen, und dennoch that ſie es, ohne weitere Berechnung, ohne ihr Verdienſt, einzig durch die ſchuldloſe Jugendfriſche ihres Gemüths. Unwillkürlich nannte er das Wort Langeweile in ihrer Gegenwart niemals, und dieſe Unterlaſſung hatte ihren Grund weniger in dem Wunſch zu gefallen, als vielmehr in einer Art zarter Scheu, es ſie nicht bemerken laſſen zu wollen, daß man dieſer Welt, mit ihren Blumen, ihrer Muſik und anmuthigen Landſchaftsbildern, dennoch überdrüßig werden könne; er wollte ihr junges Herz mit ſolcher Darſtellung nicht vergiften. Nichts deſto weniger entſchädigte er für dieſen Zwang ſich höchſt ungezwungen in Mr. Weſter's Gegenwart und ſo bald die Thür des Fürſten ſich hinter ihm geſchloſſen, murmelte er gewiß: Wie ennuyant, wie raſend ennuyant! Jener, der ſich vom Fürſten, ſchon um ſeiner Bekanntſchaft mit Lord Lindlow wegen, ſtets höflich aufgenommen fand, konnte in ſolchen Augenblicken im gerechten Aerger erbleichen. „Wenn Sie es dort ſo wenig unterhaltend finden," wagte er einmal zu bemerken, „weshalb gehen Sie hin?" —

„Weil," war die ruhige Antwort, „ich mich anderweitig noch mehr langweile."

Diesmal erröthete Mr. Weſter vor Zorn und ſagte endlich nach kurzem Beſinnen: „Lord Lindlow ich will Ihnen etwas ſagen, Sie ſind reich und vornehm und ein ſehr liebenswürdiger Mann, auf Ehre, das ſind Sie, ich ſage es ohne Neid, obwohl es denkbar wäre, daß man Sie ſchöner fände als mich — Sie ſind größer — aber ich tauſche nimmer mit Ihnen, nein, lachen Sie nur nicht, ich tauſche nimmer!"

Ein feines Lächeln, ein Ausdruck von Gutherzigkeit

überflogen des Lords Züge: „Ihnen würde ich das auch nicht anrathen," entgegnete er freundlich.

Allmälig bereitete der Fürst auf seine Reise nach Neapel sich vor, als guter Diplomat den Tag der Abreise nicht nennend, ertheilte er gleichwohl leise Winke, und seiner Dienerschaft den strengen Befehl, jegliche Minute für eine möglich sehr schleunige Abreise, Alles bereit zu halten. Lord Lindlow war auf ein solches Ende gefaßt, darauf aber nicht, daß diese Trennung so schmerzlich ihn ergreifen würde; mit kalter Besonnenheit des tiefsten Trauerns sich bewußt, legte er in nutzloser Selbstquälerei, die Entbehrung sich auf, jede Lebensfreude fortan zu missen, welche aus dem Umgang mit Wera ihm entsprossen. Er durfte nur reden, und sie, er fühlte es, sie würde ihn nicht zurück gestoßen haben, aber sein wunderlich begehrsames Herz verlangte mehr als das erste Aufwallen des jugendlichsten Gefühls. In finsterer Laune sagte er sich, daß nichts ihm Gewähr für eine Zärtlichkeit leiste, welche in einem ungeprüften Herzen leicht empor lodere, um noch leichter sich wieder zu verflüchtigen; der Ausdruck Zärtlichkeit schien ihm überdies schon übel gewählt, nein, diese war in Wera's Herzen nicht für ihn da, was sie empfand, beruhte auf dem Eindruck des Augenblicks, den der Zufall verstärkt hatte, und gleichwohl sollte dieses Gefühl für die Dauer eines ganzen Lebens aushalten.

Als der Augenblick des Abschieds kam, mit welchem man Lord Lindlow bekannt gemacht, fand er in den Gemächern des Fürsten sich ein, das letzte Lebewohl zu sagen. Lebewohl pflegt selten ein ganz leichtes Wort zu sein, hier war es ein unendlich schweres; das Leben ist so reich an Gütern nicht, daß wir von Menschen, denen wir gefielen

und die auch uns innig befriedigten, mit leichtem Sinn scheiden dürften. Auf solche Weise wenigstens suchte Lord Lindlow die schmerzliche Bewegung seines Herzens zu erklären.

Fürst L. zeigte ungewöhnlichen Antheil: „Ich hoffe, Sie werden uns in Neapel besuchen, gewiß, Lord Lindlow, ich rechne fest darauf — warum," fügte er lebhaft hinzu, „folgen Sie uns nicht sogleich? jung, reich, unabhängig wie Sie sind, wo kann man besser leben, als in Neapel! Nun, darf ich hoffen, daß wir Sie bald dort sehen werden?"

Ein Aufblitzen von Hoffnung und Freude, durch tiefe Trauer, der süßeste Blick, den je ein Frauenauge gespendet, traf Lord Lindlow und schien seine Antwort bestimmen zu wollen. Sein Herz bebte, seine Lippen zögerten, da sieg'e der kalte Stolz des Welterfahrenen, und er entgegnete mit höflicher Wärme, wie sehr er beklage, so bald an eine Reise nach Italien nicht denken zu können, von wo er vor wenigen Monden erst zurück gekehrt. „In diesem Augenblick," fügte er, mit einnehmendem Blick auf die junge Fürstin, hinzu, „scheint es mir zweckmäßig, in mein Vaterland heimzukehren, auf meinen eigenen Besitzungen zu leben und zu wirken, und der Segnungen des schönen Englands mich zu erfreuen. Unauslöschliche Erinnerungen werden mich begleiten und meine Gedanken den Weg über das Meer zu finden wissen."

In diesem Nachsatz lag eine Art Genugthuung für das junge trauernde Herz, denn sie hatte ihm oft ihre Verwunderung darüber geäußert, wie er so lange aus einer reizend geschilderten Heimath abwesend sein möge, von einem Eigenthum sich trennen könne, dessen Annehmlichkeit er zum Theil erst geschaffen; sie hatte ihn oft mit kindlichem Eifer

gebeten, die Vaterlandsliebe nimmer in seinem Herzen ersterben zu lassen. So war es ihr Rath, den er scheinbar ausführte. — Ein förmlicher Abschied erfolgte jetzt, Lord Lindlow benahm sich, dem Fürstenpaar gegenüber, mit gewinnender Feinheit, aber diese verließ ihn, als er der Prinzessin nahte; ein Blick in diese rührenden Augen und er hörte auf, Weltmann zu sein, um als ein tief fühlender Mensch sich zu zeigen, der die Trostlosigkeit des Augenblicks empfand. Langsam beugte er auf ihre schöne Hand sich nieder, so langsam, daß Thränen aus ihren Augen auf seine Wange herab fielen; Thränen, ächte Thränen, vom unendlich quälenden, inneren Jammer erpreßt, und er ging dennoch und kehrte, ein Einsamer, des schönsten Lebensglücks Beraubter, in seine Gemächer zurück. —

Nach des Fürsten Abreise begab Lord Lindlow sich in der That nach England, die Vorstellung, daß liebe Gedanken ihn dort aufsuchen und begleiten würden, übte einen magischen Einfluß, dem er süß träumend sich hingab. — Sein Wille, eine aus Grundsatz angenommene Festigkeit, hatten den Sieg über sein Herz davon getragen, aber dieser Erfolg gehörte zu denen, welche die Sieger beweinen. Von Lindlowhouse schrieb er an den Fürsten und empfing sehr bald eine gütige, ausführliche Antwort. „Meine Tochter," berichtete der Fürst, „ist, wie Sie leicht denken werden, in einem Rausche des Entzückens und ich werde Sorge tragen, daß ihr schönes Talent für Zeichnenkunst und Malerei hier eine genügende Ausbildung erhalte."

Diese Zeilen übten auf den Empfänger einen erkältenden Einfluß. In einem Rausche des Entzückens? und er war fern! „o die Frauen," murmelte er mißmüthig, „kommt

nichts Anderes ihnen in den Weg, ſo lieben ſie Bäume, Blumen, das Meer und die Luft, und vergeſſen darüber, was ihnen doch theuer war. Ihr jugendliches Herz begann für mich zu fühlen, ein Wort von mir, und — aber ich habe," fügte er ſtolz ſich aufrichtend hinzu, „dies Wort nicht ausgeſprochen, noch bin ich frei, und will es bleiben."

Nach einiger Zeit wurde ein zweiter Brief nach Neapel abgefertigt, welcher jedoch nicht mehr unter dem Einfluß jener magiſchen Täuſchung geſchrieben war, die dem erſten überzeugende Wärme verliehen hatte. Die Antwort erfolgte, aber auch dieſe erſchien in leiſer Rückwirkung weniger befriedigend, und der Fürſt gedachte ſeiner Familie nur in höflicher Beziehung zu Lord Lindlow. Nur ein kalter Gruß Demjenigen, der ſo vorgezogen worden, der ſo feſt darauf gerechnet hatte, lange vermißt und betrauert zu werden! — Nach dieſer Erfahrung unbefriedigter, mißmüthiger ſich fühlend, als gewöhnlich, und durch kein ächtes Band der Liebe und des Vertrauens an England geknüpft, wurde Lord Lindlow des Aufenthalts dort nur zu bald überdrüßig. Nach langem Wählen und Schwanken trugen Mr. Weſter's flehende Bitten den Sieg davon, und eine Reiſe nach dem Orient ward beſchloſſen und angetreten. Mr. Weſter könnte als Begleiter eines geiſtreichen Mannes einiges Befremden erregen, wäre man nicht daran gewöhnt, in der Umgebung ſehr lebhafter und kluger Perſonen, von jenen unbedeutenden Weſen wahrzunehmen, durch welche ihr Geiſt anſcheinend zu einiger Ruhe gelangt und an deren Thorheit ſie ſich, ziemlich unbegreiflicher Weiſe, aufs Beſte beluſtigen. —

Fürſt L. war zu weltklug, um ohne Billigkeit zu ſein, und Lord Lindlow's Ablehnen ſeiner Einladung keineswegs

übel empfindend und sogar einige Sympathie für eine Festigkeit hegend, welche nicht jedem Ansinnen sich füge, vermißte er demungeachtet die ihm angenehme Gesellschaft des jungen Mannes und zeigte mitunter einen Anflug übler Laune, auf welche dies Entbehren einwirken mochte. — Die Fürstin empfand die Beschwerde der Reise, ihr galt überdies die Natur Nichts, der Umgang mit geistreichen Menschen Alles, und da der Fürst in ihre Ansichten selten, oder doch auf eine absichtlich ruhige und kalte Weise einstimmte, beschränkte sie sich auf ein fast gänzlich passives Verhalten, wie sehr man es ihren klugen Augen auch ansehen mochte, daß sie in ihrem Innern die verschiedenartigsten Gedanken verarbeite.— Auf solche Weise sah Wera sich allen Erinnerungen überlassen und in die Nothwendigkeit versetzt, jeden neuen Eindruck des Landes und der Gegend einsam in ihr Gemüth aufzunehmen. So wurde Neapel nicht auf solche Art erreicht, wie sie der herrlichen Reise und der bezaubernden Aussicht in die Zukunft würdig gewesen wäre. Einmal dort angelangt, gewann Alles einen freundlicheren Anstrich, die Fürstin richtete sich ihre Gesellschaft, wie ihre Gemächer, auf gewohnte Weise ein, und auch der Fürst fühlte durch einen festen, ihm angenehmen Standpunkt sich vollkommen befriedigt.

Wera hätte man einer Knospe vergleichen mögen, welche durch trübe Tage niedergebeugt, erst im lichten Sonnenschein das Köpfchen allmälig erhebt und liebliche Frische wiederstrahlt. Diese jungen, unverwöhnten Augen mußten das schöne, unvergleichliche, glänzende Neapel mit doppeltem Entzücken begrüßen, aber jeder Blick auf die Schönheit dieser Erde war ein Gruß an Lord Lindlow. Je mehr sie

bewunderte, um so inniger vermißte sie ihn, und dies Herz, dessen Zuneigung er besaß, welches noch nicht wußte, was Leidenschaft sei, wurde durch manch' stillen Seufzer gehoben, und der Rausch des Entzückens, der ihn beleidigte, war ein Rausch der Liebe, welcher seiner bei jedem Gefühl der Bewunderung gedachte.

Seinem Vornehmen gemäß, war Fürst L. bald nach seiner Ankunft bemüht, einen passenden Lehrer für seine Tochter aufzufinden und blieb endlich, durch manche Empfehlung in seiner Wahl unschlüssig, bei einem jungen Maler stehen, dessen ruhige, bescheidene Höflichkeit ihn ansprach. Herr Wesly, welcher bereits durch verschiedene werthvolle Bilder Aufmerksamkeit erregte, war ein Deutscher, und obwohl er dem Aussehn nach vollkommen für einen Italiener hätte gelten können, hatte er doch fast nichts von der diesem Volke eigenen lebhaften Gestikulation und Beweglichkeit angenommen, wenn gleich der größte Theil seiner Jugend in Italien verflossen war. Seine glänzenden Augen umfaßten einen Ausdruck von Tiefe und Sinnigkeit, der selten zu wechseln pflegte, der stehende Ausdruck des wohlgeformten Mundes war Ernst und Ruhe, die Sprache, durch eine gewisse natürliche Modulation wohllautend, seine Unterhaltung einsylbig. So war das äußere Bild des Mannes beschaffen, der ein Amt übernehmen sollte, welches ihm von Vielen, mannichfacher Beziehung halber, beneidet wurde, von ihm aber mehr aus vernünftiger Ueberlegung angenommen ward.

Ein an den allgemeinen Salon stoßendes Cabinet war, nach Angabe des jungen Malers, auf eine Weise eingerichtet, welche das richtige Einwirken des Lichts begünstigte und nachdem alle Vorkehrungen beendet, begannen die Zeichnen-

stunden, da vorläufig an Malen noch nicht gedacht werden sollte. — Herr Wesly war in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, höhere Zirkel nur insofern kennend, als seine Kunst ihm in einigen Familien der vornehmen Welt vorübergehende Aufnahme verschafft. Seine Manieren waren einfach und er wußte, durch innern Takt geleitet, jeden Anstoß zu vermeiden. Indem die Unterhaltung mit jungen Künstlern sich gewöhnlich nur um ihr Fach dreht, erreichen sie in derselben eine gewisse Bildungsroutine, durch die sie gewählte und selbst poetische Ausdrücke sehr bald sich zu eigen machen, und zudem empfindet jeder Künstler, Layen gegenüber, ein Uebergewicht, welches zu einer besonnenen Haltung verhilft. Wesly war ein Mensch mit reinem Herzen, mit gewöhnlichen, nicht ausgezeichneten Geistesanlagen, worüber jedoch seine Verständigkeit und sein einfaches Benehmen auf eine für ihn glückliche Weise täuschten. Man fühlte sich geneigt, ihn für ein Kind der Natur zu halten, an welches nur der Schleifstein feiner Bildung gelegt zu werden brauche, damit es für eine höhere Bestimmung ausgerüstet erscheine; der tiefe Blick seines Auges, der angenehme, keineswegs rauhe Ernst seiner Züge mochten diesen Glauben theilweise veranlassen und bestärken. Eine innere Stimme sagte ihm, daß die Beziehung, in welche er zu dem Hause des Fürsten getreten, eine auf manche Weise bedenkliche sei, und er beschloß, durch ungewöhnliche Behutsamkeit jeden Anlaß zu meiden, wodurch die durchgreifenden Formen, welche großen Herren eigen zu sein pflegen, ihm als Künstler und Mensch zu nahe treten möchten.

So wie intriguante und anspruchsvolle Menschen einer gewissen Theorie des Benehmens bedürfen, so sollten dagegen

einfache Wesen sich niemals mit solchen Vorsätzen plagen, da bei ihnen die natürlichen Regungen des Augenblicks über alle Kunst die Oberhand gewinnen. Mit Einfachheit empfangen, mit Höflichkeit behandelt, fühlte Wesly sich sehr bald in jener ruhigen Stimmung, in welcher man sich bewußt ist, an seinem Platze zu sein und dies von Andern gewürdigt zu finden. Während der ersten Zeit boten lehrreiche Mittheilungen über seine Kunst, reichen Stoff zur Unterhaltung, bald jedoch ging man vom Einzelnen mehr ins Allgemeine über, und der abweichende Farbenton der Gemälde verschiedener Meister leitete auf denjenigen, welcher über die verschiedenen Länder der Erde sich verbreitet findet.

Die junge Fürstin erzählte mit kindlicher Beredsamkeit von Rußland und suchte ihrem jugendlichen Lehrer jenen schroffen Wechsel recht anschaulich zu machen, durch den man den Frühling, dem keine Zeit zu langer Vorbereitung gelassen, urplötzlich aus winterlicher Hülle hervorbrechen sehe, im Gegensatz auch des Winters gedenkend, dessen eisiger Hauch mit gleich überraschender Schnelle jede Pracht der Vegetation zu zerstören pflege. Wesly, der aus Neigung wenig sprach, schenkte diesen Schilderungen die höchste Aufmerksamkeit und fand nach einiger Zeit sich so in Petersburg zu Hause, daß er sich allenfalls getraut haben würde, dort ohne jede Nachfrage sich zurecht zu finden. Oft fiel es schwer, ein heimliches Lächeln zu unterdrücken, wenn Wera im Eifer ihrer Mittheilung unbefangen sagte: Neben der Wohnung des Staatsraths R., oder: neben dem Palast des Fürsten M. — Wesly ließ denn wohl solche Oertlichkeiten sich näher erklären, um nach der gegebenen Beschreibung die angedeuteten Behausungen zu zeichnen, auf solche Weise

zur unaussprechlichen Freude und Bewunderung der Prinzessin, ein Andenken an die Heimath ihr vor Augen führend.

So unermüdlich Jene erzählte, so bereitwillig der junge Maler zuhörte, dennoch mußte endlich dieser Stoff sich erschöpfen, und nun befragte sie ihn über sein Vaterland und seine Verhältnisse. Mancher meint wohl darüber ruhig, fast gleichgültig zu denken, wo aber die Aufforderung davon zu reden ihn trifft, empfindet fast Jeder, daß die Liebe zum Vaterlande, die Vorliebe für persönliche Verhältnisse, nimmer im Herzen ersterben. Auch Wesly fühlte von dieser Mahnung sich lebendig ergriffen, seine Jugendzeit, seine Heimath standen lieb und klar vor seiner Seele und als er nun bedachte, wie glücklich er als Knabe, als Jüngling auch gewesen, wie selig und frei, da erschien aller Glanz der Verhältnisse ihm nichtig und gering und er gedachte ohne jede Scheu, ohne Anflug von Verwirrung der beschränkten Lage seiner Eltern, daß Alles kaum gereicht und sie eben deshalb sich unter einander nur mehr noch geliebt, und von Herzen fröhlich gewesen wären. Wie es Wera ergangen, erging es jetzt ihm, ihre Theilnahme riß ihn hin, weiter und immer weiter, er sagte zuletzt Alles, was er Keinem noch mitgetheilt; mit welcher Freude von ihm und den Geschwistern der Vertheilung des Frühmahls und des Abendessens entgegen gesehen worden; Beides habe nur in Milch und Brod bestanden und oftmals die Austheilung nicht im Verhältniß zum Hunger der Empfangenden sich erwiesen, wie die Mutter aber wohl gewußt, durch ein freundlich Wort das Stückchen Brod zu vergrößern, durch einen holden Blick es in das Beste zu verwandeln, so daß

jeder ſeinen Antheil freudig empfangen, ihn fröhlich verzehrt habe. —

Wera hörte dem jungen Manne zu, wie man auf ein unterhaltendes Mährchen horcht; entſchiedenes Elend, wahre Armuth waren ihr wohl vor Augen gekommen, nicht aber ein bürgerliches Behelfen bei zahlreicher Familie; ihr mitleidig erregtes Herz fühlte noch jetzt jedes Entbehren mit ihm, obgleich er betheuerte, es ſei keines geweſen. In Gedanken verſunken ſah ſie den Tiſch vor ſich, um welchen die fröhliche Kinderſchaar ſich aufgeſtellt, ſah die Mutter mit dem Brod in den Händen, ſeligtraurig, den Lieben Etwas, aber nicht mehr geben zu können. Leiſe Seufzer hoben ihre Bruſt, ſie empfand, daß es rein menſchliche Leiden und Freuden giebt, welche die Reichen dieſer Erde niemals kennen lernen; Leiden und Freuden! ach, aber die Freude ſo groß, daß das Leid mit Demuth zu tragen ſei. — Ihre ausdrucksvollen Augen forſchten weiter, und gerührt von ſolchem Antheil erzählte er fort und fort, wie die Eltern geſpart und geſorgt, für jedes Kind etwas zu erübrigen, damit einſt davon die Bildung deſſelben vollendet werden möge; guten Menſchen ſei ein ſo ſorgliches Streben nicht unbekannt geblieben und dieſe hätten mit geſorgt und geholfen, ſo daß es auch ihm möglich geworden, der innern Neigung gemäß, zum Maler ſich auszubilden. —

Ferner berichtete er von ſeinen Wanderreiſen, und wie nach dem Lernen der Erwerb anfangs ſo gering geweſen, daß er oftmals heimlich darbend, Abends nach einer Schnitte Brod, nach einem Trunk aus dem Vaterhauſe ſich ſehnend, die allmälige Verbeſſerung ſeiner Lage um ſo inniger empfunden, als ihm noch die Freude gegönnt worden, den

lieben Eltern, kleine Sparpfennige übersenden zu können; nun aber, wo es ihm so viel besser ergehe, ruhten bereits Beide in kühler Erde. — Die schönsten Gebirgsländer Europen's, fügte er hinzu, sind in allen Richtungen von mir durchstreift, nimmer ist mir dort das Gefühl geworden, womit ich an milden Herbstabenden die kleinen, unser Städtchen einschließenden Höhen bestieg. Wie friedlich Alles in wundersam geschäftiger Bewegung! Jeder im sorglichen Fleiße bemüht, die Frucht der Felder und Gärten zu bergen, rings umher der Schall fröhlicher Stimmen, welche die leichte Luft weithin forttrug und dazu die weiche, fruchtwarme Atmosphäre, der bläuliche Rauch der Essen, welcher sich mit dem duftigen Abendnebel vereinte — fast, schloß er, dürfte es lächerlich scheinen, eines solchen Bildes hier in Neapel zu gedenken und doch, wie lieb, wie unvergeßlich ist und bleibt es.

Diese Mittheilungen, an die manche ähnliche sich knüpften, versetzten die junge Fürstin in eine ihr fremde Welt. Sie hatte bisher eigentlich nur zwei Klassen unter den Menschen kennen gelernt, die Vornehmen und die Armen, die Vornehmen, mit denen sie lebte, die Armen, denen ihre milde Hand zu geben gewohnt war; der eigentliche Mittel- so wie der höhere Bürgerstand waren ihr völlig fremd. Bisdahin hatte sie keinen Begriff von der innern Beschränkung einer nur durch Fleiß und Genügsamkeit aufrecht erhaltenen Haushaltung gehabt, keine Vorstellung davon, wie eben Entbehrung alle Mitglieder derselben nur inniger an einander zu fesseln vermag. Ihr sinnender Blick war auf Wesly gerichtet, dessen gewöhnlich gleichmäßig belebten Züge, einen Ausdruck lebhafter Erregung annahmen,

Digitized by Google

ſo oft er des Vaterhauſes und ſelbſt vergangener Noth gedachte; ſeufzend ſagte ſie ſich, daß es eine Liebe im Leben geben müſſe, welche ihr ewig fremd bleiben, nach welcher ſie niemals werde trachten dürfen. Lord Lindlow hatte die zärtlichen Empfindungen dieſes jungen Herzens geweckt, ohne daß es ſich ſeiner Neigung für ihn klar bewußt geworden, und ſo war es ein ſchwermüthiges Sehnen, das Bedürfniß mit Innigkeit zu lieben, welches die Erzählung des jungen Mannes ſo anziehend erſcheinen ließ. Oftmals hört man im Leben mit Gleichgültigkeit an, was in andern Augenblicken, die Seele in ihren innerſten Tiefen erſchüttert, und nicht der Stoff nur die Anwendung deſſelben, auf Gefühl und eignes Daſein, vermag ſo ungleichartige Wirkung hervorzubringen.

In dem Grade als die Geſundheit der Fürſtin ſich ſtärkte, gewann das Haus derſelben an innerer Belebung. Fremde und Einheimiſche beſuchten daſſelbe mit gleicher Befriedigung und es gehörte ſehr bald zum guten Ton, der Fürſtin, als einer der ausgezeichnetſten Frauen, der jungen Prinzeſſin, welche weder tadellos hübſch noch ſchön zu nennen war, als einer der erſten Schönheiten Neapels zu huldigen, und manche anmuthige Neapolitanerin würde ihr Ausſehn mit Freude gegen dasjenige dieſer Zauberin des Nordens vertauſcht haben.

Die Fürſtin verließ ihren Divan ſelten, an den theils bequeme Gewohnheit, theils große Reizbarkeit der Nerven ſie feſſelten, und ſah, um ſich jedem Zwange zu entziehen, nur wenige Damen. Vormittags war ſie niemals ſichtbar, gegen Abend fand man ſie gewöhnlich im Salon, in halb liegender Stellung, auf Polſtern ruhend, die zierlichen

Füßchen mit indischen Shawls bedeckt, die Unterhaltung höchst lebendig, aber mit sehr leiser Stimme, mit älteren Diplomaten oder ausgezeichneten Fremden führend. Obwohl in jedem Sinn Aristokratin, nahm sie eben daraus Anlaß, gegen Jedermann vollkommen höflich zu sein, nie fand sich jemand in ihrem Kreise vernachlässigt, sie hatte stets auch für die jüngere Welt ein liebenswürdiges Wort, einen holden Blick, und wußte in ihrer Umgebung den Wunsch, gefallen zu wollen, beständig rege zu erhalten. An Tagen, wo die Fürstin sich besonders leidend fühlte, hörte man nur einzelne Worte von ihren Lippen, sie wußte dieß Stillschweigen mit einer ihr allerliebst lassenden Freundlichkeit, durch einen ausdrucksvollen Blick, zu entschuldigen, indem sie gegen die Anwesenden sich verbeugend, die Spitzen ihrer zierlichen Finger küßte. Dann war es an Wera, die Unterhaltung in der Nähe des Divans zu beleben, um den die älteren Herren, mit beflißener Galanterie und dem Vorrechte des Ranges sich sammelten.

Schweigend und aufmerksam hörte die Fürstin zu, leise Billigung oder Mißbilligung durch Gesten andeutend, welche ihre angeborne Lebendigkeit nicht zu beherrschen verstand, und sobald die Gesellschaft den Salon verlassen, erfolgte eine ausführliche Kritik des Unterhaltungstalents der Tochter. Sie selber besaß diese einnehmende Gabe, welche in ähnlicher Stellung sich kaum entbehren läßt, auf ausgezeichnete Weise, und wußte mit derselben eine naive, fast kokette Grazie zu verbinden, welche oft bespöttelt dennoch anzog und hin und wieder höchst unglückliche Nachahmung fand. Man mußte eben sein wie sie war, um für Alles Bewunderung oder Nachsicht zu finden, ihre ganze vor-

nehme Persönlichkeit, die feinste Durchbildung der angenehmen Stimme, ihre berechnete und doch bezaubernde Freundlichkeit, das milde, denkende Aufschlagen des Auges, das Alles gehörte zusammen, um den Eindruck hervorbringen zu können, der sie als eine der liebenswürdigsten Frauen bezeichnete. Sich solcher Vorzüge wohl bewußt, ging das innige Streben der Fürstin L. dahin, Wera auf gleiche Weise auszubilden, aber obwohl jene aus natürlicher Hinneigung des Sinnes, viel vom freundlichen Wesen der Mutter besaß, hatte dennoch die Kunst auch nicht den geringsten Theil weder daran, noch an der Art und Weise über Lebensereignisse sich auszusprechen.

Das Benehmen der Gatten gegeneinander zeigte von Seiten der Fürstin zärtliche Exaltation, von Seiten des Fürsten verbindliche Aufmerksamkeit und höfliche Kälte; er sah in dem Wesen seiner Gemahlin eine wohl einstudirte Rolle, aus welcher sie den Weg zu natürlicher Gesinnung und wahrer Herzlichkeit nicht wieder zu finden wisse, und gewöhnlich sah man ihn, mit ruhigem Ernst, weit ab vom Divan der Fürstin, eine gediegene Unterhaltung führen, oder fand ihn neben einem der vielen kleinen Billards, welche im Salon aufgestellt waren, das Spiel mit lebendiger Heiterkeit leitend. —

Herr Wesly war gleich Anfangs sehr höflich eingeladen, so oft im Salon erscheinen zu wollen, als dies mit seinen Wünschen übereinstimme, eine Erlaubniß, welche jedoch selten benutzt ward; durch jene Einladung sich zwar geehrt, aber durch Anwendung derselben nicht gefördert, nicht glücklicher fühlend, besaß er gesunde Vernunft genug, Versuche aufzugeben, welche nur dazu dienen konnten, ihn

von seinem Lebenswege abzuleiten. Seine bescheidene ruhige Haltung, sein aufdämmernder Künstlername, bewogen einige der älteren Herren, sich mit dem jungen verständigen Mann freundlich zu unterreden; dieß waren die Lichtblicke jener Stunden, wahrhaft wohl war ihm erst, wenn er Saal und Pallast verlassend, und in den Straßen umherschweifend, die wechselnden Lichter des Mondes, oder die Schatten der Nacht beobachtend, einsamer, stiller Betrachtung sich hinzugeben vermochte.

Heren Wesly's seltnes Erscheinen fand keine Beachtung, und Wera fühlte sich dadurch eine Last vom Herzen genommen; ihr war es nur recht, wenn er allein ihr gegenüber seine belehrenden Bemerkungen aussprach oder durch sie dazu aufgefordert, in ein Gespräch über mannigfache Begebnisse des Lebens sich einließ. Sein Auftreten im Salon ihrer Eltern zog ihr das Herz beengend zusammen, ein innres Gefühl sagte ihr, daß er dort nicht an seinem Platze sei; der sorgfältigere Anzug, die sichtlich mehr zusammengenommene Haltung, alles fiel ihr störend auf, trat er dagegen Morgens, in einfacher Kleidung, mit seinem ruhigen Blick zu ihr ein, so empfing sie ihn gewiß mit dem süßen Lächeln des Wohlwollens, mit der Ueberzeugung, daß er bei ihr sich gemüthlich und glücklich fühle. Sehr bald wurden die, auf solche Weise hingebrachten Stunden ihr die liebsten am Tage; in der Kunst bewunderungswürdig fortschreitend und dadurch ihren Lehrer sichtlich erfreuend, empfand sie die Befriedigung eines angenehmen Fleißes, zugleich aber auch eine Unabhängigkeit, welche während der übrigen Zeit ihr wenig zu Theil wurde. Für Repräsentation geboren, ward es ihr selten so gut, aussprechen zu dür-

sen, was durch ihren jugendlichen Sinn flog. Wesly gegenüber empfand sie nicht den mindesten Zwang und er verstand ein so sorglos unbefangenes Vertrauen völlig zu würdigen. Durch ihr Theilnehmen an beschränkten Verhältnissen angezogen, und die eigne Ansicht über solche mehr und mehr steigernd, erschienen Rang und Glücksgüter ihm bald, als eben so viele Störungen des Glücks und beide, thörige junge Leute, tauschten diese Betrachtung immer lebhafter gegen einander aus. —

Als Wera zum erstenmal, und ohne entfernt dabei an Herrn Wesly zu denken, den innigen Wunsch aussprach, einst in einem einfachen häuslichen Kreise leben zu dürfen, überflog seine Röthe sein Antlitz, auch sie erröthete über eine Ideenverbindung, welche ihr nicht in den Sinn gekommen, nachdem die Anwendung aber einmal gemacht, überließen beide sich im Stillen den daraus hervorgehenden Betrachtungen, und als sie nach einer Weile zufällig aufsahen, senkte Wera's Blick sich zum erstenmal vor dem Auge des jungen Mannes. Vieles wird im Leben dem Zufall zugeschoben, unbeachtet aber bleibt gewöhnlich, wie ein solcher Zufall vorbereitet wird, und wie die endliche Wirkung eine durchaus natürliche Folge einleitender Umstände ist.

Die Zeichenstunden gewannen von dem Augenblick, einen andern Reiz, schwer aber wäre es zu sagen, ob die frühere unbefangene Ruhe, dem süß heimlichen Bewußtsein nicht vorzuziehen gewesen, welches jetzt mit tausend leisen Verknüpfungen, zwei junge Wesen immer inniger verband, welche ursprünglich, schwerlich für einander bestimmt waren. Dem äußern Verhalten zufolge blieb dieß Verhältniß völlig

unverändert, dem innern Bewußtsein nach, war es gänzlich umgestaltet; Wesly genoß sein Glück wie im Traume, vor Monden würde er es für ein undenkbares gehalten und vielleicht Alles gethan haben, es von sich abzuwenden, jetzt dachte er anders. Sein Herz war gerührt, seine Eitelkeit angeregt und die innige Anerkennung, welche er als ein junger Mann einem so liebenswürdigen Wesen unmöglich versagen konnte, vermochten ihn, die Prinzessin als ein Opfer glänzender Verhältnisse zu betrachten. Seine Phantasie stutzte vor dem Ueberblick der Umstände, welcher sich ihm darbot, aber sie trug auch wieder den Sieg über jede Vernunft davon und ließ ihn nur das Glück empfinden, von einer der anmuthigsten Frauen sich geliebt zu wähnen. —

Ergriffen gleich Wesly, malte Wera in tausend lieblichen Gedankenbildern eine Zukunft mit ihm sich aus; dort wollten sie wohnen, in jenem von Rebenhügeln umschlossenen Städtchen in seiner Heimath, unter friedlichen ihn liebenden Menschen. Sie sah ihn, im von Weinlaub umrankten Häuschen, im mäßig verdunkelten Zimmer, an seiner Staffelei schaffen und wirken, sich erblickte sie überall, geschäftig ordnend, fleißig beschaffend, mitunter das Köpfchen durch die leise geöffnete Thür seines Ateliers reckend, voll Sehnsucht nach einem Liebesblick, auf den er, das Haupt hastig zu ihr zurückwendend, nicht vergeblich sie warten ließ. — Jeden Putz hatte sie abgelegt, sogar die Schnur orientalischer Perlen, welche ihren reizenden Hals niemals verließ, aber als sie auch diese in Gedanken losknüpfte, hob ihre Brust bei solcher Entsagung sich unwillkürlich im leisen Seufzer. Es war nur ein Gedankenopfer, aber mit so lebendiger Einbildungskraft dargebracht, daß der, dem es

galt, daſſelbe für ein wirkliches hätte erkennen dürfen. Oftmals, voll Schrecken aus ſo phantaſtiſchen Träumen erwachend, bedeckte ſie dann gewöhnlich die lieben Augen mit beiden Händen, als wolle ſie damit den Blick in die Zukunft verhüllen. So viele, dachte ſie, bitten um Reichthum und Glanz, der heiße Wunſch meines Lebens iſt nur auf ein friedlich einfaches Daſein gerichtet, aber nimmer darf ich auf Erfüllung hoffen. „Wäre Lord Lindlow in einem Bürgerhauſe geboren" dachte ſie tiefſinnig weiter „wie glücklich hätte er dann werden können! er, der ſo ganz anders iſt wie alle übrigen Männer, der alle überſtrahlt." — Der Undankbare! er war fern, nutzlos umher ſchweifend, aus Grille ein Herz aufgebend, welches wohl verdient hätte, mit der vollſten Wärme des Gefühls erkannt und geliebt zu werden.

Zu jener Zeit war ein Jahr ſeit des Fürſten Eintreffen in Neapel verfloſſen, und die Fürſtin, welche bis dahin der Zeichenſtunden nur oberflächlich gedacht, und um von den Fortſchritten ihrer Tochter ſich zu überzeugen, wurde durch eine Veränderung im Weſen, durch den leuchtenden und doch ſorgenden Blick derſelben, auf eine Beobachtung hingeleitet, welche ſie die Wahrheit ſehr bald erkennen ließ. Ihren Gemahl zu ſich beſcheidend, ſchloß ſie mit demſelben zu geheimer Berathung ſich ein, und noch an demſelben Tage erhielt Herr Wesly einen Beſuch des Fürſten, der ihn in ſeinem Attelier aufſuchte. Die Unterhaltung drehte ſich anfangs, höchſt ungezwungen, um Kunſt und Künſtlerberuf, plötzlich aber äußerte der Fürſt, mit ſehr ernſter Wendung, und den jungen Mann feſt in's Auge faſſend: „Ich nehme Theil an Ihnen, Herr Wesly, und glaube es

verschiedentlich freundlich bewiesen zu haben; eine günstige, aber verständige Wendung Ihres Geschicks, wird mich immer erfreuen, deshalb, und weil mir, dem älteren und welterfahrenen Manne, die Devinationsgabe nicht fremd sein kann, welche da sicher leitet, wo eine positive Gewißheit mangelt, darf ich Sie fragen, werden Sie bald nach Rom abreisen? —"

Wesly hatte eine solche Absicht niemals geäußert, aber tief getroffen von einer Andeutung, über welche sein Bewußtsein ihn aufklärte, entgegnete er bewegt und in der Verwirrung des Augenblicks: „Sehr bald, mein Fürst."

„Das freut mich', entgegnete der Fürst," ich war davon überzeugt, und da ich jetzt annehmen darf, daß Sie gewiß nur Tage noch verweilen werden und dieses Zeitraums zum Ordnen Ihrer Angelegenheiten bedürfen, ersuche ich Sie, sich morgen von der Prinzessin verabschieden zu wollen. Es ist zweifelhaft, ob wir uns jemals wiedersehen und so bitte ich Sie, beim Scheiden, die Versicherung von mir anzunehmen, daß ich Sie für einen Mann von Ehre und dem besten Herzen halte."

Der junge Mann berührte leise, die ihm dargebotene Rechte, dann schieden beide Herren nach stummer Verbeugung.

Wesly blieb in einer Gemüthsstimmung zurück, welche eben in ihrer Neuheit, nur Qualen umfaßte, verwirrt, gedemüthigt, schmerzlicher Entbehrung hingegeben, und das Alles, ohne eigentlich schuldig zu sein. Sein Herz war nicht fühllos geblieben, er hatte nicht verstanden dem Zauber gänzlich zu widerstehen, dem Weisere erlegen sein würden, dennoch hatte kein bestimmtes Wort diese Empfindung

ed by Goo

verrathen; einen Blick, eine flüchtige Anſpielung, geſtand er ein, obwohl er, gleich der Prinzeſſin, eigentlich nur im Reich der Träume gelebt; niemals war ihm der ernſtliche Gedanke gekommen, dieſes zarte Weſen in den Kreis der Erdenſorgen hinabziehen, ſie vom Erfolg ſeiner Kunſt abhängig machen zu wollen. Er hatte ſich glücklich gefühlt ohne Verlangen, denn unabweisbare Ahnung ſagte ihm, daß nur Achtung für das Beſtehende den Beſitz des wohl gewürdigten Glücks zu ſichern fähig ſei. —

Wera betrachten, in ihren ſüßen Augen ſein Bild ſich abſpiegeln ſehen, den lieben Ton der Stimme hören, welche durch frühe Ausbildung daran gewöhnt, jetzt kunſtlos, zur anmuthigſten Modulation befähigt, die Gedanken der jugendlichen Seele mittheilte, das Alles war ſeine Seligkeit, darin beſtand ſie allein, und er ſollte davon ſcheiden und für immer. Die Nacht verging dem jungen Manne ruhelos, aber ſie brachte in ſeinem Herzen den feſten Entſchluß zur Reife, ihr Glück zu wollen, nicht ſeines, und ſo ging er gefaßt den ſchweren Gang, das holde anmuthige Weſen zum letztenmal zu ſehen. Ihr fragender Blick traf ſogleich ſein verdüſtertes Auge, die bleiche Wange, und er zwang ſich zu lächeln: „Ich habe," ſagte er, als ſei die Frage wirklich an ihn ergangen, „die Nacht mit Einpacken meiner Bilder hingebracht, denn Briefe, Beſtellungen, an welche ich kaum mehr dachte, rufen mich unabwendbar nach Rom, ich reiſe morgen in aller Frühe. Hier bringe ich Ihnen," fügte er, ein zierliches Käſtchen auf den Tiſch ſtellend, hinzu, „was zum Fortüben einer ſo ſchönen Kunſt nützlich und angenehm ſein wird."

Dies Käſtchen enthielt Farben, Pinſel und ähnliche

Dinge, die Prinzessin schwieg noch immer, und Wesly, der dies Schweigen richtig deutete, hütete sich, aufzublicken. Nach einer Weile fragte ihre weiche, bebende Stimme: „Wann kommen Sie wieder?“ — Auch er schwieg jetzt während einiger Secunden und sagte dann fest: „Genau läßt sich das nicht bestimmen, aber,“ setzte er mit blutendem Herzen scherzend hinzu: „sein Sie nur immer jeden Tag so fleißig, als ob meine Rückkehr unerläßlich am darauf folgenden festgesetzt wäre.“

Sie beugte das Haupt bejahend, ohne zu reden, Wesly befand sich in der peinlichsten Verwirrung: „Wollen Sie heute noch malen und darf ich Ihnen vielleicht einige Anleitung noch geben?“ fragte er endlich. Wera gab ihre Einwilligung durch Zeichen, kaum begreifend, wie ihre, durch Thränen verdunkelten Augen irgend Etwas würden unterscheiden können, eine Ablehnung aber hieß ihn fortttreiben. Von ihm wurde Alles in Ordnung gestellt und dargereicht, sie setzte sich an die Staffelei, erhob die Hand und ließ sie wieder sinken, der Pinsel fiel zur Erde, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, weinte sie lange und schmerzlich. Das Herz drohte ihm zu zerspringen, aber mit den qualvollsten Gefühlen in einem Fenster lehnend, näherte er sich nicht, der Glaube an seine Festigkeit reichte dazu nicht aus. Nach einer Weile blickte sie zu ihm hin: „Wesly,“ sagte sie sanft, „wie entsetzlich traurig! Sie reisen, wer wird nun Theil an mir nehmen, wer mich verstehen? Wie gut, wie theilnehmend waren Sie stets! der Himmel lohne es Ihnen; und nun müssen Sie gleich gehen, Adieu — Adieu, kehren Sie bald, bald wieder. Wollen Sie das?“ —

Thränen entstürzten auch seinen Augen: „Gott segne

Sie," ſagte er haſtig, „mit Glück, mit irdiſcher Seligkeit, wenn ich —" ſeine Stimme bebte, er ſah noch einmal zu ihr hin und verließ dann das Zimmer, das Haus, unglücklicher, als er jemals geweſen. Bei der Rückkehr in ſeine Wohnung fand er eine ſchwere Geldrolle, mit der Aufſchrift: „Dem jungen Freunde der ältere Freund." Die Handſchrift verrieth den Geber, haſtig ſandte er das Geld zurück, ihm ſchauderte beim Anblick deſſelben; er war jung, rüſtig, in ſeiner Kunſt fortſchreitend, wozu bedurfte er fremder Hülfe. Im Gegentheil, er hätte ärmer ſein mögen, um durch Sorge für den Lebensunterhalt die Sorge des Herzens erſticken zu können; er wußte noch nicht, wie viel Leid Ein Herz zu umfaſſen befähigt iſt. —

Wera gab dem Schmerz, über des jungen Freundes Abreiſe, mit vollkommener Argloſigkeit ſich hin, eine Ahnung des Zuſammenhangs berührte ſie um ſo weniger, als ihr niemals weder Mißtrauen noch Mißbilligung gezeigt worden. Die Fürſtin, eine ſehr ſtolze Frau, empfand nach des jungen Malers Entfernung die vollſte Befriedigung der Weltklugheit, ohne jene Beimiſchung des Mitleids, welches ſelbſt dem Verſagen nicht fremd ſein kann. Der Fürſt dachte anders, Bande der Ehre und eines rein menſchlichem Wohlwollens knüpften ihn an ſeine Gemahlin; ſelbſt zu der Zeit, wo er um ſie warb, war er nur von ihrer Anmuth bethört, geliebt hatte er ſie niemals, und ihr Benehmen bei dieſem Anlaß ſtieß ihn wahrhaft zurück. Männer durften, ſeiner Anſicht nach, von Regeln der Klugheit ſich einzig leiten laſſen, aber ſein Herz wandte von einer Frau ſich ab, welche gleiche Vorrechte in Anſpruch nahm. Eine Frau, die nur klug iſt! die ohne tiefes Erbarmen einem armen Menſchen-

herzen den süßen, poetischen Traum der Jugend und der Liebe raubt! Ihn rauben zu müssen, ist schlimm genug, es ohne Theilnahme zu können, ist empörend. — So wenigstens war die Ansicht des Fürsten, er empfand tiefes Mitleid mit dem jungen Herzen, welches so unerwartet des Freundes sich beraubt sah, und äußerte dasselbe durch eine weichere Liebe, durch das Bestreben, seine Tochter mehr und mehr mit der bezaubernden Umgegend Neapels bekannt zu machen. Indessen auch darin lag Erinnerung und Sehnsucht nach dem Entfernten, der die schönsten Punkte in Skizzen und Bilder aufgefaßt und ihr mitgetheilt; überall fehlte ihr sein erfahrener Blick, sein aushelfender Rath, denn der Fürst hatte sich wohl gehütet, sogleich nach einem neuen Lehrer sich umzusehen, und so bildete ihr schönes Talent sich einsam, ohne Unterstützung aus, im steten Harren auf eine Rückkehr, an welche sie mit Festigkeit glaubte.

Die Fürstin suchte ihrerseits die Tochter immer enger an den Kreis der großen Welt zu ketten, in welchem sie lebte, aber der Nothwendigkeit nachgebend, empfand Jene auch nicht das leiseste Theilnehmen für Verhältnisse, welche ihr als die einzig beglückenden geschildert wurden. Wie ermüdet, wie abgespannt fühlte sich die arme Mama am Schluß eines jeden Tages, der dennoch nichts gebracht hatte, als Glanz, äußere Ehre und Schmeichelei, aber keine Liebe. Keine Liebe, um derentwillen es sich der Mühe verlohnt hätte, in solchem Zwange zu leben. Mit Fleiß schaffen und sorgen, aus Neigung entbehren und dafür geliebt werden, darin lag einzig das süßeste Lebensglück. Eine Stimme im Innern fragte: „ob sie nicht, auch ohne solche Bedingung, geliebt werde? Sie wußte wohl, daß mehr denn ein Auge

mit Bewunderung, mit Vorliebe auf sie gerichtet war, aber in den Kreisen, welche sie umgaben, waren es eben die Vornehmeren, von denen sie ausgezeichnet ward, und entschlossen, späterhin niemals in der großen Welt leben zu wollen, wurde solche Huldigung mit Kälte von ihr zurück gewiesen.

Wochen, Monate vergingen. Wesly kehrte nicht zurück, sein Ausbleiben erschütterte Wera bis ins innerste Herz; sie würde gelernt haben, ohne ihn zu leben, wenn Nothwendigkeit es geboten, aber daß er, von dessen Willen die Rückkehr, ihrer Meinung nach, abhing, so leicht sie entbehren und vergessen konnte, schmerzte sie um so lebhafter, als schon Lord Lindlow ihr den traurigen Beweis gegeben, wie bald sie zu vergessen sei. Die Vorstellung, daß es ihr, mit einem Herzen so voll Innigkeit, nicht gegeben, dauernde Zuneigung zu erwerben, verdüsterte ihr Gemüth und äußerte bald den nachtheiligsten Einfluß auf ihre Gesundheit. Das schmachtende Vergehen dieser lieblichen Blume erfüllte des Fürsten Herz mit tiefer Bekümmerniß, vergeblich wurde Alles aufgeboten, sie zu zerstreuen, vergeblich ihre Einwilligung zu einer glänzenden Heirath begehrt, und so wurde am Ende, aus Besorgniß des Schlimmsten, einer der geschicktesten Aerzte zu Rathe gezogen. Dieser äußerte in leisen Andeutungen die Möglichkeit vorhandener Gefahr, da ein bestimmtes Seelenleiden die Kräfte einer höchst zarten Organisation zu zerstören drohe. „Vermuthlich Sehnsucht nach der Heimath," setzte der Doctor mit Feinheit hinzu. „Heimweh," dachte der Fürst, „o wäre es nur das! wie schnell würde ich dies irdische Eden gegen den tiefen Norden vertauschen. Wäre es nur das!" —

Einige Monate später ward Wera eines Morgens zu ihrem Vater beschieden, der sie mit sichtlicher Bewegung empfing, mit Zärtlichkeit in seine Arme schloß: „Immer habe ich Dich von ganzer Seele geliebt," sagte er sanft, „wie sehr, das wirst Du heute erfahren." So redend nahm er ihren Arm und den Weg nach ihrem Attelier einschlagend, äußerte er im Gehen: „Dein Herz hat gewählt, so folge demselben, Du hast meine, Du hast unsere Einwilligung, sei nun glücklich und vergiß alles Leid." Hastig jetzt die Thür jenes Zimmers öffnend, schob er, sich zurückziehend, Wera in dasselbe, die starr, wie vom Blitz getroffen, Wesly erblickte, welcher völlig überraschend und auf solche Weise angekündigt, ihr gegenüber stand. — Bleich, aber mit strahlenden Augen, mit tiefer Befangenheit, stand auch dieser einige Minuten regungslos, dann nahte er der Prinzessin: „Wera!" hauchte er leise, sie regte sich nicht, mit größerer Zuversicht wagte er, sie sanft zu umfassen und zu sich hinzuziehen, und an seiner Brust sprach ihr erschüttertes Gefühl in Thränenströmen sich aus. Lange Zeit verging, bevor sie eines Wortes mächtig war, dann richtete sie wie aus tiefen Träumen sich auf: „O Wesly! Sie hier? —

Er sank zu ihren Füßen: „Hier, und glücklich, der Glücklichste, wenn Sie es wollen."

Nur Thränen, tiefe, dem innersten Herzen entrungene Seufzer antworteten ihm; gezwungen, das Wort zu nehmen, erläuterte er Alles, aber stockend, mit ungewisser Stimme, denn er mußte, wie sehr er es auch zu umgehen suchte, in leisen Andeutungen der Neigung gedenken, welche diesen Ausgang herbei geführt. Mit noch größerer Verwirrung hörte die junge Fürstin ihm zu, und als er am Schluß

seiner Rede, halb hingerissen, halb innere Betroffenheit zu verbergen, mit seinen Lippen ihre Wange berührte, entzog sie mit unwillkürlicher Bewegung sich seinen Armen. Ihre Thränen flossen aufs Neue, sie erfuhr aus Wesly's, durch innere Erregung mangelhaftem Berichte, daß der Fürst an ihn geschrieben, ein Adelsdiplom für ihn erworben werden solle und ihnen dann später ein Leben in Rußland, auf des Fürsten Gütern, zugedacht sei. —

Selten vielleicht befanden zwei junge Personen sich in einer peinigenderen Lage; die größte Zartheit hatte sie, auf gleichwohl unzarte Weise, einander gegenüber gestellt, und Wesly wagte kaum von seiner Neigung zu reden, da mit einiger Sicherheit angenommen werden konnte, daß eben darauf niemals würde Rücksicht genommen sein. Ein Takt des Herzens, vielleicht auch ein Gefühl eignen Unbehagens, bewogen ihn zu der Frage: „Ob er jetzt sie ihren Betrachtungen überlassen und später wieder erscheinen dürfe?" — Wera reichte ihm die Hand mit zustimmender Bewegung und er drückte diese schöne Hand mit wunderlicher Empfindung, mit einer Art Eigenthumsrecht, an seine Lippen. —

Es giebt Schilderungen, welche ewig unerfreulich bleiben müssen, da, obwohl die Farben dazu der Natur entnommen sind, dennoch nur Wenige eben diese ächten Naturfarben als solche erkennen werden. Betäubt, fast Sinnverwirrt, dachte Wera in Einsamkeit über das Geschehene nach; sie war Wesly's Braut, sie, für welche, nach der Eltern Sinn, fast keine Heirath glänzend genug hätte gelten können, sie war es, weil sie nicht die Kraft besessen, den Gram, die innere Sehnsucht ihres Herzens zu verbergen. Sie hatte nun ihren Willen, wie man verwöhnten, zu sehr geliebten Kindern ihn

giebt; aber war es ihr Wille gewesen? — Bei dieser Frage verweilte sie bebend. —

Wie anders war nun Alles! Als des unbegüterten Malers Weib hatte sie in spielenden Träumen sich gedacht, und in dem Augenblicke, wo sie nun wirklich sein ward, hörte er auf, es zu sein, und aus dem jungen, unbekannten Mann entwickelte sich ein vornehmer Herr; und doch konnte er das niemals werden, ein inneres Gefühl sagte es ihr; sie hätte zu seiner Sphäre sich herabstimmen können, er durfte niemals zu der ihrigen sich erheben. Was blieb ihr nun von Allem, was sie gewünscht? In dieselben Kreise gebannt, denen sie zu entfliehen sich gesehnt, zu einem Leben im Ueberfluß verdammt, sah sie ihn mit in dasselbe hineingezogen und folglich war es um sein Glück geschehen, wie um das ihrige. Und das Alles, welche Kämpfe mochte es gekostet haben, was konnte die Mutter sagen, welche so viel auf Rang und äußere Ehre hielt? —

Bevor diese Betrachtungen noch völlig ausgesponnen, trat der Fürst zu seiner Tochter ein; mit zärtlicher Liebe bemüht, sie über den Kummer zu trösten, welchen sie ihm und der Fürstin bereitet, schien er fest entschlossen, ein großes Opfer nicht halb bringen zu wollen. Liebreich theilte er den Wunsch ihr mit, die Verbindung mit Wesly möge so lange Geheimniß bleiben, bis dieser unter passendem Stand und Namen aufzutreten berechtigt wäre. Bis dahin möge er, wie früher, als Lehrer erscheinen und auch die Abendzirkel häufiger besuchen, um eine äußere wünschenswerthe Bildung mehr und mehr sich anzueignen. Der gütige Vater führte Wera zu der Mutter hin, zu welcher sie zagend eintrat und sich von dieser, welche sichtlich bemüht war, eine sehr leb-

Digitized by Google

haſte Aufregung zu bekämpfen, zwar gütig, aber mit einiger Kälte empfangen ſah. Erſchüttert durch ſo viel aufopfernde Güte, verſagte Wera es ſich, die geheimen Wünſche ihres Herzens laut werden zu laſſen, der Schwiegerſohn des Fürſten L. ein Maler! nimmer würde ſie ſolchen Vorſchlag auszuſprechen gewagt haben. —

Von den aufgeregteſten Gefühlen bewegt, ſchrieb die junge Fürſtin einige Zeilen an Wesly, ihn zu erſuchen, erſt am folgenden Morgen und zur ſelben Stunde, wie früher, zu ihr kommen zu wollen. Zu dieſer Zeit trat er, eben wie ehemals, zu ihr ein, ſein raſcher, durchdringender Blick traf ihr geſenktes Auge, dennoch verſtanden ſie einander, und mit ſanfter Zurückhaltung die ihm faſt zagend gebotene Hand erfaſſend, ſetzte er bald darauf ſich am Tiſche ihr gegenüber. In demſelben Raum vereinigt, beſchäftigt wie früher, belebte bald ein Hauch milder Zutraulichkeit die anfangs ſtockende Unterredung. Mitunter fand der junge Mann durch Wera's lebhafte Fragen ſich in wahrhaft ſchmerzliche Verwirrung verſetzt, da er gerechtes Bedenken trug, es ſie gewahren zu laſſen, daß nur Beſorgniß für ihr Leben die Eltern zur Nachgiebigkeit und ihn bewogen habe, ein unabhängiges, von ihr getrenntes Daſein, für ein abhängiges, mit ihr vereintes, hinzugeben. Durch ihre Liebe hatte ſie ihn ſich erworben! Das iſt wohl ein ſchönes Wort, wenn aber, wie hier, ſo viel zum Opfer gebracht werden muß, um bis dahin zu gelangen, kann es auch ein bedenkliches, tief demüthigendes ſein. Er empfand das für ſie und mit ihr, und wenn gleich tief gerührt von ſo viel entzückender Anhänglichkeit, wagte er dennoch den unbefangenen Austauſch der

Gedanken nicht, stets in Furcht, durch eine unbedachte Aeußerung zu verletzen.

Am folgenden Abend erschien Wesly im Salon der Fürstin; Wera zitterte, er werde sich verrathen, jedoch erschien diese Furcht völlig unbegründet, denn er trat mit derselben anspruchslosen Haltung ein, wurde wie gewöhnlich begrüßt, nur nicht von Wera, welche bei seinem Erscheinen mit lebhaftem Farbenwechsel sich abwandte, und ging bald, fern von ihrem Sessel, mit Antheil in ein ernstes Kunstgespräch ein. Ihre Augen folgten ihm, sie war überzeugt, er werde unwillkürlich nur auf sie sehen, er aber blickte ruhig auf die mit ihm im Gespräch Begriffenen, und nur einmal streifte sie sein Blick mit flüchtigem Lächeln. „Er ist nicht in der großen Welt erzogen," dachte sie nachsinnend, „und wie gut versteht er die mühselige Kunst, sich zu verstellen! Mama selber würde mit ihm zufrieden sein."

Am folgenden Morgen blieb eine kleine Anspielung auf so viel Selbstbeherrschung nicht aus. Wesly lächelte, mit dem Gefühl eines, in seiner Liebe, wie in seiner Eitelkeit, befriedigten jungen Mannes. „Wenn ich," sagte er in scherzhafter Vertheidigung, „jeden Blick zurück gegeben hätte, so würde es um die Bewahrung des Geheimnisses ziemlich mißlich ausgesehen haben." Wera erröthete: „O, ich blickte nur aus Neugier zu Dir hin." — „Das ist ein Anderes," entgegnete er kalt, „und ich bin erfreut, es gelegentlich zu erfahren."

Wera schwieg voll nachdenklichen Erstaunens; war das der einfache, herzliche Freund, der früher nie eine Spur von Empfindlichkeit gezeigt, den sie darüber weit erhaben geglaubt, und der jetzt abwechselnd die Beherrschung und die

Laune eines Weltmanns zeigte; wenn er aber in ein Leben voll Ueberfluß künftig auch die einfache Geſinnung nicht mit hinüber nahm, welche Grundelemente des Glücks blieben dann noch übrig! –

Wesly war, wie ſchon früher erwähnt, im Ganzen wortkarg, nur einzelne Erinnerungen, nur ein Anklang völligen Uebereinſtimmens, verlockte ihn zu lebendiger Beredſamkeit, das Lieblingsthema früherer Zeit aber, ein Leben voll Anſtrengung und Entbehrung, erlitt jetzt keine Anwendung mehr. So traf es ſich, daß beide junge Leute einander oft ſchweigend gegenüber ſaßen, jetzt, wo ſie ihr ganzes künftiges Geſchick mit einander zu bereden hatten. Die Fürſtin, deren Benehmen gegen die Tochter zwar mild, doch ohne beſondere Herzlichkeit war, erwähnte Wesly's Namen in ſeiner Abweſenheit nie und ließ ſein Erſcheinen unberückſichtigt, der Fürſt dagegen trat jetzt oft in den Morgenſtunden zu den Verlobten ein, ſich freundlich mit Jenem zu unterreden. Auf Freundlichkeit mußte er dabei ſich freilich ziemlich beſchränken, denn nur im Gebiete der Malerei und Natur völlig zu Hauſe, waren Politik, Diplomatie, Spiel und Racepferde dem jungen Manne völlig fremde Gegenſtände, über welche er daher auch wenig zu ſagen wußte.

Wera erkannte die liebevolle Güte des Vaters, empfand aber eben dadurch auch um ſo überzeugender, wie wenig ihr Verlobter für ein Leben geeignet ſei, in welches ihm eine Aufnahme bereitet wurde. Nach einigem Ueberlegen faßte ſie den Muth, offen mit ihm darüber zu reden, ihm vorzuſtellen, ob es nicht gerathener wäre, den Vater, der ſchon in ſo große Opfer gewilligt, auch dahin zu vermögen, ſie des einfachen Malers Frau ſein zu laſſen. — Mit ruhigem Erſtaunen

Digitized by Google

hörte Wesly ihr zu, nur mitunter von der Zeichnung aufblickend, welche ihn beschäftigte: „Theure Wera," entgegnete er endlich, „welch ein seltsam kindlicher, ich möchte fast sagen, kindischer Einfall! Du, eines noch unberühmten Malers Weib, mit ihm umherziehend, ohne eigentlich festen Wohnort, ohne Bequemlichkeit und Luxus, Du, das verwöhnte Schooßkind des Glücks?"

Die Prinzessin bezog in ihrer Antwort sich auf den geringen Werth, welchen sie auf Glanz und Reichthum lege, auf den flüchtigen Antheil, welchen die äußeren Zierden des Lebens ihr einflößten.

Der junge Freund hörte sie halb mitleidig an: „Wie kann," sagte er endlich, „Derjenige den Werth der Dinge bestimmen, welcher nie durch Entbehren zur Vergleichung gelangte. Die Sicherheit des Besitzes täuscht Dich, aber auf solche Voraussetzung hin darf kein Mann von Ehre es ankommen lassen. Wie anders denkst Du Dir Alles! meine Frau müßte, sollten wir sorgenfrei leben können, überall thätig eingreifen, um Alles sich kümmern und es sorglich zusammenhalten. Wie könntest Du das? —

„Warum ich nicht? —

Der Maler warf einen Blick auf die schönen, zarten Hände, welche sich vor seinen Augen bewegten, ein Seufzer hob seine Brust: „Liebste Wera, plage Dich und mich nicht mit so phantastischen Plänen; die Lage, worin Dein Vater uns zu versetzen gedenkt, ist für Dich die einzig passende. Du, meine Frau, in meiner jetzigen Lage! ich würde eher sterben als es zugeben."

Thränen entstürzten Wera's Augen: „Wie täuschest Du Dich selber, wähnend, daß Liebe zu mir Dich leite!

Auch Dich haben Glanz und Reichthum verblendet, denn früher dachteſt Du anders, aber dieſe Lockung iſt zu groß, auch für Dich.“

Wesly erröthete: „Wenn ich jemals anders dachte, träumte vielmehr,“ entgegnete er finſter, „ſo war ich ein Thor, aber ein noch größerer würde ich ſein, wollte ich bei ſo unhaltbarer Anſicht verharren.“

Erſchüttert durch die Vorſtellung, ihn beleidigt zu haben, bot Wera die Hand zum Frieden, welcher unter der Bedingung zu Stande kam, daß jener wunderlichen Pläne nie mehr gedacht werden ſolle; als aber Wesly, auf dies Verſprechen geſtützt, hinzufügte: „Gelobe mir, auch nicht mehr daran denken zu wollen,“ ſchüttelte ſie wehmüthig verneinend das Köpfchen. —

Auch was Zeichnen und Malerei anbelangte, war Wera früher mit dem ihr fern ſtehenden Lehrer unendlich beſſer zurecht gekommen, und namentlich tadelte Wesly Alles in ſeiner Abweſenheit Gearbeitete mit jenem unbefangenen Freimuth, der ſich des beſten Rechtes bewußt iſt. Erſtaunt hörte Wera ihn an: „Früher hätteſt Du mir das Alles auf ſolche Weiſe nicht geſagt, Wesly.“

Er lächelte: „Jetzt aber würde es thöricht ſein, meinen Tadel auszuſprechen wie ehemals.“

„Thöricht, wenn Du höflich gegen mich wärſt?“ —

Aehnliche Reden führten Verſöhnungen herbei, welche mit Grazie eingeleitet, mit Zartheit geſchloſſen wurden. Manches hatte ſich in Wahrheit in Wesly's Anſicht geändert; früher war ihm Wera als ein überaus anmuthiges, faſt feenartiges Weſen erſchienen, deren ſüße Jugendträume ihn entzückten, jetzt, nachdem ihre Leidenſchaft für ihn alle

Verhältnisse umgestaltet, hatte auch seine Bewunderung einen andern Charakter angenommen. Ihre Liebe rührte ihn tief, zugleich aber erschreckte ihn jene leidenschaftliche Festigkeit, welche den Ausgang herbei geführt, und er glaubte eine Art von Herrschaft sich aneignen zu müssen, wozu das Bewußtsein, eine solche Neigung eingeflößt zu haben, ihm den Muth verlieh, er glaubte es um so mehr, da aus Wera's erstem Empfang, aus manchem folgenden, eine Laune durchzublicken schien, welche ihm für ihr künftiges Glück Besorgniß einflößte. — So nahm er zum Oefteren das Ansehn des Mentors an, wo er, der innersten Herzensneigung folgend, nur den lebhaft eingenommenen Liebhaber gezeigt haben würde. —

In dem Augenblick, wo Wesly die Prinzessin zuerst in seine Arme schloß, hatte er ihr süßes Traumgewebe, das Liebesmährchen eines noch fast kindlichen Herzens in das Gebiet einer Wirklichkeit versetzt, welche ihr bis dahin immer fern gestanden; mit den Zauberbildern bisher nur spielend, sah sie aus diesem Spiel Ernst und Wahrheit bedeutungsvoll hervor treten. Allen äußern Verhältnissen nach, stand sie ihm näher als früher, in ihrem Herzen fühlte sie sich ihm entfremdeter als damals, wo streng abgeschlossene Schranken sie trennten, wo sie nur auf ihre Weise, im heimlich unbelauschten Gedanken ihm angehörte.

Der junge Mann befand sich seinerseits in nicht viel beglückterer Lage; das Incognito seiner Stellung trug dazu bei, ihn nicht selten in unerfreuliche Verwirrung zu versetzen, denn so oft er es wagte, nur mit einer Miene, im Beisein Anderer, die ihm auferlegte Zurückhaltung zu übertreten, führte ein kalter, fast geringschätzender Blick der Fürstin ihn

in die angewieſenen Schranken zurück. — Er empfand was es heißt, den Großen dieſer Erde beigeſellt zu werden, ohne durch Geburt dazu berechtigt zu ſein. —

So ſeltſam geſtellte Verhältniſſe ſollten noch verworrener ſich entwickeln, denn als Wera eines Morgens, einſam im Salon hin und wieder gehend, Wesly's Kommen erwartete, wurde die Thür deſſelben geöffnet und Lord Lindlow ſtand vor ihr. Ueberraſcht, mit lebhaftem Farbenwechſel blieb ſie wie eingewurzelt ſtehen, und ſein Blick, dieſer wohl erinnerte Blick, voll ſchmeichelnder Anerkennung, ſchien an ihrer Verwirrung ſich zu weiden. Sein Gruß, ſeine zutrauliche Anrede überſprangen Jahre der Trennung, es ſchien, als ſei er geſtern gegangen, als kehre er heute wieder, ein erwarteter, willkommener Freund. Wera erfuhr, daß Lord Lindlow von Griechenland nach Italien überſchiffend, ſich unverzüglich nach Neapel begeben und jetzt gekommen ſei, ſo theure Freunde ohne Vorbereitung aufzuſuchen. Jede Bewegung ſeiner Züge, ſeine Stimme, ſeine Augen ſprachen Gefühle und Gedanken aus, welche erſchütternd auf Wera einwirkten, ihre bebenden Lippen entgegneten einige freundliche Worte, da trat Wesly ein. Etwas befremdet blickte der Lord auf den jungen Mann, der ſo unangemeldet mit ruhiger Sicherheit näher kam, kaum hörbar nannte Wera ſeinen Namen, wie den Zweck ſeines Kommens; Lord Lindlow's Stirn verdüſterte ſich: „So will ich nicht ſtören," ſagte er höflich, „und mich beeilen, den Fürſten aufzuſuchen."

Wesly war kein beſonderer Menſchenkenner, dennoch aber fehlte ihm eine richtige Würdigung der obwaltenden Verhältniſſe nicht, und dieſelbe durch eine kalte, ruhige Haltung äußernd, trennten ſich die jungen Verlobten, ohne ſich

durch eine Miene, durch ein Wort entzweit zu haben, demunerachtet mit sichtlicher Kälte. Der Abend wurde von verschiedenen Seiten mit Gemüthsbewegung erwartet, Lord Lindlew erschien in sichtlich guter Laune, von Mr. Wester begleitet, welchen er den Damen vorstellte: „Mr. Wester," sagte er scherzend, „hat sich aus den Rosenlauben des Orients losgerissen, um Ihnen seine Huldigung darzubringen, ich darf versichern, daß er während der Zeit, wo er nicht das Glück hatte, Sie zu sehen, fast nur von den Düften der Orangenblüthen und des Rosenöls gelebt hat."

Mr. Wester richtete seine schlanke Gestalt höher empor: „Ich darf in der That gestehen, daß die Safranküche des Orients mich nicht sehr gereizt hat, was aber die Rosendüfte anbelangt, von denen ich gelebt haben soll, so lassen diese sich doch mit einiger Poesie in Zuckerbrod und Sorbet übertragen."

Die Fürstin lächelte: „Im Orient waren Sie? Wie beneidenswerth! und dann später in Griechenland — welche Erinnerungen!"

Mr. Wester's Blicke verfinsterten sich: „Griechenland ist ein Aufenthalt so vollkommener Barbarei, daß ich nicht wüßte, dort auch nur die geringste Bequemlichkeit des Lebens angetroffen zu haben. Es ist ein Aufenthalt, den ich zu vergessen bemüht bin."

„Aber die entzückenden türkischen Stoffe, die Turbans — davon müssen Sie mir erzählen."

Lord Lindlow lachte: „Ich glaube keinen Verrath zu begehen, indem ich berichte, daß Mr. Wester sich jeden Abend mit einem, in den kunstreichsten Falten geschlungenen

Turban zu Bette verfügte. Es ist ein Werk seiner Hände, welches sich jeden Abend erneut."

„Wirklich? — aber das ist entzückend! wie kamen Sie nur darauf?" —

„Ich hatte mir," entgegnete Jener, „in einem der vielen Bazar's ein ächt türkisches Tuch gekauft, die Farbe ein glänzendes Scharlach, von weichem, duftigem und doch dichtem Gewebe; wie zufällig es am Abend vor dem Spiegel um das Haupt schlingend, dachte ich: Himmel! Du siehst ja ganz orientalisch darin aus! Dieser Gedanke weckte denjenigen, der ganzen Form etwas Turbanartiges zu geben, was anfangs mißlang, wogegen ich jetzt zu einiger Meisterschaft mich bekennen darf."

„Nein, wirklich? Aber Sie stürzen sich mit dieser Versicherung ins Verderben, denn ich werde jetzt nicht ruhen, bis Sie mir versprechen, meiner Kammerfrau einige Anweisung geben zu wollen." —

Wera und Lord Lindlow hatten von dieser Unterredung sich lächelnd abgewendet, und die junge Fürstin sah bald von Jenem in ein so lebhaftes Gespräch sich verwickelt, daß sie augenblicklich, die Lage der Dinge vergessend, mit ruhiger Heiterkeit Theil nahm. Eine solche Gemüthsstimmung konnte jedoch nicht von langer Dauer sein und wurde zuerst durch das Erscheinen eines jungen, vornehmen Römers unterbrochen, welcher gewohnt, seinen Platz neben Wera zu finden, zu seinem Erstaunen denselben eingenommen sah. Sein durchdringender Blick wurde von Lord Lindlow mit stolzer Unbesorgtheit erwiedert, und ein angelegentliches Gespräch mit Wera fortsetzend, sprach er von seinen Reisen, wie solche ihn, gegen seinen Wunsch, länger entfernt gehalten,

als er gewollt, und seine Blicke schienen mehr noch als seine Worte zu fragen, zu forschen, ob er während so langer Zeit gänzlich vergessen worden? Während die Fürstin den jungen Prinzen zu sich berief, um durch ihr liebenswürdiges Geschwätz die Aufmerksamkeit desselben abzulenken, konnte sie gleichwohl seinen Augen nicht gebieten, welche mit unruhiger Eifersucht zu jenen Beiden hinüber schweiften. Und Wesly — er, der allein ein Recht hatte, Eifersucht zu empfinden, Neigung zu begehren, er stand fern, in einer Fenstervertiefung lehnend, und seine Blässe, sein verdüsterter Blick zeugten allein von den Empfindungen seiner Seele.

Wera's Herz klopfte in Schmerz und Befangenheit, kein Gedanke weilte bei dem Prinzen, Lord Lindlow und Wesly waren die einzigen Gegenstände ihrer Bekümmerniß; halb im Traum hörte sie Jenen an, voll Unruhe blickte sie zu Diesem hin, und in dem Auge, welches auf ihn hinsah, lag Zuneigung, Schmerz und Besänftigung. Lord Lindlow gewahrte den Blick, wie die Erwiederung desselben, finstere Wolken flogen über seine Stirn: „Also nun nicht mehr die Blumen und Bäume allein," dachte er, „ein Maler! und folglich eine Intrigue, mit allem Reiz des Geheimnisses und der Schuld." — Seine Beredsamkeit verstummte, seine Augen, diese schönen Augen voll Seele, sahen mit verletzender Kälte auf dasselbe Antlitz, welches sie, wenig Minuten zuvor, so weich, so fragend und schmeichelnd angeblickt.

Lord Lindlow verließ den Platz neben Wera, um den Fürsten anzureden, beide Herren unterhielten sich einige Augenblicke mit einander. „Wer ist der junge Mann?" — fragte Lord Lindlow wie zufällig, indem sein Blick im Vorübergehen Herrn Wesly streifte. Auf die Antwort des

Digitized by Google

Fürſten entgegnete er kalt: „Ah, ich entſinne mich, ihn ſchon am Morgen geſehen zu haben; das iſt ein ſehr junger, ein ſehr einnehmender Lehrer, in der That!“ — Der Fürſt ſchwieg und Lord Lindlow, der ſichtlich eine Antwort erwartet zu haben ſchien, äußerte zerſtreut: „Für heute muß ich mich Ihnen empfehlen, theurer Fürſt, und darf wohl morgen Vormittag in Ihrem Zimmer Sie aufſuchen, wir haben gewiß manches Erlebte gegen einander auszutauſchen.“

Die Unterredung, welche zu der Zeit zwiſchen beiden Herren vorfiel, war ſeltſamer Art, Lord Lindlow verſuchte mit großer Feinheit, das Geſpräch auf Herrn Wesly zu lenken, indeſſen der Fürſt, welcher ſeine Beweggründe errieth, mit noch größerer Gewandtheit auswich. Endlich blieb Jener vor einigen Gemälden ſtehen: „Nie habe ich,“ äußerte er, „ein recht anſprechendes Gemach ohne ähnliche Ausſchmückung mir denken können; wie viel aufregender Stoff zu Erinnerung und Betrachtung liegt in ſolchen Bildern, welche ſelbſt den gleichgültigen Sinn, das ungeübte Auge vorübergehend feſſeln. Während meines erſten Aufenthalts in Italien hat es mir Freude verurſacht, aufkommenden Talenten fortzuhelfen, die Neigung dazu iſt nicht in mir erſtorben, ich möchte in ähnlicher Weiſe fortfahren und auf Ihren Rath dabei hoffen dürfen. Um ein eben ſo gerechtes als nützliches Ehrgefühl nicht zu verletzen, laſſe ich nur durch Beſtellungen Unterſtützung angedeihen, das Fordern überlaſſe ich dem Maler, was ich geben will, muß er, nicht zu ſeinem Schaden, mir überlaſſen. Vielleicht dürfte ich auf ſolche Weiſe auch dem jungen Manne nützlich ſein können, der freilich Ihr Schützling zu ſein ſcheint.“

Flüchtige Bläſſe überflog des Fürſten Züge, dann

schnell sich sammelnd, entgegnete er auf gehaltene Weise: „Jener junge Mann wird schwerlich im angedeuteten Sinn von Ihrer Güte Gebrauch machen können, denn er steht im Begriff, mein Schwiegersohn zu werden."

Nie im Leben hatte Lord Lindlow ähnliche Erschütterung empfunden, er schwankte, seine Lippen bebten; „mein Gott!" sagte er leise, aber gewaltsam sich bekämpfend, fügte er mit größerer Fassung hinzu: „Und kann das wirklich, wirklich Ihr Ernst sein?" —

Fürst L. war jetzt zu dem Punkt gekommen, wo Erläuterung des Schmerzlichsten Wohlthat ist; der Lord hörte mit aufmerksamer Unruhe ihn an und legte, als Jener geendet, die Hand mit einer so heftigen Bewegung aufs Herz, als fürchte er, dies arme Herz werde seinem Schmerze erliegen. „Wie aber durften Sie, theurer Fürst," äußerte er nach einer Weile, „jene Beide, so jung, so unerfahren, solcher Einsamkeit überlassen. Nur auf diese Weise konnte Alles sich so begeben."

Der Fürst richtete sich stolzer empor: „Darin liegt allerdings ein begründeter Vorwurf, ich gestehe, daß es mir nie in den Sinn kam, eine Fürstin L. werde mit ihrer Neigung so weit sich herablassen. Wir mögen lange lernen, Lord Lindlow, das menschliche Herz studirt Keiner aus! Der eigentlich Schuldige sind gleichwohl Sie. In Baden gelang es Ihnen, das weiche, schuldlose Herz zum ersten Liebesgefühl zu erwecken; Wera ist länger Kind geblieben, wie wohl Andere in gleicher Lage, die große Lebendigkeit meiner Gemahlin, ich darf," fügte er mit leiser Ironie hinzu, „wohl sagen, ihre jugendliche Lebendigkeit, ihre ganze anmuthige Erscheinung, machten andere Elemente der Jugend

und Schönheit in unſerm Kreiſe entbehrlich, daher konnte Wera Sie lieben, ohne noch zu wiſſen, was Leidenſchaft ſei. Sie fühlten das Alles und gegen meine Erwartung, riß Ihr welterfahrener Sinn ſich los. Was begehrten Sie denn mehr? Meine Tochter, jung, blühend, mit einem ſo durchſichtigen Gemüth, daß ſelbſt jeder Fehl darin lesbar war — Sie fanden Alles vereint, ein Herz, Jugend, Rang und Reichthum, was begehrten Sie denn mehr?" —

„Mit dem Erwachen des ſüßeſten Gefühls, welches ein Menſchenherz zu beleben vermag, fühlte Wera ſich einſam in einer Welt, welche ihrem Sinn niemals ganz zuſagen wird. Ich wollte durch Talente ſie zerſtreuen und ſo fiel meine Wahl auf Herrn Wesly, deſſen ernſte Beſcheidenheit ihm den Vorzug erwarb. Seine Einfachheit, ſeine herzliche Güte, müſſen ihm das Herz gewonnen haben, welches, einmal aufgeregt und nach einer innigen Neigung ſich ſehnend, in dieſem Gefühl jedes Störende überſah. Er ging auf meine Bitte, auf meinen Wunſch kehrte er zurück. — Ich konnte gelaſſen den tödtenden Gram des einzigen Herzens nicht anſehen." — Des Fürſten Stimme bebte, er ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann gefaßt: „des einzigen Herzens, welches mich liebt, wie ich zu lieben verſtehe. O Lindlow, ſind wir denn glücklich! bin ich es wenigſtens? Wohl bin ich geachtet und reich, aber mein Herz — immer, immer, ſelbſt in ſpäteren Jahren, wenn man daran kaum mehr denkt, kommen doch Momente, wo man unabweisbar fühlt, daß es eine Liebe im Leben giebt, welche daſſelbe, wenigſtens einmal, auf beglückende Weiſe erhellt haben muß, wenn man nicht für immer ſich verarmt fühlen ſoll. Theurer Freund, bedenken Sie das wohl, bleiben Sie nicht einſam

im Getreibe der Welt, aber theilen Sie Herz und Glück nur aus wahrer Neigung." —

Lord Lindlow blickte erschüttert auf den ältern Freund: „Und den Rath geben Sie mir, der Sie nur zu gut wissen, daß für mich Alles vorbei ist? Ueberall habe ich Wera's gedacht, ihr Bild zog mich hierher zurück, und nun! — Sie liebte mich, ja ich habe es gewußt, empfunden, und so darf ich vielleicht der Hoffnung Raum geben, sie liebe mich noch." —

Mit aller Beredsamkeit der Leidenschaft und eines durchgebildeten Verstandes, flehte der junge Mann den Fürsten an, das ganze Lebensglück seiner Tochter keiner falschen Großmuth aufzuopfern; ihm zu gestatten, alle Vortheile geltend machen zu dürfen, welche für ihn und seine Sache sprechen könnten. „Welche Heirath!" rief er lebhaft, „die Prinzessin L. die Frau eines jungen, ungebildeten Mannes, welcher vielleicht, muthmaßlich sogar, jeden Anflug des Zorns oder der Mißlaune dem lieblichsten, zartesten Wesen der Erde auf rohe Weise fühlbar machen wird. Welche Heirath, wo nicht einmal, von Seiten des Mannes, eine sorgfältige Erziehung vor Rohheit bewahrt!"

Der Fürst lächelte spöttisch: „Sie sind glücklicher als ich, Lord Lindlow, wenn Sie im Leben nur auf Weltleute stießen, welche auch im häuslichen Kreise jene Feinheit nicht bei Seite setzten. Die wahre Höflichkeit ist, mehr als man denkt, Sache des Herzens."

Durch diese Bemerkung wenig gestört, fuhr Jener fort, mit überströmender Beredsamkeit die Angelegenheit seines Herzens zu führen, jene Verbindung erschien ihm als etwas so gründlich Verkehrtes, daß er kein Gesetz der Ehre zu

Digitized by Google

verletzen wähnte, indem er dieſelbe, wenn auch zum eignen Vortheil zu ſtören ſuchte. — Der Gedanke, ſich übereilt zu haben, hatte den Fürſten bereits oft beſchäftigt, dieſe Heirath war ein Opfer, welches er zu tragen, nicht aber im Herzen mit demſelben ſich zu verſöhnen wußte; daher, gegen die beſſere Ueberzeugung ſeines Gewiſſens, hörte er dem jungen Freunde erſt mit Zurückhaltung und Mißbilligung, allmälig aber nicht ganz ohne innere Befriedigung zu. — Den ſtürmiſchen Bitten deſſelben eine Unterredung mit Wera zuſagend, erhielt der Fürſt dagegen das Verſprechen, bis dahin jede Uebereilung meiden zu wollen. —

Durch die Reiſe in den Orient fühlte Lord Lindlow auf manche Weiſe ſich umgewandelt; die Gemahlin des engliſchen Botſchafters gehörte ſeiner Familie an und dieſe ausgezeichnete Frau zog ihn mit ſichtlicher Vorliebe in den Kreis ihres Wirkens und Denkens. Bald lag ſeine ganze Lebensgeſchichte vor ihren ſcharfſinnigen Blicken, und des Uebergewichts ſiegreicher Anmuth ſich wohl bewußt, erfuhr er zuerſt aus ihrem Munde die Wahrheit in ihrer ungeſchmückteſten Hülle. Seine Verkehrtheit ihm nicht verhehlend, und hoch den Uebermuth ihm anrechnend, welcher ihm das beſte Lebensglück mit Ueberdruß hinnehmen ließ, tröſtete und ermuthigte ſie auf andere Weiſe, indem ſie auf eine noch unverlorene, nicht verſchleuderte Zukunft ihn hinwies. — „Haben Sie doch Mitleid mit ſich," ſagte ſie ihm oft am Schluß ihrer kleinen Reden, „ſonſt wird am Ende Niemand welches mit Ihnen haben, wenn Ihre Lebensblüthe zu Ende geht." Lord Lindlow fühlte die Wahrheit des Geſagten, ſein Wille richtete an dem friſchen Lebensmuth dieſer liebenswürdigen Frau ſich empor; er empfand nicht allein, was ſie

sagte, sondern errieth auch, was sie dachte; kein ausgesprochener, aber ein im Herzen ihm gegebener Rath führte ihn zu Wera hin. Recht und Wahrheit sind allmächtige Wortführer, wer auf ihren Bahnen sich erst befindet, den führen sie weiter und weiter zum besten Ziele. —

Lord Lindlow besaß viel natürlichen Edelmuth, seine Denkweise war im Ganzen einfach großmüthig, aber er war Aristokrat im vollen Sinne des Worts, und deshalb mag es nicht befremden, daß er so geringes Bedenken zeigte, des armen Wesly's Glück zu untergraben. In seinen Augen lag indessen in jener Verbindung auch für diesen kein Heil, denn indem er sich dem lieblichsten, aber auch verwöhntesten und zartesten Wesen verband, überschritt er den Zauberkreis, über welchen hinaus es keine Ruhe und keine Heiterkeit mehr giebt. In dieser Betrachtung lag viel Wahres, aber sie hätte verdient, aus einem reineren Quell zu fließen.

Fürst L. pflegte mitunter in früher Morgenstunde mit seiner Tochter den schönen Hafen zu beschiffen, und zwei Tage nach der vorbemerkten Unterredung, welche in Unruhe und Spannung verflossen waren, wurde eine ähnliche Fahrt von ihm vorgeschlagen. Im Begriff, ihr kleines Fahrzeug zu besteigen, trafen Beide zu ihrem scheinbaren und wirklichen Erstaunen, am Ufer mit Lord Lindlow zusammen. Halb scherzend erfolgte eine Einladung des Fürsten, die mit Bereitwilligkeit angenommen, Jenen bald an Wera's Seite versetzte, welche ihn nicht ohne Schüchternheit, jedoch freundlich begrüßte.

Vornehme pflegen mitunter um das Tagewerk der niedern Klassen, um deren Mühseligkeit und Gewinn, mit einem Eifer sich zu kümmern, als wären sie entschieden,

allereheſtens eine gleiche Lebensweiſe zu beginnen. So ſchien Fürſt L. an jenem Tage ähnlichen, unverſiegbaren Antheil zu nehmen, wenigſtens ließen ſeine lebhaften Fragen, ſeine Unterhaltung mit den Schiffern dem jungen Freunde die unverkümmerte Gelegenheit, ſeine Worte bei der Prinzeſſin anzu ringen.

Eine ſo willkommene Veranlaſſung beengte demunerachtet Lord Lindlow's Herz; zum erſtenmal ſeit jener bittern und erſten Erfahrung ſeines jugendlichen Lebens fühlte er, was es heißt, auf eigne Veranlaſſung die Entſcheidung ſeines Geſchicks herbeizuführen. Sein tief bewegtes Gemüth war nur darauf bedacht, rühren zu wollen, jede Klugheit lag ihm fern, erſt dann, wenn er hoffen durfte, geliebt zu ſein, erſt dann wollte er verſuchen, davon zu überzeugen, daß Unrecht kein Unrecht ſei. — Und wenn er ſich nun ſagen mußte, daß er ſelber in eine ſolche Lage ſich verſetzt, daß ihm früher mit Entzücken zugeſagt wäre, warum er jetzt, gegen die Ueberzeugung ſeines Gewiſſens, zu bitten geſonnen war, ſo konnte, neben ſo manchen ſeltſamen Gefühlen, dies nicht als das unwichtigſte ſich geltend machen.

Wie jene Aufgabe von ihm gelöſt wurde, er wußte es ſelber kaum, aber Wera's tiefes Erröthen, ihr ängſtliches Hinblicken zum Vater verriethen das Ausſprechen einer Bewerbung, welche, unter dieſen Umſtänden, nur Schmerz zu erregen vermochte. Lord Lindlow's inneres Gefühl ſteigerte ſich bei der äußeren Darlegung deſſelben, Thränen benetzten ſein Auge; zum erſtenmal vernahm Wera die Sprache wahrer, glühender Leidenſchaft, und aus dem Munde, welcher ſie ehemals mit der einfachſten Aeußerung der Billigung hoch beglückt hatte. Betäubt, verwirrt, blickte ſie in die Kryſtall-

tiefe des schönsten Meeres hinab, schlug sie den Blick, wie Hülfe suchend, nach Oben, überall Licht und Klarheit, nur in ihrem Herzen Nacht und Verwirrung.

Auf des Fürsten Befehl legten die Schiffer an einer Uferstelle bei, wo ein Diener desselben unter schönen Bäumen das Frühstück bereitete. Entzückend war die Aussicht, deren man von dort genoß, halb träumerisch blickte Wera umher und ihr zur Seite befand sich der Mann, den sie mit ihrem jugendlichen, ahnungslosen Herzen geliebt, ihr gegenüber ihr Vater, welcher lächelnd auf jenen blickte, mit fast väterlicher Vorliebe ihn zu betrachten schien. Einen günstigen Augenblick erspähend flüsterte Lord Lindlow dem Fürsten zu: „Ich bin abgewiesen, aber — ich kann nur hinzufügen, sprechen Sie jetzt zu gelegener Zeit für mich, beruhigen Sie dies liebe, zweifelmüthige Herz."

Während der Rückfahrt sprach nur der Fürst viel und lebhaft, Lord Lindlow schwieg fast gänzlich und aus Wera's Brust schien jeder Laut sich mit Anstrengung hervorzuringen. So ward der Landungsplatz erreicht, der junge Freund empfahl sich am Ufer und Fürst L., welcher seiner Tochter den Arm gab, fühlte das Beben ihrer zarten Gestalt und ward, mit gleichfalls zitternden Lippen, um eine Unterredung in seinen Gemächern ersucht. „Jetzt?" entgegnete er fragend und sie mit besorgter Zärtlichkeit betrachtend, fügte er hinzu: „Nein, jetzt nicht, aber wenn Du Dich gefaßt, will ich Alles hören, was es auch sei, und auf Alles mit Liebe eingehen." Ihre Hände umklammerten den Arm des Vaters, ihr flehender Blick begegnete seinen Augen. „So komm," sagte er nachgebend und führte in sein Cabinet sie ein. Dort flossen Thränen ohne Zahl, bevor der Fürst erfuhr, was er freilich

wußte. „Und ich mußte ſchweigen," hieß es am Schluß dieſer Mittheilung, „durfte nur mit faſt unverſtändlichen Worten ſeinen Antrag ablehnen, durfte, Ihrem Befehl gemäß, nicht verrathen, daß ich Wesly's Braut bin."

Seiner einfachen Tochter gegenüber verließ den Fürſten diejenige Lebensklugheit, welche er ſonſt, oft ſeiner Neigung entgegen, niemals verleugnete, denn im Verlauf ſeiner liebreichen, Lord Lindlow höchſt günſtigen Antwort, verrieth er im Feuer der Beredſamkeit, daß Jener mit allen Verhältniſſen wohl bekannt ſei. Unausſprechliches Erſtaunen, ein Anflug von Schrecken malte ſich in der Prinzeſſin Antlitz: „Er wußte Alles?" wiederholte ſie fragend, und die Thränen in ihrem Auge erſtarrten. Der Fürſt, den begangenen Mißgriff fühlend und die Beantwortung einer ſo kritiſchen Frage umgehend, ſagte jetzt Alles, was ſein Herz belaſtete, wie er befürchte, aus übergroßer Zärtlichkeit und Sorge eine Uebereilung begangen zu haben, und Wesly ſelber einſehen müſſe, wie wenig er in einen Familienkreis paſſe, welcher nur nothgedrungen ihn aufgenommen. „Nimmer," fügte er hinzu, „werde ich, nachdem was geſchehen, ihn jemals verlaſſen, und willigt er ein, ſeine jetzige Stellung aufzugeben, werde ich mit Leichtigkeit ein wohl begründetes, anſprechendes Loos ihm ſchaffen können."

Schweigend hörte Wera dieſem Vortrage zu und ihre ernſte Miene ließ den Fürſten in Zweifel, ob dieſer Ernſt Mißbilligung oder Ueberlegen ausdrücke. Bevor dieſe Ungewißheit gehoben werden konnte, trat ſeine Gemahlin, gegen ihre Gewohnheit, zu dieſer Stunde und unangemeldet bei ihm ein, und mit ihren klugen Augen Vater und Tochter flüchtig ſtreifend, begann ſie ein liebenswürdiges Geſpräch,

wie es ihr eigen war, die Aufregung jener Beiden mit keiner Sylbe berührend. Wera empfahl sich bald und nachdem sie gegangen, hatte der Fürst ganz andere tief ehrgeizige Pläne zu vernehmen, in welche jener junge römische Prinz sich verflochten befand. Die kalte Verwunderung, mit welcher er seine Gemahlin anhörte, würde ihm zu größter Ehre gereicht haben, wenn nicht auch er Abweichungen zugestanden, welche seinen Wünschen entsprachen, und die kluge Frau, die ihn längst errathen, verließ ihn aufgeklärter und fest entschlossen, ihren Wünschen Erfüllung verschaffen zu wollen.

Der rechtliche Sinn eines unbedeutenden Mannes durchkreuzte die Pläne besonnener Klugheit; als Wera in ihr Gemach zurückkehrte, fand sie dort einen Brief Wesly's, des armen, verrathenen Freundes. Dieser Brief, einfach wie er selber, enthielt die zärtlichste Besorgniß für ihr Glück, Zeit und Verhältnisse hatten über Manches ihn aufgeklärt, und Alles klarer, richtiger durchschauend, bot er seiner jungen Braut an, ihr ihm gegebenes Wort zurück zu nehmen. „Ich trete dann," schrieb er, „in den Kreis wieder ein, den ich bis jetzt nur in der Phantasie überschritten, ich werde wieder was ich war, ein thätiger, strebender Mensch, der sich und seinem Fleiß verdankt, was er begehrt und bedarf. Aermer und reicher kehre ich in einen wohlbekannten Lebenskreis zurück, ärmer, des besten Schatzes beraubt, welcher das Herz zu beglücken vermag, reicher um einen entzückenden Traum, der mich niemals verlassen, überall hin mir folgen wird. O Wera, Du weintest, als ich zuerst von Dir schied, so weine auch jetzt nur Eine Thräne dem armen Freunde, der sich von Dir trennt mit blutendem Herzen, der Dich

für einen Andern frei giebt, aber mit Thränen, die einst in Freudenzähren sich verwandeln werden, wenn er Dich glücklich weiß. Vergiß mich nicht, gedenke meiner, wie man an so Vieles im Leben sich gern erinnert."

Kummerbelastet war Wera in ihr Gemach eingegangen, die verschiedenartigsten Empfindungen bestürmten ihr Herz, und zu dem Allen kam Wesly's Brief, den sie erschrocken überlas. O armer Freund, Eine Thräne! unzählige hatte sie für ihn, aber es waren Zähren tiefer Rührung über seinen Edelmuth, der Reue über Augenblicke voll Schwankens. Seit der Unterredung mit ihrem Vater war Lord Lindlow's Bild jener Glorie beraubt, welche es sonst verklärte. Er wußte Alles und wollte sie dennoch für sich gewinnen! Wesly's Rechte, die Heiligkeit eines gegebenen Worts galten ihm nichts? Eine innere Stimme flüsterte schmeichelnde Entschuldigungen ihr zu, ihr grader Sinn verwarf dieselben. „Betrügen," dachte sie, „betrügen mit Absicht! und wen! einen Standesgenossen, einen reichen, vornehmen Mann? — Nein, einen tiefer gestellten, einfachen jungen Mann, der Alles, was er schien und war, nur durch sich sein konnte, dem weder Rang noch Reichthum zu Hülfe kamen, seine Vorzüge geltend zu machen, seine Schwächen zu verhüllen. Und dieser, vom Geschick scheinbar Unbegünstigte, ging rein aus einer Prüfung hervor, in welcher nicht alle Betheiligten bestanden."

Bebend las Wera den Brief zu Ende, das Blatt entsank ihren zitternden Händen, er wollte sie verlassen, sich aufopfern, damit sie glücklich werde. Schmerzlich hallte das Wort „Verlassen" in ihrer Seele wieder, unendliche Angst ergriff ihr Herz, wenn er ginge, ohne ihre Antwort abzu-

warten, wenn er nimmer, nimmer wiederkehrte! — Erschrocken sich empor raffend, ergriff sie Hut und Shawl, welche noch da lagen, und eilte dann, ohne weiteres Ueberlegen, wie gescheucht, die Treppe hinab. Wesly's Wohnung lag nicht sehr entfernt, sie kannte dieselbe auch im Innern, er hatte sie ihr oft beschrieben, und so begann sie mit schnellen, bebenden Schritten ihre Wanderung. Kaum über den Bereich der nächsten Paläste hinaus, stutzte sie vor dem Laut einer wohlbekannten Stimme, Lord Lindlow stand vor ihr. „Darf ich," sagte er höflich, „mich zum Führer anbieten?" — In dem Ton seiner Stimme lag, wie im Blick, tiefe Verwunderung. Wera schwieg, aber ihr Zittern nahm zu. „Darf ich nicht?" wiederholte der Lord, „wohin begehren Sie?" —

Alle Gegenstände verwirrten sich vor Wera's Augen, ihre Besinnung drohte sie zu verlassen. „Zu ihm, zu Wesly," hauchte sie kaum hörbar. Lord Lindlow schwieg einen Augenblick in tiefer Betroffenheit, „dahin wollen Sie gewiß nicht," sagte er sanft, „haben Sie einen Auftrag, dann befehlen Sie über mich, auf meine Ehre, ich werde Alles treulich ausrichten." Wera schwieg, nur ihre Thränen antworteten. „Lassen Sie sich von mir nach Hause führen," fügte er bittend hinzu, „hernach findet sich schon Alles."

Willenlos folgte sie und Lord Lindlow ging so sorglich mit ihr weiter, als führe er ein krankes, schwaches Kind; im Salon angelangt, durchschritt er denselben und sie in ihr Arbeitszimmer und dort zu einem Divan leitend, blieb er zögernd vor demselben stehen. „Kann ich," sagte er nach einer Pause, „Ihnen jetzt noch nützlich sein? Befehlen Sie,"

ſetzte er nicht ohne leiſen Anflug von Bitterkeit hinzu, „daß ich Herrn Wesly benachrichtige, daß Sie eine Unterredung mit ihm wünſchen?“ — Die Prinzeſſin ſchlug die Augen mit einem zuſtimmenden bittenden Ausdruck zu ihm empor, dieſer Blick drang bis tief in ſein Herz. „So ſind Sie denn entſchloſſen,“ ſagte er nach einer Weile, „und ich gelte Ihnen nichts mehr, entſchloſſen, eine Verbindung einzugehen, welche in jeder Hinſicht unpaſſend, Reue und Kummer über Sie bringen wird. Wera, verdiene ich ſo behandelt zu werden, verdient mein Antrag nicht wenigſtens das Bedenken einiger Tage? Würden Sie ſo eilen, wenn Sie Ihres Herzens gewiß wären? — Und wenn Ihr Herz ſich von der leidenſchaftlichen Zuneigung des meinigen nicht loszuſagen vermochte, welche Gabe bieten Sie dann demjenigen, an den Sie nur aus Pflichtgefühl ſich ketten. O über die Sophismen dieſer Welt! — indem Sie der Treue und Wahrheit unſer beider Lebensglück zum Opfer bringen, betrügen Sie eben Denjenigen, dem ſo viel geopfert wird! Sein Sie treu und wahr, aber auf eine richtige Weiſe, ſagen Sie Herrn Wesly, daß Sie — daß Sie mich lieben — und hat er dann den Muth noch, Ihre Hand zu faſſen — oder hätte ich mich getäuſcht, oder ſpricht in Ihrem Herzen keine Stimme für mich? Nur die eine, eine Frage beantworten Sie mir mit aller Aufrichtigkeit Ihres ungekünſtelten Gemüths. Wera, bin ich ganz vergeſſen, gelte ich Ihnen gar Nichts mehr? Oder lebt in Ihrem Herzen noch die Erinnerung an jene Tage voll ſeligen Friedens, wo wir zuerſt uns fanden, gewiß, ich darf ſagen, uns liebten. Nimmer, nimmer habe ich jene Stunden vergeſſen! Und Sie, Wera, und Sie? —“

Das Marmorantlitz der Prinzessin erschien dem Lord in diesem Augenblick fast geisterhaft, sie richtete ihre zarte Gestalt zu deren ganzer Höhe empor, und eine Hand gegen ihn ausstreckend, sagte sie fest: „Ich liebe Sie nicht mehr, Lord Lindlow.“ — Er stand einen Augenblick regungslos, bleich wie der Tod, dann, sich tief verbeugend, verließ er das Gemach. Nach einer Stunde öffnete sich die Thür desselben, Wesly trat, von dem Lord geleitet ein, und dieser schloß, sich zurückziehend, dieselbe langsam genug, um noch zu sehen, daß Wera Jenem entgegen eilte und an seine Brust sank. —

Der Abend desselben Tages fand den Fürsten in sehr ernster Unterredung mit Lord Lindlow. „Wie die Sachen einmal stehen,“ sagte dieser, „kann ich nur zu rascher Beendigung rathen. Das Adelsdiplom des jungen Mannes ist in Ihren Händen, so lassen Sie den Segen der Kirche über die Verlobten sprechen und diese dann sogleich eine Reise antreten. Gestatten Sie ihnen, sich wenigstens während eines Jahres in der Welt umzusehen; Wesly wird unbeobachtet auf solche Weise sich am leichtesten an Verhältnisse gewöhnen, welche ihm fremd sind, eine Bildung sich aneignen, die ihm mangelt. Die Liebe,“ fügte er mit schmerzlichem Beben der Stimme hinzu, „ist eine gute Lehrmeisterin.“

Der Fürst stützte das Haupt sorgenvoll auf: „Sie haben nicht Unrecht — aber ich habe eigentlich nie daran gedacht, mich von ihr trennen zu wollen — wie, sie ihm allein anvertrauen, in so weiter Ferne?“ — Lord Lindlow seufzte: „Die Lebensreise ist ernster und länger, theurer

Fürst, und zu solchem Vertrauen hat der Muth Ihnen nicht gefehlt."

Lange wurde jene unerfreuliche Unterredung auf ernste Weise fortgesetzt, diejenige dagegen, welche dazu diente, Wera mit ihrem Verlobten zu verständigen, war rührend und befriedigender Art. Zum erstenmal zeigte sie ihm ohne Rückhalt die innige, weiche Zärtlichkeit ihres Herzens, zum erstenmal stand er, dadurch gehoben und über alle beengende Verhältnisse hinweg geführt, ihr gegenüber, ein liebender Mensch voll Seligkeit. — Flüsternd vertraute sie seiner verschwiegenen Brust alle Regungen ihrer unschuldigen Seele, dies Vertrauen schmerzte und beglückte ihn zugleich. Also sie hatte einen Andern geliebt — geliebt, bevor sie ihn sah, und jetzt, wo sie diesen Glücklichen wieder gefunden, beharrte sie dennoch fest dabei, ihr ihm gegebenes Wort zu halten. Seine Zweifel wurden durch herzliche Reden, seine Einwürfe durch Liebkosungen beseitigt und er gab dem lieblichsten Zauber in seliger Trunkenheit sich hin. Die Ueberzeugung, geliebt zu sein, läßt einen Thoren gewöhnlich noch thörichter erscheinen, indessen bei einem edlen Mann alle Seelenkräfte dadurch auf wundervolle Weise sich steigern und entfalten, es sind die Schmetterlingsflügel, welche mitunter aus unscheinbarer Hülle hervorbrechen. So erging es Wesly, bis dahin hatte er das ihm gewordene Loos wohl als ein ersehntes, doch aber auch als ein seltsam herbei geführtes, unsicheres betrachtet, jetzt erst erschien es ihm als eine Gabe des Himmels, und in dem Maße, als er dies empfand, fühlte er sich gehoben und getragen, ein anderer Mensch, ein Glücklicher.

Drei Tage nach jener Unterredung empfing der Frei-

herr v. L. am Altar die Hand der Prinzessin von L., der Name des Fürsten war auf den Schwiegersohn übertragen. Ein wunderbares Gefühl ergriff Alle, als die junge Fürstin mit ihrem schwebenden Gange das Gemach betrat, wo die heilige Ceremonie ihrer harrte; nie war vielleicht die natürliche Blässe ihres Antlitzes, die dunkle Färbung des Haars und der Augen so auffallend hervorgetreten, sie beugte das Haupt fast demüthig gegen die Anwesenden und kein Herz blieb ungerührt, als der Segen gesprochen wurde, welcher über das Heil oder Unheil eines ganzen Lebens entscheidet. Alle Theilnahme war für die Braut, dem armen Bräutigam gönnte Keiner, wenn auch aus abweichenden Gründen, sein Glück, nur der Fürst und Lord Lindlow hatten im Innern ein menschlich wohlwollendes Theilnehmen auch für diesen, dessen ernste, ruhige Haltung ihn in diesem Kreise unverlegen und der vollen Wichtigkeit des Augenblicks wohl bewußt erscheinen ließ. — Die Fürstin weinte mütterliche, doch auch ächt weibliche Zähren, Thränen der innigen Liebe und doch auch wieder diejenigen gekränkter Eitelkeit, gedemüthigten Stolzes.

Bald nach vollzogener Trauung erfolgte die Trennung, der Abschied von den Eltern, in deren innern Gemächern; derjenige von der Gesellschaft war kaum mehr, als ein flüchtiger Gruß zu nennen. Lord Lindlow geleitete Wera an den Reisewagen, beide schwiegen, im letzten, dazu noch übrigen Augenblick, sagte er mit tiefster Ueberwindung, aber auf herzliche Weise: „Ich wünsche Ihnen Glück, gewiß, ich wünsche Ihnen Glück.“ Eine zitternde Hand sank in die seinige, kein Wort kam über ihre Lippen und er würde Alles darum gegeben haben, noch einen Laut jener süßen

Stimme zu hören, auf welche sein Herz nie mit Gleichgültigkeit gehorcht hatte. — Der leise Druck seiner Hand fand fast unmerkliche Erwiederung, dann sah er sie in den Wagen steigen und als dieser fortrollte, entstürzten Thränen seinen Augen. „Sie liebte mich dennoch!" — sagte er leise.

„Auf meine Ehre, Lindlow, ich glaube, Sie weinen!" bemerkte Mr. Wester, welcher auf der Treppe stehen geblieben.

Jener zwang sich zu lächeln: „Finden Sie das so unbegreiflich?" —

„Ja, ich weiß doch nicht — Sie wissen, daß ich sehr gefühlvoll bin, im vollen Anzuge aber, in Gesellschaft vielmehr, begegnet es mir niemals zu weinen."

„Sie haben Recht, wie fast immer; hüten Sie sich vor allen Thränen, mein Freund, denn es giebt deren, die sehr bitter sind. Eine Thräne könnte Sie Jahre Ihres Lebens kosten."

Lord Lindlow und Mr. Wester kehrten nach England zurück, der Schwester des Letztern, welche nur das angenehme Aeußere, das ursprünglich gute Herz des Bruders, nicht seine Thorheit besaß, war es später beschieden, Lord Lindlow das anmuthige Glück einer friedlichen, einfachen Häuslichkeit zu bereiten. Er liebte seine Frau, wie man eine herzliche Freundin liebt, mit Treue und Anerkennung, jene poetische Flamme aber, welche einst sein Herz erwärmte, war gleich einem glänzenden Meteor, nach kurzer Dauer in ewige Nacht zurück gesunken. Er seufzte, so oft er jener Zeit gedachte: „So liebt man nur Einmal," sagte er leise, „es wäre entsetzlich, wenn man zweimal so lieben könnte. Eine solche Qual ist für ein ganzes Dasein ausreichend."

Das junge Paar reiste langsam weiter, durch Tirol nach Deutschland hin; was Lord Lindlow vorher gesagt, ging in Erfüllung, sich unbeobachtet fühlend, vom Druck lastender Verhältnisse befreit, im Besitz überflüssiger Hülfsquellen, nahm Wesly bald etwas von jener vornehmen Eleganz äußerer Formen an, welche, seiner liebenswürdigen Gemahlin zur Seite, wünschenswerth erscheinen mußte. Jede Merkwürdigkeit wurde von ihnen betrachtet, jede Bildersammlung mit Eifer aufgesucht und hin und wieder erstaunte man über das gediegene Urtheil des jungen Freiherrn, über sein tiefes Eindringen in alle Verhältnisse der Kunst. Als dies zum erstenmal geschah, flog ein Lächeln über seine Lippen, seine Wange röthete sich: „Ich bin ein Maler," sagte er heiter, kaum jedoch war diese Aeußerung über seine Lippen, als er auch fragend, fast betroffen, auf Wera blickte; ihr unbefangener Blick begegnete seinem forschenden Auge, sie neigte das Haupt, wie zustimmend, gegen ihn und dieser Augenblick machte ihn reicher und glücklicher, als er sich je zuvor gefühlt. —

Allgemach näherten sie sich Wesly's Heimath, bald war das Städtchen erreicht, wo der Traum seiner Kindheit an ihm vorüber gerauscht. Längst war das elterliche Haus in fremde Hände übergegangen, aber sehen mußten sie es doch; Handwerker bewohnten dasselbe und gestatteten freundlich den Zutritt. — Das Aeußere desselben konnte in jede Idylle passen, ein kleines Häuschen, mit Wein bekleidet, den der frühere Besitzer gepflanzt und gezogen; Wesly legte mit einer Art Pietät die Hand auf die umher schwankenden Zweige, welche die ordnende Sorgfalt zu vermissen schienen,

Digitized by Google

dann führte er ſeine Frau in der Eltern Wohnzimmer ein. Ihr Auge ſchimmerte in Thränen, aber beim Anblick dieſes engen, niedrigen, jetzt mehr noch wie früher jeder Zierlichkeit entbehrenden Stübchens, blieb ſie dennoch betroffen ſtehen, ihre Hand faßte ihres Mannes Arm, als wolle ſie bei ihm Schutz gegen die Möglichkeit ſuchen, einen ſolchen Aufenthalt erwählen zu müſſen. Sein gutmüthiges Lächeln war nicht ohne Beimiſchung von Schmerz und Ironie, auch ihm erſchien jetzt Manches anders, weniger wünſchenswerth; welcher denkende Menſch aber würde mit kaltem Herzen den Schauplatz ſeiner ſchuldloſen Kindheit betrachten, der Liebe ſeiner Eltern ohne Wehmuth ſich erinnern. — Wera's Herz leitete ſie auf ähnliche Betrachtungen, und als ſie mit einander das ärmliche Fleckchen Erde beſahen, welches dem jetzigen Freiherrn v. L. früher ein großer, hübſcher Garten zu ſein ſchien, flüſterte ſie mit Herzlichkeit ihm zu: „Ich würde ſogar hier glücklich ſein können, wenn es Deine Beſtimmung wäre, hier wohnen zu müſſen.“ Er drückte ihre Hand, ein ſchwermüthiges Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen. „Du ſiehſt,“ ſagte er, „daß die Beſchränkung der Verhältniſſe eine ſehr ernſte Sache iſt, wer darin aufwächſt, ſein Leben darin hinbringt, mag leicht glücklicher, ſchuldloſer bleiben als Andere; die Poeſie einer ſolchen Lage beſteht in der unberechneten, innigen Herzlichkeit, womit die Theilnehmer derſelben ſich unter einander lieben und erfreuen, und in der ruhigen Kraft des Glaubens, welche durch kein Weltleben erſchüttert wird. Wer aus Wahl und Nothwendigkeit in ſolche Verhältniſſe eingeht, wird immer durch dieſelben ſich bedrückt fühlen; jede Tugend kann alsdann ſich ſtrahlender bewähren, aber es iſt jene freie, beglückende Himmelsgabe

nicht, welche ohne Kampf und Streit aus den Umständen hervorgeht." —

Vor Ablauf eines Jahres kehrte das junge Paar, schmerzlich vom Fürsten vermißt, nach Neapel zurück, der Anblick seiner Tochter fiel gleich Sonnenschein in sein Herz, sie war die Blume, welche seinem Hause Glanz und frisches Leben verliehen, nach ihrer Entfernung war nur ein erkünsteltes darin zurück geblieben. — Ein Jahr hatte manches ausgeglichen, die Fürstin widerstand der großen Herzlichkeit ihrer Tochter, der ehrerbietigen Aufmerksamkeit ihres Schwiegersohns nicht, und zeigte sich auf ihre liebenswürdige Weise huldvoll und theilnehmend. Die größten Hindernisse waren ausgeglichen, es kam jetzt nur darauf an, dem jungen Paar eine passende Lage zu begründen. —

Im ersten Augenblick des Alleinseins mit Wera, forschte der Fürst mit besorgter Herzlichkeit, ob sie sich glücklich, wahrhaft glücklich fühle. Sie betheuerte es mit heiterer Unbefangenheit. „Dann bin ich beruhigt" entgegnete er freundlich, „damals fürchtete ich, ein anderes Bild habe zu tiefe Wurzeln in Deiner Seele gefaßt. Jene Verhältnisse waren so seltsam als unerfreulich."

Wera erröthete, ein leichter Schatten flog über ihre Stirn: „Was ich früher empfand, war so ganz anderer Art," sagte sie nachdenklich, „ich glaube, ich könnte nie mehr so fühlen; nimmer aber habe ich bereut, mein Wort gehalten zu haben." —

Nach öfterem und langem Berathen mit seinem Schwiegersohn, brachte Fürst L. das letzte Opfer, er trennte sich von seiner Tochter und gestattete den Ankauf eines Besitzthums in Tirol. Dort siedelten die jungen Leute sich an; ein altes,

verfallenes Schloß ward, im Sinne der ersten Anlage, würdig hergestellt und verschönt, die reiche Gegend bot Stoff in Menge, den schönsten Park zu schaffen, überall fand sich Anregung zur Thätigkeit, zu Glück und Frieden, die mit reinem Herzen aufgefaßt, zum Segen sich gestaltete. — Nachdem alles einigermaßen geordnet, stellte der Fürst zum Besuch sich ein und hieß den Enkel, der ihm entgegen getragen ward, mit Herzlichkeit willkommen; seine Gemahlin, welcher das Reisen nicht zusagte, beschied in einer freundlichen Zuschrift die jungen Leute zu sich hin nach Neapel. —

Während nachfolgender Jahre traf der Fürst oft auf dem anmuthigen Schlosse im schönen Tirol ein; so liebevoll und herzlich er sich in allem gegen seinen Schwiegersohn bezeigte, niemals schenkte er demunerachtet den zahlreichen Gemälden desselben, welche die Wände schmückten, die geringste Aufmerksamkeit. Es schien, als ob jene Bilder Erinnerungen weckten, denen er sich zu entziehen gesonnen war. Einst, als er nach Jahren wiederkehrte, von seiner blühenden Tochter, von einer fröhlichen Kinderschaar empfangen, sprang der älteste Knabe jubelnd an ihm empor: „Großpapa, Großpapa, nun mußt Du mit mir kommen, ich will Dir etwas zeigen, Du wirst Dich freuen!“

Lächelnd ließ der Fürst sich führen und blieb erstaunt vor einem großen Bilde stehen, welches ihn selber und jenes Kind darstellte. Die hohe, stattliche Gestalt, der ruhige Ausdruck der untadelhaften Züge sprachen aus jenem Bilde auf wohlthuende Weise ihn an, das Kind spielte dort zu seinen Füßen, und er schien mit mildem Ernst auf dasselbe hin zu blicken.

„Kannst Du Dich wohl kennen, Großpapa? — Das

Digitized by Google

bist Du, Vater hat es gesagt. Kannst Du mich auch wohl sehen? Aber Du bist viel, viel größer als ich!"

Jener küßte den kleinen Schwätzer: „Allerdings, das bin ich, lieber Sohn, aber mir scheint, Dein Vater hat Dich etwas zu groß dargestellt, so groß bist Du gewiß nicht!" Dann, über den Eifer des Knaben lachend, fügte er freundlich hinzu: „Das ist ein sehr schönes Bild! wir wollen doch aber Ihre andern Bilder auch betrachten, lieber L. Es ist etwas Schönes um die Kunst, und auch darum," fügte er lächelnd und seine Tochter umfassend hinzu, „auch darum, daß gewisse verwöhnte Personen in allen Dingen ihren Willen bekommen."

III.

Puschkin's letzte Stunden.

Von

Basil Shukowski*).

Rußland hat Puschkin in dem Augenblick verloren, als sein Geist, gereift durch die Erfahrungen des Lebens, durch Nachdenken und Studien, sich rüstete, in seiner ganzen Kraft aufzutreten. Ein bleibender, durch nichts zu ersetzender Verlust! Was würde er geleistet haben, hätte ihn nicht das Schicksal so plötzlich seiner schönen, kaum angetretenen Laufbahn entrückt! Unter seinen hinterlassenen Papieren fand sich viel Angefangenes, sehr wenig Vollendetes vor. Mit frommer Liebe gegen sein Andenken werden wir Alles aufbewahren, was sich von diesem kostbaren Nachlaß aufbewahren

*) Der tragische Fall des Dichters Puschkin im Duell mit seinem Schwager wird den Lesern noch aus den Zeitungen des Winters 1837 erinnerlich sein, und wird hier in seinen Umständen als bekannt vorausgesetzt. Shukowski, der Erzieher des russischen Thronfolgers, ist uns im Geleite dieses Prinzen vorigen Sommer in Deutschland auch persönlich bekannt geworden. Die literarischen Persönlichkeiten und Verdienste beider russischer Dichter sind näher dargestellt in den „literarischen Bildern aus Rußland, herausgegeben von H. Koenig. Stuttgart, Cotta, 1837." —

läßt, und werden es zu seiner Zeit herausgeben. Wir theilen hier den Lesern einen Bericht über die letzten Stunden seines Lebens mit. Er ist einfach und ausführlich, und bildet einen Brief an den unglücklichen Vater Puschkin's.

Brief an S. L. Puschkin.

Den 15. Februar 1837.

Ich hatte nicht den Muth, an Dich, mein armer Sergei Lwowitsch, zu schreiben. Was konnte ich Dir sagen, von unserm gemeinschaftlichen Unglück selbst tief gebeugt, das wie ein Bergsturz auf uns gefallen ist und Alles verschüttet hat! Unser Puschkin ist nicht mehr! Es ist leider wahr, so unglaublich es auch scheint. Der Gedanke, daß er nicht mehr da ist, will sich nicht in die Reihe gewöhnlicher, lichter, täglicher Gedanken fügen; wir können uns noch nicht abgewöhnen, ihn fortwährend aufzusuchen; es ist uns noch so natürlich, eine Zusammenkunft mit ihm zu bestimmter Stunde zu erwarten; seine Stimme tönt noch gleichsam in unsere Gespräche herein; es ist uns, als wenn wir sein kindlich heiteres Lachen noch da hörten, wo er täglich zu sein pflegte. Nichts hat sich verändert; es ist sonst kein Zeichen da von dem traurigen Verlust; Alles geht seinen gewöhnlichen Gang, Alles ist an seiner Stelle; nur er ist dahin, auf immer, auf eine unbegreifliche Weise dahin! In Einem Augenblick ging ein kräftiges Leben voll Geistes, voll heiterer Hoffnungen zu Grunde. Ich rede nicht von Dir, armer, hinfälliger Vater, ich rede nicht von uns, seinen trauernden Freunden: Rußland hat seinen Lieblingsdichter,

seinen nationalen Dichter verloren. Er ging für Rußland in dem Augenblick verloren, wo er seine vollendete Reife gewonnen, wo er den Scheidepunkt erreicht hatte, auf welchem der Geist von der brausenden, zuweilen regellosen Jugendkraft Abschied nimmt und, von dem Genius getrieben, sich der reifern, schöpferischen Kraft des reifen Mannesalters hingiebt, die, eben so frisch wie jene, vielleicht nicht so schwunghaft ist, aber desto mehr schafft. Bei welchem Russen ist nicht durch seinen Tod etwas Verwandtes vom Herzen weggerissen? Der Ruhm der gegenwärtigen Regierung hat in ihm seinen Sänger verloren. Er gehörte ihm, wie Derschawin dem Ruhme Katharina's und Karamsin dem Alexander's.

Du hast die Stunden des ersten Schmerzes überstanden; jetzt bist Du fähig, mich zu hören und zu weinen. Ich will Dir die letzten Stunden Deines Sohnes beschreiben, was ich selbst sah, was mir andere Augenzeugen erzählt haben. —

Am Mittwoch, den 27. Januar, um zehn Uhr Abends, fuhr ich zu dem Fürsten Wäsemski*). Man sagte mir, er und die Fürstin seien bei Puschkin's. Walujef**) aber, bei dem ich vorfuhr, kommt mir mit den Worten entgegen: „Haben Sie das Billet der Fürstin erhalten? Man hat schon lange nach Ihnen geschickt; fahren Sie zu Puschkin; er ist im Sterben." — Betäubt von dieser Nachricht eile ich die Treppe hinab. Ich komme zu Puschkin. In seinem Vorzimmer, vor dem Eingang zu seinem Kabinet, finde ich die Doktoren Arendt und Spaßki, die Fürsten Wäsemski und

*) Bekannter russischer Dichter.

**) Schwiegersohn des Fürsten Wäsemski.

Mestscherski. Auf meine Frage, wie es mit ihm stehe, antwortet mir Arendt: „Sehr schlecht; er kann unmöglich am Leben bleiben.“ — Von dem Vorgefallenen erzählte man mir Folgendes:

Um sechs Uhr Nachmittags wurde Puschkin in diesem entsetzlichen Zustande von dem Oberstlieutenant Dansas*), seinem Freunde, aus dem Lyceum her, nach Haus gebracht. Der Kammerdiener hob ihn aus dem Wagen und trug ihn die Treppe hinauf. „Wird es Dir schwer, mich zu tragen?“ fragte ihn Puschkin. Man trug ihn ins Kabinet; er ließ sich reine Wäsche geben, zog sich aus und legte sich auf den Divan. Gerade als man ihn hinlegte, wollte seine Frau, die von gar nichts wußte, herein treten, aber er rief ihr mit lauter Stimme zu: **N'entrez pas, il y a du monde chez moi.**“ Er fürchtete, sie zu erschrecken. Sie kam erst dann herein, als er schon zu Bette lag. Man schickte nach Aerzten. Arendt fand man nicht; Scholz und Sadler kamen. Puschkin bat Alle, ihn mit diesen allein zu lassen. Dansas und Pletnef**) waren eben bei ihm. „Es steht schlimm um mich,“ sagte er, indem er Scholz die Hand reichte. Man untersuchte seine Wunde und Sadler eilte, die nöthigen Instrumente zu holen. Mit Scholz allein, fragte Puschkin: „Was halten Sie von meinem Zustande? Sagen Sie es mir aufrichtig!“ —

„Ich darf es nicht verhehlen, Sie sind in Gefahr.“ —

„Sagen Sie lieber, daß ich sterben werde.“ —

---

*) Puschkin's Sekundant in dem verhängnißvollen Duell.

**) Professor an der Universität zu Petersburg, ein Freund Puschkin's. Derselbe hat jetzt die Fortsetzung der Zeitschrift Puschkin's: „Der Zeitgenosse“ übernommen.

„Es ist meine Pflicht, auch dieses Ihnen nicht zu verhehlen. Aber wir müssen die Meinung Arendt's und Salomon's hören, nach denen geschickt worden ist." —

„Je vous remercie! Vous avez agi en honnête homme envers moi," sagte Puschkin, fuhr mit der Hand nach der Stirn, schwieg einige Augenblicke, und setzte dann hinzu: „Il faut, que j'arrange ma maison." —

„Wünschen Sie nicht Jemanden von den Ihrigen zu sehen?" fragte Scholz.

„Lebt wohl, meine Freunde!" sagte Puschkin, indem seine Blicke auf seine Bibliothek fielen. — Von welchen Freunden er in dem Augenblick Abschied nahm, von seinen lebenden oder von den todten, weiß ich nicht. Bald darauf fragte er: „Sind Sie der Meinung, daß ich keine Stunde mehr leben werde?" —

„Keineswegs! Allein ich glaubte, es würde Ihnen angenehm sein, irgend Jemanden von den Ihrigen zu sehen. Herr Pletnef ist hier."

„Gut, aber ich möchte auch Shukowski sehen. Reichen Sie mir ein Glas Wasser; mir wird schlimm." —

Scholz fühlte ihm den Puls; er fand seine Hand kalt, den Puls schwach und schnell. Er ging hinaus, um ihm zu trinken zu holen, und man schickte nach mir. Ich war damals nicht zu Hause, und weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man mich nicht aufsuchte. Unterdeß kamen Sadler und Salomon. Scholz verließ den Kranken, der ihm freundlich die Hand drückte, aber ohne ein Wort zu sagen. Bald darauf erschien auch Arendt. Beim ersten Anblick schon überzeugte er sich, daß hier keine Hoffnung mehr wäre. Man legte ihm kalte Umschläge mit Eis auf den Unterleib,

und gab ihm ein kühlendes Getränk. Dieſes brachte die erwünſchte Wirkung hervor, der Kranke wurde ruhiger. Ehe Arendt ſchied, ſagte er ihm: „Bitten Sie den Kaiſer, daß er mir vergebe.“ Arendt übertrug ihn beim Scheiden an Spaßki, ſeinen Hausarzt, der die ganze Nacht nicht von ſeinem Bette wich. „Es ſteht ſchlimm um mich,“ ſagte Puſchkin, indem dieſer ſich ihm näherte. Spaßki ſuchte ihn zu beruhigen, aber Puſchkin winkte abweiſend mit der Hand. Von dieſem Augenblicke an, hörte er gewiſſermaßen auf, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, und richtete alle ſeine Gedanken nur auf ſeine Frau. „Machen Sie meiner Frau nicht zu viel Hoffnung,“ ſagte er zu Spaßki; „verhehlen Sie ihr nichts von der Sache; ſie kann ſich nicht verſtellen; Sie kennen ſie ja genau. Uebrigens machen Sie mit mir, was Sie wollen; ich bin zu Allem bereit und mit Allem zufrieden.“

Unterdeſſen war ſchon der Fürſt Wäſemski, die Fürſtin, Graf Wielhorski und ich gekommen. Die Fürſtin war bei ſeiner Frau, deren Zuſtand ſich nicht beſchreiben läßt. Wie ein Schatten ſchlich ſie von Zeit zu Zeit nach dem Zimmer hin, wo ihr ſterbender Mann lag. Er konnte ſie nicht ſehen, denn er lag auf dem Divan, mit dem Geſicht von den Fenſtern und der Thür abgewandt; aber jedesmal, wenn ſie herein trat oder nur bei der Thür ſtehen blieb, fühlte er ihre Gegenwart. „Iſt meine Frau hier?“ ſprach er. „Führt ſie hinweg!“ — Er fürchtete, ſie vor ſich zu laſſen, indem er nicht wollte, daß ſie ſeine Leiden, die er mit bewundernswürdigem Muth ertrug, ſehen ſollte. „Was macht meine Frau?“ fragte er Spaßki einmal. „Die Arme leidet unſchuldig. Die Welt wird ſie zerfleiſchen.“ —

Ueberhaupt ertrug er vom Anfang bis zum Ende seine Leiden mit bewundernswürdiger Festigkeit, außer zwei, drei Stunden lang in der ersten Nacht, wo sie über alles menschliche Maß gingen. — „Ich bin in dreizehn Schlachten gewesen," sagte Dr. Arendt, „ich habe Viele sterben sehen, aber Wenige wie ihn." Auch war es besonders bemerkenswerth, daß er in diesen letzten Stunden seines Lebens gleichsam ein ganz anderer Mensch geworden war. Der Sturm, der vor wenigen Stunden mit unüberwindlicher Heftigkeit in seiner Seele tobte, war verschwunden, ohne auch nur eine Spur zurück zu lassen. Kein Wort, kein Gedanke über das Geschehene! Ein sehr rührender Zug ist aber folgender: Tags zuvor erhielt er eine Einladungskarte zur Beerdigung des jungen Gretsch. Dessen erinnerte er sich inmitten seiner Leiden. „Wenn Sie Gretsch sehen," sagte er zu Spaßki, „so grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß ich herzlichen Antheil an seinem Verlust nehme." — Man fragte ihn, ob er zu beichten und das Abendmahl zu empfangen wünsche. Er war dazu willig und bereit, und es wurde festgesetzt, daß man den Geistlichen am Morgen kommen lassen wolle. Um Mitternacht kehrte Dr. Arendt zurück. Was der Sterbende von ihm erfuhr, erfreute, beruhigte und erhob seine Seele. Er erfüllte den schon geahneten Wunsch des Kaisers, in welchem sich eine rührende Sorge auch für sein jenseitiges Heil aussprach. Er beichtete und empfing das h. Abendmahl. Bis fünf Uhr des Morgens erlitt sein Zustand keine Veränderung. Dann aber wurde der Schmerz im Unterleibe unerträglich und die Gewalt derselben besiegte die Kraft seiner Seele. Er fing an zu stöhnen, und man schickte wieder nach Arendt. Dieser kam und verordnete ein

Enema; aber es half nicht, sondern vermehrte nur das Leiden, welches endlich den höchsten Grad erreichte und bis sieben Uhr Morgens anhielt. Was wäre aus seiner armen Frau geworden, wenn sie während dieser zwei ewig langen Stunden sein Stöhnen gehört hätte! Ich bin überzeugt, daß ihre Geisteskräfte diese Folter nicht ausgehalten hätten. Allein sie lag in vollkommener Erschöpfung im Gastzimmer bei der Thür, die allein sie von dem Bette ihres Mannes trennte. Bei seinem ersten entsetzlichen Geschrei stürzte die Fürstin Wäsemski, die in demselben Zimmer war, auf sie zu, indem sie üble Folgen befürchtete. Allein sie lag unbeweglich da, obgleich sie erst vor wenigen Augenblicken gesprochen hatte; ein schwerer, todtenähnlicher Schlaf hielt sie umfangen, und dieser Schlaf, als sei er ihr eigens vom Himmel gesandt, hörte erst in derselben Minute auf, als das letzte Stöhnen hinter der Thür gehört wurde. Aber in diesen Augenblicken der härtesten Prüfung zeigte sich, nach den Worten Arendt's und Spaßki's, die Seelenstärke des Sterbenden in ihrer ganzen Kraft. Im Begriff aufzuschreien, stöhnte er nur, indem er, wie er selbst sagte, befürchtete, seine Frau möchte es hören und erschrecken. Um sieben Uhr ließ der Schmerz nach. Es muß bemerkt werden, daß sein Geist während dieser ganzen Zeit bis zum Ende klar blieb und sein Gedächtniß nicht litt. Kurz vor dem Anfang des heftigen Schmerzes rief er Spaßki zu sich, ließ sich von ihm ein gewisses Papier, das er geschrieben hatte, reichen, und es darauf verbrennen. Dann rief er Dansas und dictirte ihm etwas über einige seiner Schulden. Dieses erschöpfte ihn aber und später konnte er schon keine Anordnungen mehr treffen. Als am Morgen seine unerträglichen

Digitized by Google

Leiden aufgehört hatten, sagte er zu Spaßki: „Meine Frau! rufen Sie meine Frau!"

Diesen Abschied beschreibe ich auch Dir nicht. Darauf verlangte er nach seinen Kindern. Sie schliefen aber und man brachte sie ihm noch halb schlafend. Er heftete die Blicke schweigend auf jedes von ihnen, legte jedem die Hand aufs Haupt, segnete es mit dem Zeichen des Kreuzes und winkte mit der Hand, daß man sie entfernen sollte. „Wer ist hier?" fragte er Spaßki und Dansas. Man nannte mich und Wäsemski. „Ruft sie her," sagte er mit schwacher Stimme. Ich nahte mich ihm, ergriff die erstarrende Hand, die er mir entgegen streckte, und küßte sie. Sagen konnte ich ihm nichts. Er winkte mit der Hand und ich trat zurück. Er rief mich aber wieder: „Sage dem Kaiser," sprach er, „es thäte mir leid, sterben zu müssen; ich wäre ganz sein gewesen. Sage ihm, daß ich ihm eine lange, lange Regierung wünsche, und daß Er an Seinem Sohne, an Seinem Rußland viel Freude erleben möge."

Diese Worte sprach er leise, abgebrochen aber deutlich. Darauf nahm er Abschied von Wäsemski. In diesem Augenblick kam der Graf Wielhorski angefahren, trat zu ihm und empfing noch den letzten Händedruck von ihm. Man sah es ihm an, daß er eilte, seine Abrechnung mit dem Irdischen zu Ende zu bringen, und daß er gleichsam dem Tritt des herannahenden Todes horchte. Er fühlte sich selbst den Puls und sprach zu Spaßki: „Der Tod naht!" — Als Turgenjef zu ihm trat, sah er ihn zweimal mit einem ausdrucksvollen Blick an, drückte ihm die Hand, wollte, wie es schien, ihm etwas sagen, winkte aber mit der Hand und flüsterte nur: „Die Karamsin!" Sie war nicht da, man schickte

ungeſäumt nach ihr, und ſie kam bald. Er ſah ſie nur einen Augenblick an. Als Katharina Andrejewna (Frau Karamſin) von ſeinem Bett zurücktrat, rief er ſie und ſprach: „Segnen Sie mich!" Er küßte ihr darauf die Hand. —

Unterdeſſen hatte das Opium, das man ihm gegeben, ihn etwas beruhigt. Auf den Unterleib legte man ihm nun, anſtatt der kalten Umſchläge, erweichende. Das that dem Leidenden wohl und er fing an, die Vorſchriften der Aerzte ohne Widerrede zu erfüllen. Bis dahin hatte er ſich allen ſtörriſch widerſetzt, indem ſeine Qualen ihn aufgeregt hatten, und er zur Endigung derſelben den Tod ſehnlichſt herbei wünſchte. Nun aber wurde er gehorſam wie ein Kind, legte ſich ſelbſt die Kompreſſen auf den Leib und half denen, die um ihn her beſchäftigt waren. Mit einem Worte, es wurde ihm augenſcheinlich leichter. So fand ihn Dr. Dahl*), der um zwei Uhr zu ihm kam. „Es ſteht ſchlimm um mich, mein Lieber," ſagte er ihm mit einem Lächeln. Dahl aber, der in der That mehr Hoffnung als die Andern hatte, antwortete ihm: „Wir hoffen Alle, verzweifle auch Du nicht!" — „Nein," antwortete er, „mit meinem Leben iſt es aus; ich ſterbe und wie es ſcheint, mußte es ſo kommen." Damals war ſein Puls voller und kräftiger; eine allgemeine mäßige Hitze zeigte ſich nun. Ihm wurden Blutegel geſetzt, und der Puls fing an gleicher, ruhiger und leichter zu ſchlagen. „Ich griff," ſagt Dahl, „wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, ſprach mit ſchüchterner Stimme das Wort **Hoffnung aus und täuſchte mich und Andere." Da Puſchkin**

*) Dahl iſt als ruſſiſcher Schriftſteller unter dem Namen: Kaſak Luganski bekannt.

bemerkte, daß Dahl mehr Zuversicht hatte, ergriff er ihn bei der Hand und fragte: „Hier ist doch Niemand?" — „Nein!" — „Dahl, sage mir die Wahrheit, werde ich bald sterben?" — „Wir haben Hoffnung, Puschkin, in der That wir haben sie." — „Habe Dank," erwiederte er ihm. Aber wie es scheint, schmeichelte er sich nur dieses Eine Mal mit der Hoffnung; weder vor noch nach diesem Augenblick gab er sich ihr hin. Beinahe diese ganze Nacht, auf den 29., saß Dahl an seinem Bette, ich aber, Wäsemski und Wielhorski waren im nächsten Zimmer. Er hielt die ganze Nacht Dahl an der Hand; oft trank er einen Löffel voll Wasser, oder nahm ein Stückchen Eis in den Mund, und immer that er dieses selbst; auch nahm er ein Glas von der nächsten Riole, rieb sich die Schläfe mit Eis, legte sich selbst die Umschläge auf den Unterleib und wechselte sie selbst. Ihn quälte weniger der Schmerz, als eine heftige Angst. „Ach, welche Angst!" rief er zuweilen aus, indem er die Hände über den Kopf warf, „es drückt mir das Herz ab!" — Dann bat er, man möchte ihn aufheben, ihn auf die Seite wenden, oder ihm die Kissen zurecht rücken. Er ließ es die Leute aber nicht zu Stande bringen, sondern wies sie mit den Worten zurück: „Nun! so! so ist es gut! Das ist schön; das ist genug; jetzt ist es sehr gut." — Oder: „Warte — es ist nicht nöthig — zieh mich nur bei der Hand — nun ist es gut, nun ist es schön!" (Dies sind genau seine Ausdrücke.) „Ueberhaupt," sagt Dahl, „war er mit mir lenksam und gehorsam wie ein Kind, und that Alles, was ich wollte." Einmal fragte er Dahl: „Wer ist bei meiner Frau?" — Dahl antwortete: „Viele gute Leute nehmen Antheil an Dir; der Saal und das Vorzimmer sind vom Morgen bis

zum Abend voll." — „Schönen Dank," antwortete er, „geh aber und sage meiner Frau, daß mir, Gott Lob! leicht ist; sonst werden ihr die Leute dort den Kopf ganz verdrehen." —

Dahl täuschte ihn hierin nicht. Vom Morgen des 28. an, als die Nachricht in der Stadt erscholl, daß Puschkin im Sterben liege, war sein Vorzimmer immer voll von Anfragenden. Einige ließen sich durch ihre Leute nach ihm erkundigen, Andere, und zwar Personen jedes Ranges, Bekannte und Unbekannte, kamen selbst. Ein rührendes Gefühl einer allgemeinen nationalen Trauer war überall sichtbar. Die Zahl der Kommenden wurde zuletzt so groß, daß die Thür des Vorzimmers, neben dem Kabinette, wo der Sterbende lag, alle Augenblicke auf- und zugemacht wurde. Dieses belästigte den Leidenden, und wir verfielen darauf, diese Thüre zu verschließen, sie von der Seite des Vorhauses mit einer Bank zu versperren, und dafür eine andere, niedere Thür zu öffnen, die gerade von der Treppe ins Büfett führte. Die Gaststube aber, wo seine Frau war, sonderten wir mit Schirmen von dem Eßzimmer ab. Von diesem Augenblick an war das Büfett jeden Augenblick mit Menschen vollgepfropft; ins Eßzimmer aber traten nur die Bekannten ein. Auf allen Gesichtern las man eine herzliche Theilnahme; sehr Viele weinten. Dieser Ausdruck allgemeiner Trauer rührte mich tief. Bei Russen, denen der Ruhm des Vaterlandes theuer ist, war sie ganz natürlich; die Theilnahme der Ausländer aber war mir so theuer als unerwartet. Wir verloren den Unsrigen; kein Wunder also, daß wir trauerten. Was erschütterte aber sie? Die Antwort ist nicht schwer. Das Genie ist ein Gemeingut; in der

Huldigung des Genie's sind alle Völker verwandt; und wenn dieses vor der Zeit die Erde verläßt, so begleiten ihn alle mit gleicher brüderlicher Liebe. Seinem Genie nach gehörte Puschkin nicht allein Rußland, sondern ganz Europa an; daher kamen auch viele Fremde mit eigener Trauer an seine Thür und grämten sich um unsern Puschkin, als sei er der Ihre.

Indem Puschkin Dahl zu seiner Frau schickte, um ihr Hoffnung einzuflößen, hatte er selbst keine. Einmal fragte er, wie viel Uhr es sei, und auf die Antwort Dahl's fuhr er mit unterbrochener Stimme fort: „Habe ich — noch lange — mich so zu quälen? — Bitte, bitte — geschwinder!" — Dieses wiederholte er einigemal, darauf: „Ist mein Ende nah?" — Und immer fügte er hinzu: „Bitte, geschwinder!" Ueberhaupt aber war er, nach den Qualen der ersten Nacht, die zwei Stunden anhielten, wunderbar standhaft. Wenn die Angst und der Schmerz ihn befielen, so machte er eine Bewegung mit den Händen, oder stöhnte abgebrochen, aber so leise, daß man ihn kaum hören konnte. — „Man muß aushalten, Freund; es ist nichts zu machen," sagte ihm Dahl, „aber schäme Dich Deiner Schmerzen nicht, stöhne nur, das wird Dich erleichtern!"

„Nein," antwortete er abgebrochen, „nein — es muß nicht — gestöhnt werden — meine Frau — wird es hören; — außerdem — ist es lächerlich — daß diese — Armseligkeit — mich übermannen soll — ich will's nicht." — Ich verließ ihn um fünf Uhr Morgens und kehrte nach zwei Stunden zurück. Da ich sah, daß die Nacht ziemlich ruhig verging, so ging ich beinahe mit Hoffnung nach Hause; als ich aber zurück kam, fand ich es anders. Arendt sagte mir bestimmt,

Alles sei vorbei und Puschkin würde den Tag nicht überleben. In der That wurde auch sein Puls schwächer und sank merklich; die Hände fingen an kalt zu werden. Er lag mit verschlossenen Augen; nur zuweilen erhob er die Hände, um nach dem Eis zu greifen und die Stirn damit zu reiben. Es schlug zwei Uhr Nachmittags und Puschkin hatte nur noch drei Viertel Stunden zu leben. Er schlug die Augen auf und verlangte Himbeerensaft. Als man ihn reichte, sagte er vernehmlich: „Ruft meine Frau, sie soll ihn mir reichen!" Sie kam, ließ sich zu Häupten des Bettes auf die Knie, reichte ihm ein paar Löffel des Saftes und drückte ihr Gesicht gegen seines. Puschkin streichelte ihr den Kopf und sagte: „Nun, nun; es ist nichts; Gott Lob! Alles ist gut; geh' nur!" Der ruhige Ausdruck seines Gesichts und die Festigkeit seiner Stimme täuschte seine arme Frau: indem sie hinaus ging, leuchtete ihr Gesicht vor Freude. „Sie werden sehen," sagte sie zu Dr. Spaßki, „er wird am Leben bleiben, er wird nicht sterben." — Allein in diesem Augenblick fing schon der Todeskampf an. Ich stand mit dem Grafen Wielhorski zu Häupten des Bettes, seitwärts stand Turgenjef. Dahl flüsterte mir zu: „Er verscheidet." Er war aber noch beim Bewußtsein. Nur selten verhüllte ein halb träumerisches Vergessen seine Gedanken. Einmal reichte er Dahl die Hand, drückte sie und sprach: „Nun, richte mich denn auf! laßt uns gehen; höher, höher! Laßt uns gehen!" Dann kam er zu sich und sprach: „Mir träumte, ich kletterte mit Dir auf diese Bücher und Schränke; es war hoch und mir schwindelte der Kopf." Bald darauf fing er wieder an, ohne die Augen zu öffnen, Dahl's Hand zu suchen und indem er ihn daran zog, sagte er:

„Nun, laßt uns denn gehen, bitte, bitte! und zusammen!" — Dahl nahm ihn auf seine Bitte unter die Arme und legte ihn höher. Plötzlich, als sei er erwacht, öffnete er rasch die Augen, sein Gesicht wurde heiter und er sagte: „Mit dem Leben ist's aus!" — Dahl, der ihn nicht recht gehört hatte, antwortete: „Ja, wir haben Dich umgewandt." — „Mit dem Leben ist's aus!" wiederholte er vernehmlich und fest. „Das Athmen wird mir schwer, es erdrückt mich!" —

Dies waren seine letzten Worte. Ich verwandte keinen Blick von ihm und bemerkte in diesem Augenblick, daß die bisher ruhige Bewegung der Brust unregelmäßig wurde. Sie hörte bald auf. Ich sah aufmerksam hin; ich erwartete seinen letzten Seufzer, aber ich bemerkte keinen. Die Stille, die ihn umfing, schien mir ein Ausruhen; aber er hatte schon geendigt. Wir standen Alle im Schweigen versunken um ihn her. Nach ein paar Minuten fragte ich: „Wie ist es mit ihm?" — „Er hat geendet," antwortete Dahl. (Drei Viertel auf drei, Nachmittags den 29. Januar 1837.) So still, so ruhig schied seine Seele. Wir standen lange schweigend und unbeweglich um ihn, ohne zu wagen das Mysterium zu stören, das der Tod vor unsern Augen in seiner ganzen rührenden Heiligkeit vollbrachte.

Als Alle hinausgegangen waren, setzte ich mich vor ihn hin und sah, allein, ihm lange ins Antlitz. Nie hatte ich auf diesem Antlitz etwas gesehen, das dem geglichen hätte, was sich in dieser ersten Minute nach dem Tode darauf ausdrückte. Sein Kopf neigte sich etwas; die vor wenigen Minuten krampfhaft bewegten Hände lagen ausgestreckt, als

ruhten ſie von einer ſchweren Arbeit aus. Was aber ſein Geſicht ausdrückte, kann ich mit keinen Worten beſchreiben. Es war mir ſo neu und doch zugleich ſo bekannt. Das war weder Traum noch Ruhe; es war nicht der geiſtige Ausdruck, der ſonſt dieſem Antlitz ſo eigenthümlich war; es war auch kein poetiſcher; ſondern irgend ein erhabener, großer Gedanke drückte ſich in demſelben aus, — ein Schauen, eine Genüge, ein tief befriedigtes Wiſſen. Indem ich ihn ſo betrachtete, war mir, als ob ich ihn fragen müßte: „Was ſiehſt Du, Freund?" — Und was würde er mir geantwortet haben, hätte er auf eine Minute zurückkehren können? Das ſind Augenblicke in unſerm Leben, die in vollem Maße würdig ſind, groß genannt zu werden. In dieſem Augenblick kann ich ſagen, daß ich das Antlitz des Todes ſelbſt ſah, das göttlich geheimnißvolle, das Antlitz des Todes ohne Schleier. Welches Siegel hat er ihm aufgedrückt! Und wie erhaben drückte er auf dieſem Geſichte des Verſtorbenen ſein eigenes Geheimniß aus! Ich verſichere Dir, daß ich auf ſeinem Geſicht nie einen ſo tiefen, erhabenen, feierlichen Gedanken ausgedrückt ſah. Gewiß wohnte dieſer Gedanke auch früher in ſeinem Geiſt und war ſeiner hohen Natur eigenthümlich; in dieſer Reinheit trat er aber erſt dann hervor, als, bei der Berührung des Todes, alles Irdiſche von ihm wich. Solches war das Ende unſers Puſchkin! —

Für den Vater füge ich mit wenigen Worten hinzu, was ſpäter geſchah. Zum Glück dachte ich damals daran, daß man von ihm einen Abguß (eine Todtenlarve) nehmen müſſe; dies geſchah ungeſäumt. Seine Züge hatten ſich noch nicht verändert. Zwar blieb der erſte Ausdruck nicht,

den der Tod ihnen gegeben hatte; indeſſen haben wir doch einen anziehenden Abdruck davon, der nicht Tod, ſondern einen tiefen, erhabenen Schlaf ausdrückt. Ich werde Dir nicht erzählen, wie es um ſeine arme Frau ſtand; bei ihr blieben unzertrennlich die Fürſtin Wäſemski, E. U. Sagräſhſki, der Graf und die Gräfin Stroganof. Der Graf nahm alle Vorkehrungen zur Beerdigung auf ſich. Ich blieb noch einige Zeit im Hauſe und darauf fuhr ich zu Wielhorski zu Mittag. Bei ihm kamen auch alle übrigen Zeugen der letzten Stunden Puſchkin's zuſammen; er ſelbſt war drei Tage vorher zu dieſem Mittag, zur Feier ſeines Geburtstages eingeladen worden. —

Den andern Tag legten wir, ſeine Freunde, ihn eigenhändig in den Sarg, und den folgenden Tag am Abend trugen wir ihn in die Stallhofs-Kirche. Auch dieſe beiden Tage, wo er im Sarge lag, war ſein Zimmer immer voll von Menſchen. Ueber zehntauſend Menſchen waren gewiß da geweſen, um ihn zu ſehen. Einige weinten, Andere blieben lange ſtehen, als wollten ſie ſich in ſein Geſicht immer mehr vertiefen. Es lag etwas Ergreifendes in ſeiner Unbeweglichkeit mitten in dieſer Bewegung und etwas rührend Geheimnißvolles in den Gebeten, die, mitten unter dieſem unruhigen Geſumme, ſo leiſe und einförmig an ſeinem Sarge immerwährend geſprochen wurden. Die feierliche Beerdigung erfolgte den erſten Februar. Viele unſerer Vornehmen und viele fremde Miniſter waren in der Kirche. Darauf trugen wir den Sarg mit eignen Händen in ein Gewölbe, wo er ſtehen blieb, bis er aus der Stadt weiter gebracht wurde. Den dritten Februar um zehn Uhr Abends verſammelten wir uns zum letztenmal um das, was uns von Puſchkin

übrig geblieben war. Die letzte Seelenmeſſe wurde gehalten; der Sarg in einen andern geſtellt und auf den Schlitten gebracht. Um Mitternacht ſetzte ſich der Zug in Bewegung, im Mondlicht begleitete ich ihn einige Zeit mit meinen Blicken, bald wendete er um die Ecke eines Hauſes und Alles, was auf Erden Puſchkin angehört hatte, war für immer vor meinen Augen verſchwunden.

Baſil Shukowski.

Der Leiche folgte A. J. Turgenjef. Puſchkin hatte ſich oft gegen ſeine Frau geäußert, er wünſche in dem Swätogorſchen Kloſter, wo ſeit Kurzem ſeine Mutter liegt, begraben zu werden. Dieſes Kloſter liegt im Pſkow'ſchen Gouvernement, im Opotſchkow'ſchen Kreiſe, vier Werſt von dem Dorfe Michailowsk, wo Puſchkin einige Jahre ſeines poetiſchen Lebens zugebracht hatte. Den vierten um neun Uhr Abends wurde die Leiche nach Pſkow gebracht, von wo ſie, nach gehörigen Anordnungen von Seiten der Gouvernementsregierung, dieſelbe Nacht, auf den fünften Februar, durch die Stadt Oſtrow nach dem Swätogörſchen Kloſter, wo ſie ſchon um ſieben Uhr Abends anlangte, gebracht wurde. Der Verſtorbene zog neben ſeinem verödeten Hauſe, neben ſeinen drei Lieblingstannen, die er noch nicht lange beſungen hatte, zu ſeiner letzten Ruheſtätte hin. Die Leiche wurde auf den ſogenannten heiligen Berg in der Kathedral-Kirche hingeſtellt und eine Seelenmeſſe gehalten. Während der Nacht grub man ihm ein Grab, neben dem, wo ſeine Mutter ruht. Den andern Tag in der Morgendämmerung wurde, nach der Beendigung der Liturgie, die letzte Seelenmeſſe gehalten, und der Sarg in Gegenwart Turgenjef's und der Bauern

Puschkin's, die von dem Dorfe Michailowsk gekommen waren, um ihrem Gutsherrn die letzte Ehre zu erweisen, in das Grab gesenkt. — Schauerlich klang den Anwesenden der Bibelspruch, mit welchem die Erde auf Puschkin's Sarg geworfen wurde: „Erde bist Du!"

IV.

Vorschläge zu einem Wissenschafts-Verein.

Von

M. Veit.

Wenn man die letzten Kunstausstellungen verließ, so konnte man sich der wehmüthigsten Empfindung nicht erwehren; dieselbe Mittelmäßigkeit und Geistlosigkeit, die sich in unserer Journalliteratur breit macht, hat auch in der Kunst ihren Thron aufgeschlagen und ist eine so gewaltige Macht geworden, daß sie der Genialität immer mehr Boden abzugewinnen und selbst die höheren Geister unmerklich leise zu unterjochen beginnt. Ich habe keinen Beruf, über Kunst zu sprechen und die Gründe dieser Erscheinung zu entwickeln; nur eines will ich hervorheben, worin ich eine Hauptnahrung dieser Verflachung aller Kunst zu erblicken glaube, das Uebermaß materieller Unterstützung nämlich, welche die Kunstvereine den Künstlern angedeihen lassen. Während die strebsamen Geister einem höheren Schauplatz künstlerischer Thätigkeit, dem Fresko, sich zugewendet haben, ist das Bedürfniß der Kunstvereine täglich im Steigen, und da dies

Bedürfniß auf jede Weise befriedigt werden muß, ist es da zu verwundern, wenn die Aussicht auf sichern Absatz — der goldene Boden des Handwerks — eine Menge junger Leute, die unter andern Umständen, wenn das Glück gut war, mit ihrem geringen Talent dem Gewerbe zur Zierde gereicht hätten, je nach dem Bedarf in Landschafts-, Genre- oder Historienmaler umwandelt? Der ursprünglich edle Zweck der Kunstvereine, das wirkliche Talent auf seiner Bahn zu fördern, hat die gefährliche Wendung genommen, daß sie das Halbtalent zu einer Laufbahn verlocken, die ihm ein gutes Auskommen und wohlfeilen Ruhm verheißt, und so wird denn auch der Befangenste einräumen, daß es die höchste Zeit sei, einzulenken, um die Kunst durch die Liebe, mit der man sie nährt und pflegt, nicht vollends zu erdrücken.

Und jene Geldkräfte, die man der Kunst so großmüthig zur Disposition stellt, sollen in die Kassen der Privaten wieder zurück fließen? Das ist meine Meinung nicht, denn ich weiß sehr wohl, wie schwer es hält, den Egoismus der Einzelnen zu gemeinsamen Zwecken zu begeistern; aber eine andere Richtung möchte ich diesem Enthusiasmus geben, in der mit verhältnißmäßig geringern Mitteln die wichtigsten Zwecke gefördert werden können. Denn ich leugne nicht, daß meine Betrachtungen über die Verschwendung der Kunstvereine niemals ohne einen geheimen Rückgedanken gewesen sind, den ich nicht länger verhehlen mag. Wenn nur ein kleiner Theil der Mittel, mit denen man die Kunst zu Grunde richtet, dachte ich oft, der Wissenschaft zu Gute käme, wie viel nachhaltig Gutes und Treffliches könnte für Gegenwart und Nachwelt gewonnen werden!

Diesen Gedanken weiter auszubilden und zu begründen, dazu gab mir die tägliche Erfahrung, die mein Lebensberuf mir darbietet, den reichsten, oft unerwünschten Anlaß. Er stellte die Ueberzeugung in mir fest, daß, obgleich, oder vielmehr weil literarische und buchhändlerische Industrie uns mit einer steigenden Bücherfluth fast zu ersäufen droht, manche werthvolle Manuscripte, weil sie keinen Verleger finden, ungedruckt bleiben, manche Autoren, aus Furcht vor diesem Mißgeschick, ihre Werke ungeschrieben lassen. Und wenn wir bedenken, daß es gerade die gründlichsten, ein Leben voll Forschung und Entsagung voraussetzenden Untersuchungen sind, die am häufigsten im Pulte des Verfassers ein unfreiwilliges Exil erdulden, so muß es jedem wohlgesinnten Manne am Herzen liegen, den Mitteln nachzuforschen, wie diese Entmuthigung von ehrenwerthen Gelehrten, wie diese Schmach von der Wissenschaft genommen werden könne?

Was früheren Zeiten die gelehrten Mönchsorden gewesen sind, das wurden um die Mitte des 17ten Jahrhunderts die Akademien der Wissenschaften, die einen großen Theil ihrer jährlichen Einkünfte auf die Herausgabe kostspieliger Werke verwendeten. Ihnen schlossen sich einzelne Privatgesellschaften, vor allen Dingen die Ministerien des öffentlichen Unterrichts in den größeren Staaten Deutschlands, besonders in Preußen an, die aus Staatsfonds die Wissenschaft zu befördern in keiner Zeit unterlassen haben. **Theils aber werden auf diese Weise nur bestimmte, meist naturwissenschaftliche oder streng philologische Zwecke begünstigt, theils werden die disponiblen Geldkräfte durch einzelne große, überaus kostspielige Unternehmungen, oder auch, was höchst bedauernswerth ist, durch typographische Ver-**

ſchwendung ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß Vieles, was gleicher Förderung würdig wäre, unberückſichtigt bleiben muß. Was die Gymnaſien und andere öffentliche Unterrichtsanſtalten durch die ihren jährlichen Programmen beigefügten Abhandlungen zu Tage fördern, dürfte hier wohl kaum in Betracht kommen, und ſo fällt denn die bei weitem größte Maſſe der für ein geringes Publikum beſtimmten Unterſuchungen und Monographien, die gleichwohl die Bauſteine für die ſtolzeſten Gebäude der Wiſſenſchaft ſind, dem Buchhandel anheim.

Gerade in dieſem ſchwierigen Verhältniß hat der deutſche Buchhandel von jeher die Tüchtigkeit ſeiner Geſinnung beurkundet, gerade hier hat er bewieſen, daß er ſeine eigenthümliche Stellung an den nachbarlichen Grenzen der Intelligenz und Induſtrie zu würdigen wiſſe, die ihm, wie keinem andern Gewerbszweige, eine zwiefache Rückſicht auferlegt. Man prüfe die neueſten Kataloge und entſcheide dann, ob jener ehrenhafte Grundſatz: einen Theil des Gewinnes, den die Muſe dem häuslichen Altar beſchieden, der Muſe ſelber zu opfern, nicht bis auf unſere Zeiten herab ſich fortgeerbt habe. Es iſt hier nicht der Raum, dieſen Punkt zu erörtern und zu belegen; ich brauche nur auf die bündige Auseinanderſetzung zu verweiſen, die Friedrich Perthes in ſeiner Schrift: „Ueber den deutſchen Buchhandel" gegeben hat.

Eben dieſe Behauptungen des erfahrenen Mannes aber führen darauf hin, wie vorſichtig der deutſche Buchhandel in Beziehung auf wiſſenſchaftliche Unternehmungen zu Werke gehen müſſe. Dazu kommt, daß mit der Zeit ſo mancher Schacht verfallen iſt, der dem Buchhandel früher mit ergie-

Digitized by Google

biger Ausbeute lohnte, daß die Klöster, die für viele Werke der Gelehrsamkeit eine sichere Basis des Absatzes darboten, auch in katholischen Ländern säkularisirt sind; daß der Adel auf seinen Schlössern mit den Bibliotheken der Vorfahren sich begnügt und überhaupt die Mode, durch eine wohlversorgte Büchersammlung zu glänzen, aus den Gewohnheiten der Reichen und Vornehmen verschwunden ist. Der Debit eines wissenschaftlichen Buches wird heutzutage durch das Bedürfniß, und durch keine andere Nebenrücksicht, bestimmt und wenn man von der einen Seite gestehen muß, daß hieraus ein dem Ernst der Wissenschaft durchaus angemessenes Verhältniß sich ergeben habe, so ist doch von der andern Seite die bedenkliche Lage nicht zu verkennen, in die sich der Buchhandel versetzt sieht; es ist nicht zu verkennen, daß er nicht mehr allein den Aufwand der Wissenschaft zu bestreiten vermag. Wenn nun die Zeit so viele Quellen versandet hat, die sonst der Wissenschaft befruchtend zuströmten, so ziemt es nicht, die Hände müßig in den Schooß zu legen, unbillig ist es, die Abhülfe in dieser Noth allein von den Regierenden zu erwarten; unserer Zeit aber und des großen Gegenstandes ist es würdig, durch freies Zusammentreten eine neue, ergiebige, unversiegliche Quelle für die Förderung und Ausbreitung ächter Gelehrsamkeit zu eröffnen.

Der Verein der Kunstfreunde im Preußischen Staate hat eine Jahres-Einnahme von etwa 13,000 Thalern; sollte es eine chimärische Hoffnung sein, daß etwa ein Dritttheil dieser Summe für wissenschaftliche Zwecke zusammen kommen werde, die allerdings nicht auf eine so weit verbreitete Theilnahme des größeren und schaulustigen Publikum rechnen dürfen? Ich sollte meinen, wenn einige Männer von Ruf

Digitized by Google

und Einfluß zusammen träten, welche, von diesem Gedanken angeregt, die Einsammlung von Beiträgen sich angelegen sein ließen, so müßte in kurzer Zeit eine Summe bereit sein, mit der man, wenn auch zuerst in kleinerem Maßstabe, muthig den Anfang würde machen können.

Ich gehe näher auf die Organisation eines solchen Vereines über, der, da er einen wesentlich verschiedenen Zweck, die Wissenschaft, zu seinem Inhalt hat, sich auch in einzelnen Verwaltungsformen, so wie in seinem Ergebniß wesentlich anders gestalten würde, als ein Verein zur Förderung der Kunst. Im Ganzen möchte wohl ein wohlorganisirtes Verlagsgeschäft bei der innern Einrichtung eines „wissenschaftlichen Vereins" als Vorbild und Beispiel dienen müssen.

Diejenigen Verfassungsformen, die sich bei dem Zusammentreten größerer, für bestimmte Zwecke berechneter Gesellschaften durch innere Nothwendigkeit jedesmal ausbilden, darf ich hier füglich übergehen; ich darf voraussetzen, daß sich ein Directorium, ein Ausschuß, eine Generalversammlung mit bestimmten, gegen einander abgegränzten Rechten und Pflichten constituiren, daß die Gesellschaft die nöthige Anzahl von Beamten ernennen wird. Nur das specifisch Eigenthümliche dieser Verbindung habe ich hervorzuheben und werde vielleicht dabei Gelegenheit finden, manches Mißverständniß zu beseitigen, manchem Einwurf im Voraus zu begegnen.

Das geschäftsführende Comité wird zunächst aus den zuerst Zusammengetretenen bestehen und kann später durch Wahl ergänzt oder erneuert werden; vorzüglich ist dafür zu sorgen, daß die Männer, die Sitz und Stimme in

demselben haben, die Wissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen repräsentiren. Die Entscheidung, welches von den eingesandten Manuscripten durch den Druck veröffentlicht werden soll, wird das Hauptgeschäft des Comité sein. Hier kommt es darauf an, sich über leitende Grundsätze zu verständigen, während jedes einzelne Votum von dem Takte des Vortragenden und von der Abstimmung der Mitglieder abhängt. Als obersten Grundsatz würde ich voranstellen, daß man sich auf das Gebiet wissenschaftlicher Untersuchungen zu beschränken und alle künstlerische Production unbedingt auszuschließen habe. Denn um noch einmal an den schon erwähnten Gewährsmann anzuknüpfen, so ist es ein Irrthum, auf wissenschaftliche Werke, deren Ertrag weit hinter dem Aufwand von Druck und Papier zurückbleibt, die Presse anzuwenden, da vielmehr Jeder, der Lust und Beruf hat, sie zu studiren, sich, wie in alten Zeiten, eine Abschrift von denselben anfertigen lassen müßte. Dahingegen gelangt das freie Produkt poetischer Begeisterung, wenn es rechter Art ist, von selbst an sein Ziel, und dieses Ziel ist kein anderes als die schrankenloseste Verbreitung, indem jedes Werk der Kunst seiner Natur nach das größte Publikum, nämlich die gesammte Nation, voraussetzt.

Ich glaube nicht, daß irgend eine andere Beschränkung, etwa die Ausschließung oder vorzugsweise Begünstigung eines besondern Zweiges der Wissenschaft, aus dem Gedanken unsers Vereins hervorgeht; als eine Regel der Klugheit dürfte zu empfehlen sein, weitaussehende Unternehmungen und kostspielige Kupferwerke den schwachen Kräften des Vereins für's erste noch nicht zuzumuthen.

Wenn es für nöthig erachtet wird, erstattet ein einzelnes

Mitglied Spezialbericht über ein vorliegendes Manuſcript; die Entſcheidung, ob es angenommen werden ſoll oder nicht, wird in der Sitzung gefaßt.

Je nach der Zeit ſeiner Anmeldung erhält jedes Manuſcript eine Nummer und gelangt nach derſelben, ſobald es angenommen worden, zum Druck. Nur Fortſetzungen früher angefangener Werke unterbrechen dieſe Reihenfolge und gehen den übrigen Manuſcripten voran. Um ſich jedoch nicht auf zu lange Zeit hinaus die Hände zu binden, darf das Comité nicht mehr Manuſcripte annehmen, als der Verein etwa im laufenden und dem darauf folgenden Jahre herauszugeben die Mittel hat. Iſt die Zahl voll, ſo wird bis zu einem von dem Comité feſtzuſetzenden Zeitpunkt jeder weitere Antrag abgelehnt. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß das Unangenehme, das im Privatverkehr mit ſolchen Geſchäften verbunden iſt, bei den Vertretern einer Geſellſchaft hinwegfällt, die ihren jährlichen Abſchluß zu veröffentlichen kein Bedenken trägt.

Es iſt nicht vorauszuſetzen, daß ein Comité, wie ich mir es zuſammengeſetzt denke, ſich über den Werth der angebotenen Manuſcripte täuſchen könne. Durch das gebildetſte Kunſturtheil geht eine Ader ſubjectiver Betrachtung, des beſondern Geſchmackes, der Vorliebe für den Vorwurf oder den Künſtler, unleugbar hindurch; das wiſſenſchaftliche Urtheil dagegen iſt rein objectiver Natur. Eben ſo iſt die Oeffentlichkeit, die ein Buch durch den Druck gewinnt, eine bei weitem größere, als die einer Geſammtheit von Kunſtwerken durch Ausſtellung, meiſt nur in einer einzigen Stadt, zu Theil wird; die größere Controle, welche die öffentliche Meinung über die Geſchäftsführung des Comité ausübt, iſt

daher ein Schutz gegen Abwege, auf welche die Kunstvereine nicht selten gerathen sind.

Eine weitere Frage, die ich mir zu entscheiden nicht getraue, ist die: Soll der Autor überhaupt honorirt werden? Man darf nicht übersehen, daß der Gelehrte weit eher als der Künstler Gelegenheit habe, sich, abgesehen von seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und daß der Verein daher nicht zur Unterstützung der Gelehrten, sondern zur Förderung der Wissenschaft zusammentreten soll. Ueberdies sind die Fabrikations- und Verbreitungskosten im Verhältniß zu dem hier zu erwartenden Debit so bedeutend, daß gewiß mancher Autor, dem seine Verhältnisse es erlauben, mit der bloßen Veröffentlichung seines Werkes sich begnügt, besonders wenn er weiß, daß das ersparte Honorar einem andern nützlichen Werke zu Gute kommt. Es wäre daher vielleicht das Rathsamste, die Frage, ob Honorar verlangt werde oder nicht, nach Annahme des Manuscripts dem Autor zur Entscheidung anheimzustellen, und, um hier keine Rücksicht außer Acht zu lassen, die gezahlten Honorare in dem Jahresabschluß nur in Einer Summa aufzuführen. Wenn man aber vermeiden will, daß auf diesen Anlaß hin Bücher nicht erst geschrieben werden, so muß ein mäßiger Honorarsatz und zwar, um das Comité jeder Verdrießlichkeit zu überheben, nach einer statutenmäßig festgesetzten Norm verabredet werden. Ich schlage vor, weil der gewöhnliche Maßstab hier nicht ausreicht, eine Quote, etwa zwei Drittheile der Druck- und Papierkosten, als Norm anzunehmen.

Um Zeit und Kosten zu ersparen wird einer Buchhandlung, welche die nöthigen Garantien darbietet, die

Fabrikation und der Debit übertragen. Ueber die allgemeinen Grundsätze, die bei der Ausstattung, beim Preisansatz, beim Debit zu befolgen sind, muß man sich unter Concurrenz mehrerer Sachverständiger, die aus der Zahl der Mitglieder gewählt werden können, im Voraus verständigen, besondere Anordnungen für den einzelnen Fall zu treffen, bleibt dem Comité überlassen, das alsdann den Commissionair zur Theilnahme an seinen Berathungen zu berufen hat.

Für die Besorgung der Fabrikation und des Debits bringt der Commissionair entweder die gewöhnlichen Gebühren von jedem verkauften Exemplar in Abrechnung, oder es kann ihm, wenn man es vorziehen sollte, ein Rabatt von der Summe zugestanden werden, die in jedem Jahre verdruckt worden ist.

Nach der Ostermesse wird von der Buchhandlung Rechnung abgelegt und die Netto-Einnahme heraus gezahlt. Diese Schlußrechnung wird von Sachverständigen geprüft, welche die Generalversammlung zu diesem Behufe aus ihrer Mitte gewählt hat. Der Contract mit der Commissionshandlung kann nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren abgeschlossen werden.

Die Einsammlung der Beiträge wird von dem Kassirer besorgt, welcher der Buchhandlung eine geringe Summe zu kleineren Ausgaben zur Verfügung stellt, die größeren Rechnungen auf Anweisung derselben auszahlt.

Wenn man annehmen darf, daß der Abgang älterer und das Hinzutreten neuer Mitglieder, sobald einmal der Verein sich consolidirt hat, sich so ziemlich das Gleichgewicht halten und die Jahreseinnahme ungefähr dieselbe bleiben würde, so wächst gleichwohl das jährliche Betriebscapital

Digitized by Google

in steigender Progression, indem die Einnahme der vorangegangenen Jahre hinzukommt, und ebenfalls zu den Zwecken des Vereins verwendet werden muß. Das jährlich verwendete Kapital muß freilich verloren gegeben werden, aber indem Bücher, zwar von geringem Absatz, aber doch von bleibendem Werthe, gedruckt werden, verwandelt sich das Kapital in eine Rente; die Rente des ersten Jahres kommt zur Jahreseinnahme des zweiten, die Rente des ersten und zweiten zur Jahreseinnahme des dritten u. s. w. hinzu und so stellt sich die Aussicht heraus, daß der Verein in sich selber erstarken werde. Ein Zahlenbeispiel, nach einer mäßigen Annahme berechnet, möge das Gesagte veranschaulichen. Ich nehme an, daß der erste Verkauf, der natürlich wegen der Neuheit des Buches der stärkste sein muß, ein Viertheil des Kapitals wieder einbringt, das zweite Debitsjahr gleich zu einer Rente von $6\frac{0}{0}$, das dritte zu einer Rente von $4\frac{0}{0}$, das vierte und die folgenden zu $3\frac{0}{0}$ herabsinkt; wenn demnach die jährliche Einnahme etwa 4000 Thaler beträgt, so wird im nächsten Jahre 4000+1000, im dritten 4000+1000+160, im vierten 4000+1000+160+120 disponibel sein. Wie lange man einen Vorrath wissenschaftlicher Bücher als zinstragendes Kapital betrachten könne, wage ich nicht zu entscheiden; ein Durchschnitt, aus den Erfahrungen von Akademien und größeren Buchhandlungen genommen, würde sowohl zur Prüfung des angenommenen Maßstabes, als zur Beantwortung der obigen Frage erforderlich sein.

Die letzte Controle muß der Generalversammlung überlassen werden. Zu einer bestimmten Zeit wird ihr der Jahresabschluß vorgelegt und, um jedes Mitglied mit den Leistungen des Vereins bekannt zu machen, wäre es nicht

unzweckmäßig, wenn das Comité über die im Laufe des Jahres herausgegebenen Werke einen allgemein verständlichen Bericht vertheilte, der auf die Erweiterung oder Berichtigung hinweist, welche die Wissenschaft durch die benannten Werke gewonnen hat.

Schließlich möchte ich noch die Frage in Anregung bringen, ob es auch hier nothwendig sei, den Mitgliedern, wie dies bei den Kunstvereinen durch Verloosen der Bilder und Vertheilen der Umrisse geschieht, die Aussicht auf den Gewinn einer außerordentlichen Prämie offen zu erhalten? Sollte die Meinung nicht dahin neigen, daß ein wissenschaftlicher Verein um des Ernstes der Sache willen solcher Reizmittel nicht bedürfe, so wäre es ein Leichtes, gewisse Rechte und Vorzüge ausfindig zu machen, welche die Mitgliedschaft des Vereins auch annehmbar und wünschenswerth erscheinen lassen.

V.

Vorgänge und Zustände der Schweiz.

(Von Tr.)

Vierter Artikel.

Nachdem der Bürgerprinz Ludwig Bonaparte seinen kleinen Hofstaat aufgelöst und mit guten Pässen die Schweiz verlassen, erklärte sich die Regierung des Bürgerkönigs Philipp zufrieden und das Heer, welches nach der Proclamation von Aymar die turbulens Voisins zu Paaren treiben sollte, verschwand allmälig in großer Stille von der Gränze *).

*) Von Lyon aus wurde dazumal geschrieben (Le Réparateur légitimiste und die Allgemeine Zeitung Nr. 303): „Wir haben die retrograde Bewegung unserer an der Schweizergrenze befindlichen Truppen angekündigt; inzwischen scheint sie, neuen Befehlen zufolge, noch nicht auf allen Punkten Statt finden zu wollen. Man fürchtet, die Organisation der Büchsenschützen möchte neue (!) Unordnungen in der Schweiz hervorrufen und für diesen Fall wäre es möglich, daß Frankreich bei dieser radikalen Bewegung gegenwärtig sein möchte." Ferner: „Es müssen die Männer der alten Regierungen, welche eine Zeitlang die Radikalen gegen die neuen Regierungen unterstützten, jetzt, nachdem der Radikalismus eine allen Volksbewegungen eigene Energie hervorgerufen hat, diese Bewegung zu bannen und die Aenderung der Bundesverfassung zu hintertreiben suchen." — Diese zwei

Dieſer ſonderbare Feldzug hatte außer der höchſt erfreulichen Wirkung auf den Volksgeiſt in der Schweiz keinen andern Erfolg, als daß er lebhaft das Andenken an den, vor zwei Jahren von Frankreich gegen die Schweiz verhängten blocus hermetique auffriſchte und eine Stimmung begründete, welche ſich nicht ſo bald wird auslöſchen laſſen. Daß den Franzoſen ſelbſt dieſer Feldzug räthſelhaft vorkam und nicht gern geſehen wurde, hatten ſchon die Stimmen in den öffentlichen Blättern gelehrt, welche dies Benehmen gegen die Schweiz als unnational und unpolitiſch tadelten. Als der König in ſeiner Thronrede von der ganzen Sache geſchwiegen, wurden die Miniſter in beiden Kammern darüber zur Rede geſtellt. Montebello (herois Lannes filius und Vetter des Bürgerprinzen), der große Freund der Ariſtokratie und des Clerus, welcher nicht ohne Thränen ſeinen Geſandtſchaftspoſten verlaſſen und in der Schweiz nichts als eine Menge Champagnerflaſchen, eine Maſſe verſteigerter Meubels und einen verhaßten Namen zurückgelaſſen hatte, tauchte inzwiſchen in der franzöſiſchen Pairskammer wieder auf, verſprach eines Tages ihr Aufſchlüſſe über die Schweizeraffaire auf den folgenden, war aber an dieſem in der Kammer weder hör- noch ſichtbar. Molé dagegen gab ſich den Schein, als wenn er das diplomatiſche Siegel löſen und der hohen Kammer den Hintergrund der Politik beleuchten wollte,

---

Stellen geben viel Licht und Aufſchluß über den damaligen Stand der Dinge und belegen unſere Anſicht, daß der franzöſiſche Feldzug nicht der bloßen Vertreibung des Bürgerprinzen gegolten hat, ſie zeigen, welche Faktion in der Schweiz ſich an das jetzige Frankreich lehnt und von ihm portirt wird; welche Partei dagegen die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit des Vaterlandes will, worauf allein eine wahre Neutralität ruhen kann.

welche vorgeblich wegen des Bürgerprinzen und seines Straßburger Attentats eine Armee gegen die im tiefsten Frieden schlummernde Schweiz hatte ausrücken, als aber diese kriegerisch aufwogte, wieder heimschreiten lassen. Molé's Rede umging in weichen Wendungen die Hauptfrage und warf sich in den Ornat der Großmuth, welche ein seit Jahrhunderten mit Frankreich befreundetes Volk nur aus seiner Indifferenz gegen die Interessen der neuen Dynastie herausreißen, übrigens freundnachbarlich hätte schonen wollen. — Es liegt hier nahe, an den Fuchs in der Fabel und an die unreife Traube zu denken, um so näher, wenn man erkannt hat, daß das Kabinet von Ludwig Philipp in Bezug auf die Schweiz seit 1830 ganz die Politik verfolgte, welche Talleyrand im Jahr 1815 entgegen Oestreich, Preußen und Rußland, sich an Castlereagh lehnend, den Bourbonen inspirirt hatte. So wie Frankreich 1798 die Revolution der alten Schweiz auf Kosten ihrer Schätze gemacht hatte, sollte nun auch von ihm die vollkommene Contre-Revolution oder die Restauration der alten Ordnung der Menschen und Dinge ausgehen. Wahrscheinlich war von der in drei Viertheilen der Schweiz nicht nur gestürzten, sondern in tiefste Ohnmacht und Creditlosigkeit versunkenen Partei über die Lage der Sachen das philippische Kabinet selbst irre geführt worden, daß es glaubte, es dürfe seine Israeliten nur mit Krügen und Trompeten vor Jericho's Mauern erscheinen lassen, so würden sie stürzen, oder man dürfte nur Genf anconisiren, so würde Frankreich der Schweiz denselben Dienst leisten können, wie dem Papste. Wie groß dieser Rechnungsfehler war, hat der Erfolg gezeigt. Friedliebend und nicht Rachesinnend wünschen wir unsern Nachbarn von

Weſten, daß ſie in ihrer Stellung gegen Spanien und Belgien, und in ihren Auszügen gegen die übermeeriſchen Republiken Mejiko, Buenos-Ayres und Montevideo glücklicher ſein oder wenigſtens ſich ehrenvoller aus dem Spiel ziehen mögen, da ſonſt der Ruhm der großen Nation und der Glaube der Völker an ſie, wie in der Schweiz auch anderswo mächtigen Abbruch leiden müſſe.

Daß Friedrich von Preußen, der Große, der wohl zu Denen gehörte, die Nichts vergeſſen, aber nicht zu Denen, die Nichts lernen, ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Schweiz weit richtiger beurtheilte, als die philippiſchen gelehrten Miniſter in unſern Tagen, beweiſt folgende Sure, die wir aus dem Schriftchen: Mes Pensées ausheben.

CCCCXL.

Berne est aujourdhui présque oligarchique. Il est de l'interêt de la France d'y rétablir la Démocratie, de l'interêt des autres Cantons, de l'interêt des bourgeois, de l'interêt du peuple. Le Paysan seul est heureux. Il ne faut qu'une Génération, qui ait un peu plus de courage et des circonstances plus favorables — et le sceptre échappera des mains des Sinner, des Steiger, des Graferied, des Erlachs, des Vattevils, des Diespach, qui se sont partagés l'Autorité. —

Dies war eine Prophezeihung im eigentlichſten Sinne des Worts, anwendbar nicht nur auf Bern, ſondern auf Luzern, Freiburg, Solothurn, die ſchon Stanion auf eine Linie geſtellt hat, und welche in ihrer ariſtokratiſchen Verfaſſung meiſtens die franzöſiſche Partei in der Schweiz ausmachten, eben ſo. Und ſie iſt in Erfüllung gegangen dieſe

Prophezeihung an andern Orten, wie an dieſem einen, durch die ganze Schweiz, und zwar nicht erſt zur Zeit des von der Juliusſonne 1830 beſchienenen Dynaſtienwechſels in Frankreich, ſondern lange vorher. Die patriziſchen Täuſchungen des Auslandes und die Umtriebe im Innern vom Jahr 1815 haben auf dem verrathenen und zerriſſenen Schweizerboden nur Kartenhäuſer gebaut, welche wie verweſte Leichen beim erſten Zutritt von freier Luft zuſammenſtürzten*). Es beſorgt daher auch kein unbefangener und ſachkundiger Menſch den Wiederaufbau derſelben, wohl aber hat jene Zeitenwende, in welcher ſo Vieles übereilt werden mußte und ſo Manches eingeſchmuggelt werden konnte, ein wie durch böſen Zauber geſchaffenes Luftſchloß hinterlaſſen, dem es zwar an allen Fundamenten in Leben und Wirklichkeit fehlt, das aber von den alten Kantonen und ihren Herren als Muſter für künftige Bauten feſtgehalten, ſo wie von dem engherzigen und kleingeiſtigen neuen Liberalismus und Juſtemilieu geſtützt wird, damit er das im Jahr 1833 mißlungene Experiment wiederholen, ein Projekt nach ſeinem Sinn aushecken und an die Stelle des apocalyptiſchen Thieres, das iſt und nicht iſt, ſetzen könne. Wir meinen hier die für einen ganz andern, bereits untergegangenen Zuſtand und Verband der Kantone berechnete Vororts- und Tagſatz-Wirthſchaft mit der ausgehöhlten und durchlöcherten Bundesform. Die Veränderung von dieſer, gemäß den Grundſätzen der jetzt beſtehenden

*) Alexander, Kaiſer von Rußland, ſprach im Januar 1814 zu der eidgenöſſiſchen Geſandtſchaft in Baſel: „Je dois disculper cette puissance (Autriche) qui a été induite en erreurs par quelques Intrigans Suisses. Monsieur de Senft, que je n'ai jamais vu, a étrangement outrepassé ses pouvoirs.“

Kantonsverfassungen, ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, die auch von einem großen Theil der Behörden anerkannt und beinahe von dem ganzen Schweizervolke gefühlt ist. Dies ist die Aufgabe der Zeit und die Lebensfrage der Schweiz, welche auch von den europäischen Kabineten wohl verstanden wird und nichts weniger als unbeachtet geblieben ist, so daß wir ihren darauf sich beziehenden Interessen und Tendenzen die verschiedenartigen und zum Theil sehr verworrenen Einflüsse und Einwirkungen, welche die Schweiz in neuester Zeit erfahren, zuschreiben müssen. Wir gehören nun aber keineswegs zu Denjenigen, welche Schmerz oder Leid über dies Treiben für oder gegen die Sache empfinden, und die, wenn sie könnten, den an sich allerdings unberufenen und anmaßungsvollen Einmischern das Handwerk legen würden. Wir haben bisher wenigstens noch immer Stoff gefunden, in patriotischer Herzenstiefe über die diplomatischen Anregungen und die darauf erfolgten Gegenwirkungen uns zu freuen. Die dem Volke eigene Kraft der Schwere und Trägheit hat nur auf diese Weise, nur mit diesen Mitteln können überwunden werden, und besonders sind es die bei diesen Anlässen gemachten Erfahrungen über die Langsamkeit, Rathlosigkeit, Unbehülflichkeit und Getheiltheit der Bundesbehörden, was die öffentliche Meinung belehrt, die allgemeine Stimmung erweckt, den Sinn für Veränderungen angeregt und die Empfänglichkeit für Ideen unter das Volk gebracht hat. Die Schweiz hat in diesem Geiste, der übrigens von demjenigen, den man mit Grund revolutionair nennen könnte, himmelweit entfernt ist, unendliche Fortschritte gemacht und man darf wohl sagen, daß die ihrer Entwickelung feindseligste Diplomatie die Stelle der best-

berechnetſten und wohlthätigſten Demagogie vertreten hat. Auch der Mangel einer mehr centraliſirten Leitung iſt ihr dadurch erſetzt und der Sinn für Unabhängigkeit vom Ausland nach allen Richtungen befördert und geſtärkt worden. Es iſt auch, als ob ein Theil nach dem andern der Reihe nach von ſeinen Gebrechen geheilt und von den alten Sünden abſolvirt werden müßte, damit das Ganze endlich wieder geneſen und zu erneuter Einheit und Stärke geſunden könnte. Kaum iſt durch den jetzt in Thätigkeit getretenen Vorort Zürich mittels ſeiner narkotiſchen Staatsklugheit der Streit zwiſchen den Hörnern und Klauen in Schwyz zu ſcheinbarer Ruhe und Stille eingewiegt, ſo bricht an dem weſtlichen Alpenwinkel zwiſchen Unter- und Oberwallis der Kampf zwiſchen den Anſprechern von Gleichrecht und den Vertheidigern von Ueberrechten los. Selbſt in der Republik Bern, die bisher in ihrem neuen Zuſtand noch am meiſten Aplomb zu haben ſchien, wird von dem etwas warmblütigern und des langſamen Ganges der Verbeſſerung überdrüßigen, vielleicht auch noch durch andere Triebfedern bewegten Jura aus ein lebhafter Anſpruch auf eigene Geſetzgebungsreviſion gemacht, der zu einer unvorhergeſehenen Reihenfolge von neuen Verwickelungen und Entwickelungen führen kann, wie der bereits ſehr ernſte Kampf in Wallis.

Mitten in all dieſem Wirrwarr und Aufruhr, wie man es nennen könnte, oder dieſer Confusio divinitus conservata, wie ein römiſch-päpſtlicher Nuntius den Zuſtand der Schweiz ſeiner Zeit treffend nannte, herrſcht eine Stille und Ruhe, ein Friede und eine Zuverſicht des Beſſern, deren ſich vielleicht kein Intelligenz- und Muſterſtaat in der Welt rühmen kann. Wenn neulich der nouveau Commandant-

supérieur de la garde-nationale, maréchal Gérard ſagen konnte: — **La Devise, qui est écrite sur notre drapeau, Liberté et ordre public, résume admirablement le voeu national et l'intérêt du pays** — ſo kann die Schweiz auch ohne Nationalfahne und Reichsmarſchall ein Gleiches von ſich verſichern, und ſogar noch von einer gewiſſen Gleichheit und öffentlichen Glückſeligkeit dazu reden, ohne groß zu ſprechen. Wenn die Zuſtände und Vorgänge, in welchen die wiedergeborene Schweiz jetzt gährt, Manches enthalten, was man als Symptome von Tölpel- und Flegeljahren bewitzeln kann, ſo wird der aufmerkſame und tieferblickende Beobachter nicht überſehen, daß das Meiſte dieſer Qualität keineswegs auf Rechnung des Volks, das ſich noch immer in großen Augenblicken auch groß, ſinnig und herzhaft bewieſen, ſondern auf Rechnung vieler der jungen Capacitäten und neuen Regenten fällt, welche das auf enge Kreiſe beſchränkte Kantonsvolk in erſter Linie zu wählen ſich genöthigt ſah, und die nun wieder nicht viel beſſer als die alten in ihre neuen Regimentsſitze verſeſſen, wähnen, das Schweizervolk werde ſich mit bloßen Aenderungen der Kantonsverfaſſungen und mit Dynaſtienwechſel ſeiner Regenten begnügen, oder die Bundesreform dem Belieben und Verfügen der Localbehörden anheimſtellen! Wie ſehr ſich aber dieſe Menſchen und alle, die ihnen jetzt ſo häufig in in- und ausländiſchen Blättern mit ihren Falſetſtimmen Glauben beimeſſen, täuſchen, beweiſen all die großen Augenblicke, in welchen das Schweizervolk freiberathend oder ſich ſelbſt helfend auftritt. Solch eine Scene des politiſchen Lebens der Schweizerfamilie hat ein unbefangener geiſtreicher Reiſender, Prof. Eduard Gans, aufgefaßt und in ſeinen Rückblicken

Digitized by Google

auf Personen und Zustände dargestellt. Umfassend und zusammenhängend, wenn auch im Style rapide der Zeitgenossenschaft und Theilnehmung, hat die ganze neuere Geschichtsentwicklung der Eidgenossenschaft geschildert Dr. Henne, Archivar von St. Gallen, in dem dritten Bändchen seiner neuen Schweizerchronik für's Volk. Das sind Männer, die Geist, Charakter und Wissen genug haben, um ein Volk und dessen Natur und Geschichte gehörig zu würdigen, während andrerseits bald jeder von den hundert und tausend Reisenden, welche alljährlich zwischen den Alpen und dem Jura durchschneuzen, wenn er einen blanken Beutel hat und eine Feder führen kann, oder bei einem Gesandtschaftsposten in der Schweiz angestellt ist, oder endlich gar als Missionair einige Monate sich aufhält, sich berufen und verbunden glaubt, dem Ausland aberwitzige, lügenhafte und lästerliche Zeitungsartikel, Miscellen, Skizzen oder Gemälde aufzuheften. Das um die Schweiz sich interessirende Ausland kann auf dieses Treiben, das zwar auch in jedem andern, aber vorzüglich in diesem, durch seine Lage und andere Verhältnisse so bedeutungsvollen Lande statt findet, nicht genug aufmerksam gemacht werden. In der Schweiz, als einer Conföderation von Republiken, ist und bleibt die Volksmasse das vorherrschende und bestimmende Element. Dies hat, nach unserer Meinung, in politischer und ethischer Hinsicht seine gute, in literarischer und artistischer Hinsicht seine schlimme Seite*).

*) Wie weit die Schweiz in diesem Betracht gegen andere Staaten zurücksteht, wie sie aber auch darüber zum Bewußtsein kommt, zeigt ein höchst lesenswerther Aufsatz in Nr. 100 und 101 des Nouvelliste Vaudois von Pequignot: Monumens, Bibliothèques, Archives de la Suisse.

Es ist nun aber einmal so und kann und darf von letzterer Seite nur allmälig geändert und verbessert werden. Auch in dieser Beziehung würde die Wiederherstellung der Eidgenossenschaft als Bundesstaat aus dem elenden Staatenbund, in welchen sie mit List und Gewalt ist zerfetzt worden, ein großes Hülfs- oder Rettungsmittel sein. Daher fängt auch an Glaube, Hoffnung und Liebe aller verständigen und gutgesinnten Eidgenossen sich auf dies Ziel zu richten, und in jüngster Zeit haben den vielen Vorarbeiten über diesen Gegenstand sich zwei neue Schriften angeschlossen, welche in Hinsicht auf Mittel und Zweck in einer bewundernswürdigen Harmonie zusammentreffen. Es sind: — Die sieben Bundesverfassungen der schweizerischen Eidgenossenschaft von 1798 bis 1815, als volksgeschichtliche und staatsrechtliche Grundlage zur unumgänglich nothwendigen Bundesreform, mit einer Einleitung von Dr. Troxler (Zürich, bei Wirz-Widmer, 1839) — und: Projet de Constitution fédérale, par James Fazy (Genève, chez Pelletier, 1839).

Die erste Schrift giebt ein treues Bild des vergangenen und gegenwärtigen Bundeszustandes der Eidgenossenschaft; die zweite richtet ihren Blick besonders auf die Zukunft und zeichnet mit vielem Scharfsinn die constitutionellen Präliminarien derselben. Beide behandeln ihren Gegenstand, obwohl umfassend und erschöpfend, doch in höchst gedrängter Kürze, und sind besonders geeignet, die Stellung der sogenannten radikalen und nationalen Partei in der Schweiz zu dem neuen Kantonsliberalismus und gegen die alte Aristokratie ins Licht zu setzen. Die jüngsten

Ereigniſſe haben wenigſtens den guten nachhaltigen Erfolg, ſo ſpurlos ſie vorüber zu gehen ſchienen, daß das Volk aufs Neue über dieſe Parteiſtellung iſt orientirt worden und die Reihen des Stillſtands und Rückſchritts von denen der Bewegung unterſcheiden gelernt hat. So ſteht die Schweiz zu Anfang des Jahres 1839. —

Daß die auf den Grundſatz divide et impera gebaute Zerſplitterung der Eidgenoſſenſchaft in Kantonsſtaaten, und dieſer wieder in halbe, wenn es ſo fortgeht, in Viertel- und Achtel-Souverainetäten, auch eine Herabſetzung der Kräfte in den einzelnen Theilen, wie im Ganzen iſt und beſonders nachtheilig auf das geiſtige Leben und die Kulturentwicklung wirkt — werden wir in einem der nächſten Hefte ausführlich erörtern. Einſtweilen widerſtehen wir der Verſuchung nicht, aus einem im Nouvelliste Vaudois eingerückten Aufſatz des Herrn Pequignot, der größern Leſewelt eine intereſſante Anekdote vorzulegen. —

Als die Klöſter Lucelle und Bellelay im Jura aufgehoben wurden, ſah man die geiſtigen Schätze als diejenigen an, nach welchen die weltliche Macht nicht trachtete, ſie wurden nach Art des jus primi occupantis verſchleudert und geriethen meiſtens in die Hände der Verwandten von den ſogenannten Kloſterherrn. Dies Loos hatte auch ein unſchätzbares, einzig köſtliches Werk, nämlich die Bibel Karl's des Großen in eigener Handſchrift von Alcuin. Sie lag, da ſich die Regierungen wenig um Dinge dieſer Art kümmerten, verborgen in dem Hauptorte des Thales, in Münſter. Ein Reiſender machte die Entdeckung, kaufte für einige Batzen den herrlichen Fund und verhandelte ihn dann für ſechszig

tausend Schweizerfranken nach England. Eine Menge anderer wichtiger Schriften sollen von den ausgewanderten Mönchen nach Colmar und Inspruck verschleppt worden sein. Hiefür war Freiheit! — —

VI.

Rotteck und Welcker.

Eine Skizze

von

Th. Mundt.

Die Universität Freiburg galt eine Zeitlang gewissermaßen als das Papstthum des modernen Liberalismus, durch ihre beiden Professoren von Rotteck und Welcker, die als Lehrer dieser Hochschule jetzt in den Ruhestand versetzt sind, ein Opfer, das sie ihrem landständischen und publizistischen Wirken gebracht haben. Beide Männer sind Charaktere im seltensten Sinne dieses Wortes, und ihre Namen, auf die Deutschland stolz zu sein Ursache hat, werden unsterblich sein als Denkmal des großen Versuchs, welchen der deutsche Geist mit sich angestellt hat, um sich zu öffentlicher Bewegung zu bilden. Rotteck und Welcker sind unter einander sehr verschiedenartig, sowohl in ihren Persönlichkeiten, als selbst in ihren Ansichten und Richtungen, wie in deren Begründung. Nur der nächste praktische Zweck, welcher jetzt der Geschichte gewissermaßen vor Augen liegt, ist, außer ihrer persönlichen Freundschaft, das gemeinsame Band, das

sie zu einer festen Stellung zusammenstehen läßt. Sonst, wenn sie die ihnen gemeinsamen Vorarbeiten überwunden, und es dann in der That sich um die Verwirklichung des Zieles alles Strebens handelte, würden sie vielleicht eine große Abweichung von einander darstellen, die jetzt, wo sie nur Arm in Arm in den Propyläen des deutschen Lebens sichtbar werden, sich nicht geltend macht.

Rotteck ist eine kleine, gedrungene Gestalt, von einem entschiedenen, festen Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig ist, und in dieser Verschmelzung der Strenge mit der Geschmeidigkeit gerade das eigenthümlichste Wesen dieses Mannes charakterisirt. Das Hervorstechende in allen Dingen ist bei Rotteck der Charakter, und so verräth er auch in seinem Aussehen, wie in seinem Wirken mehr den tüchtigen Charakter als den Denker und Philosophen, denn was diese letztere Seite an ihm anbetrifft, so kann man wohl sagen, daß er durch sein philosophisches Vernunftrecht, mit dem er Alles basiren will, der Begründung seiner Ideen gewiß mehr schädlich als nützlich gewesen. Aber die persönliche Charakterentschiedenheit ist es, welche Rotteck auf eine in Deutschland seltene Weise auszeichnet, und die der Betreibung der deutschen Angelegenheiten in der angestrebten Richtung so nothwendig war. Mit seiner Entschiedenheit verbindet aber Rotteck zugleich, wie es mir scheint, ein eigenthümliches diplomatisches Talent, nicht nach der innern Seite seiner Ideen zu, denn diese steht an ihm unbeweglich fest, sondern nach derjenigen Seite, wo es darauf ankam, diese Ideen geltend zu machen und durchzusetzen wider die Gegenpartei. Dies hat in der Wirkung für die Sache ohne Zweifel häufig sein Gutes

Digitized by Google

gehabt, und man kann auch fragen, wozu denn den Leuten der Reaction und des legitimiſtiſchen Ultrathums allein die Vortheile der Diplomatie überlaſſen bleiben ſollen? Rotteck's diplomatiſirende Klugheit hat ſich oft in Witz und ſelbſt in glänzende Sophiſtereien gekleidet, um Gegenmeinungen aus dem Felde zu ſchlagen, aber in dem Augenblick eines ſo errungenen Sieges behauptet er auch ſogleich wieder ſeine Republikaner-Schroffheit, mit der er die ihm eigene Meinung aufbaut und begründet. Und es dünkte mich, als vereinigte eben ſein Geſicht und das tief liegende feurige Auge alle dieſe verſchiedenen Elemente ſeines Charakters, dieſe Beweglichkeit und dieſen Widerſtand, dieſe Ruhe und dieſe Reizbarkeit, dieſe Milde und Feinheit, dieſe kräftige Entſchloſſenheit und niederblitzende Kraft. Alſo recht ein Geſicht, wie es die Zeit braucht, den Beruf einer hiſtoriſchen Wirkſamkeit ſchon in der ganzen Erſcheinung ausgeprägt.

Seinen drei und ſechzig Jahren nach ſchon ein greiſer Veteran des deutſchen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, alſo zu einer Zeit, wo der Breisgau noch öſterreichiſch war, hat doch Rotteck noch ein ſo jugendlich kräftiges Ausſehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann ſich ſagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die ſeinige, welche gewiſſermaßen im Reiche der Ideale verblieben iſt und noch heute nur der Zukunft angehört, länger den Geiſt der Jugend in ihren Kämpfern erhält, und etwas Friſches und Leuchtendes, das von der Sehnſucht und dem Kampf herkommt, über ihre Geſtalten ausbreitet. Der Umſtand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oeſterreicher, und dann, daß er eine Franzöſin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Miſchung der Richtungen, die

man an ihm so charakteristisch wahrnimmt. Namentlich ist der Oesterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat sich blos von dem Vernunftrecht durchdringen lassen müssen, wodurch denn diese Temperatur von Oesterreicher und Radicalen als Niederschlag geblieben. Alle die österreichische Liebenswürdigkeit, die Feinheit und Bonhommie der Persönlichkeit, die Behäbigkeit des Lebensgenusses, zum Theil auch eine gewisse jenem Naturell angehörige Beschränktheit in manchen Ideenverbindungen, sind an ihm in dieser Beziehung eigenthümlich zu bemerken. Auf der andern Seite besitzt er das Lebendige, Muthvolle und vom Augenblick Bewegte der französischen Natur, obwohl auf ganz unwillkürliche Weise, denn man würde ihm selbst wie seiner Richtung sicherlich Unrecht thun, wenn man darin einen absichtlich französirenden Charakter erblicken wollte. Obschon Rotteck jetzt damit geendigt zu haben scheint, daß er an dem deutschen Charakter verzweifelt und ihm die Entwickelung zu einem höheren Lebensprinzip nicht mehr zutraut, so ist doch dabei von französischen Hinneigungen und namentlich von einer Sympathie für das gegenwärtige Frankreich in ihm keine Spur anzutreffen. Vielmehr muß man Rotteck, wenn man mit ihm über die neuesten französischen Verhältnisse gesprochen hat, einen Franzosenhasser nennen, und er ist es in Bezug auf diese Nation, wie sie unter der Regierung Louis Philipp's dasteht, keineswegs mit Ungerechtigkeit. Wenn er aber auch jetzt antideutsch geworden, aus jenem großen Gram, der dem edelsten und redlichsten Deutschen auf dem Kirchhof des Père Lachaise die Schlummerstätte bereitete, so glaube ich doch, daß in seines Wesens Tiefe Rotteck ein beständig liebendes Gemüth für seine Nation hat, wie selbst Börne es

hatte. Rotteck war mit dem Mark der deutschen Wissenschaft genährt und dies befestigte seine Richtungen, daß sie nicht in die Irrthümer Börne's sich verlieren konnten; dagegen aber hatte Börne in seinem geisterhaft durchzuckten Nervensystem zu viel prophetische Ahnung, als daß er jemals auf die Danaidenarbeit einer landständischen Wirksamkeit in deutschen Kammern seine Lebensmühe verwandt haben würde. Börne fing schon damit an, womit Rotteck jetzt endigt, doch hat der Eine, mit verzweifelten Mitteln wirkend, auch in Verzweiflung sich sein Grab gegraben, während der Andere, am Abende seines Lebens die Rüstung abwerfend, mit der er so lange in Kampf und Noth gestanden, eine Besiegung erlitten hat, die er sich als Ehre und Glorie anrechnen kann, und die vielleicht nur ein Waffenstillstand ist, wenn auch, wie es scheint, ein sehr langwieriger. —

In neuester Zeit ist Rotteck in gewissen Beziehungen in eine Stellung hineingerathen, die entweder eine falsche oder eine künstliche ist, oder beides zusammen genommen. Dies ist vornehmlich sein gegenwärtiges neues Verhältniß zum Katholizismus, wie er es in den kölnischen Wirren an den Tag gelegt hat, und das sich in mehrfachem Betracht als ein schiefes darstellen muß, denn obwohl Rotteck durch Geburt und Bekenntniß ein Katholik ist, so konnte ihn doch sein eigenes religiöses Bedürfniß unmöglich zu der Stellung bringen, die er durch seine bekannte Streitschrift über den Erzbischof von Köln und das Verfahren der preußischen Regierung wirklich in dieser Frage eingenommen hat. Er sagt zwar, daß er diesen religiösen Handel einfach vom Standpunkt des positiven Kirchenrechts beleuchtet habe, aber es verbirgt sich darunter eine verkappte politische Opposition,

die mit der Sache ſelbſt eigentlich nichts gemein haben ſollte, und wodurch ſeine Auseinanderſetzungen getrübt und verzerrt werden. Es mit einer falſchen Sache zu halten, nur um eine perſönliche Gegnerſchaft auszufechten, iſt eine eben ſo unnatürliche als gefährliche Situation, in welche die moderne Geſchichte oft gerade ihre bedeutendſten Charaktere hineindrängt, aber dieſe Falſchheit der Situation fällt jedesmal auf das eigene Haupt des Individuums zurück. Wenn man die verſchiedenen falſchen Poſitionen der Geſchichte betrachtet, ſo muß man ſich für alle Dinge die Lehre daraus nehmen, daß es nicht nur das Ehrlichſte, ſondern auch das Gefahrloſeſte in der Welt iſt, bei einer zweifelhaften Stellung lieber mit den Perſonen zu brechen und die perſönlichen Regungen und Beziehungen aufzuopfern, als mit einer unwahren Sache ſich zu verbinden, da ſowohl die Wahrheit der Sache als ihre rächeriſche Gewalt ſich am Ende mächtiger als alles Uebrige erweiſen. Rotteck ſteht in einer perſönlichen Beziehung zu dem Geiſt der preußiſchen Verwaltung, deren Mißgefühl er hätte aufopfern ſollen, anſtatt es dem Katholizismus und deſſen verrotteten hierarchiſchen Intereſſen zu Gute kommen zu laſſen. In Süddeutſchland ſtößt man jetzt auf viele Leute und auf ganze Parteihaufen, die den Katholizismus, welcher ihnen vor Kurzem vielleicht noch ein ſpöttiſches Lächeln verurſachte, jetzt auf Einmal als ein Fahnenbild gegen Preußen emporſchwingen, und ihre ganz weltlichen politiſchen Abneigungen geltend machen unter dem Geſchrei des religiöſen Fanatismus und mit der orthodoxen Miene des Kirchenrechts. Es iſt aber unthunlich, einem Staat perſönlich zu zürnen, der wie ein verhülltes Gewächs nur auf einen einzigen Sonnenblitz zu warten braucht, um

in eine Blüthe zu treten, die mehr verleiht als der höchste Aufwand der Opposition in den einzelnen Persönlichkeiten vielleicht gefordert hat. Rotteck befindet sich nicht in einer ganz so bizarren Stellung zu dieser Sache, aber was kann für ihn wohl der Katholizismus als solcher bedeuten? Er kann und mag für sich selbst ein guter Katholik sein, aber er verwickelt sich auf eine heillose Weise mit seiner ganzen Vergangenheit, wenn er uns jetzt einen katholischen Liberalismus zurecht macht, welcher am Ende derselben römischen Partei dient, deren heldenmüthigster Widersacher Rotteck vordem gewesen. Man weiß ja von ihm, daß er selbst es war, welcher auf der ersten Kammerversammlung nach der neugegründeten Verfassung Badens, im Jahre 1819, die Motion zur Emancipation der katholischen Kirche ausbrachte, und den großen Gedanken von der Gründung einer deutschen Nationalkirche, die unabhängig dastehe von den Umtrieben römischer Hierarchie, in Bewegung setzte. Damals gab die Veranlassung dazu der von Rom angezettelte Handel mit dem Bisthumsverweser von Constanz, dem Freiherrn von Wessenberg, welcher im Verein mit Karl von Dalberg reformatorisch in den katholischen Kirchenangelegenheiten gewirkt hatte. Es blieben freilich diese Anregungen erfolglos, wenn schon die badische Regierung zu jener Zeit die freisinnigste Stellung zur katholischen Kirche zu behaupten suchte. Heut aber, wo in ähnlicher Constellation die Frage von einer deutschen katholischen Nationalkirche sich erneuert, wendet sich Rotteck unerwartet dem feindlichen Lager zu, und giebt sich dazu her, für dasselbe Vorpostenplänkeleien zu übernehmen, während er auf der entgegengesetzten Seite im Haupttreffen stehen sollte. Dieser

improviſirte Katholizismus Rotteck's macht jetzt um ſo mehr einen ſeltſamen Eindruck, als es noch nicht ſo lange her iſt, daß er wegen ſeiner Weltgeſchichte von der katholiſchen Partei ſelbſt auf das Heftigſte angefeindet und als ein Antikatholik und arger Ketzer verſchrieen worden. Sein Geſchichtswerk, das den verhängnißvollen Index vermehren half, durfte der katholiſchen Jugend in gewiſſen Gegenden nicht in die Hände gegeben werden, und im Sinne jener Partei mit Fug und Recht, da die Reformation ſich in dieſem Buche ſo vorurtheilsfrei und mit gerechter Würdigung dargeſtellt fand. Auch zeigte ſich Rotteck der Geſchichtsſchreiber ſtets als ein Bewunderer Joſeph's II. und feierte gerade die entſchiedene und freie Stellung, welche ſich dieſer Kaiſer Rom gegenüber begründete, und deren unverkennbare Vortheile Oeſterreich zum Theil heut noch genießt. Der jetzige Rotteck'ſche Katholizismus iſt jedoch nur eine Demonſtration, und wird hoffentlich wieder verſchwinden, wie andere künſtliche Demonſtrationen, zu denen ihm früher ſogar die Weltgeſchichte das Relief abgeben mußte, aus ſeinem großen Geſchichtswerk ſelbſt verſchwunden ſind. Rotteck beſaß nämlich von Anfang an eine eigenthümliche Art, die Tagesſtimmung in die Geſchichte hinein zu tragen, indem er Geſchichte ſchrieb nicht nur mit Rückſicht auf Recht und Politik, ſondern auch um die Angelegenheit der nächſten Gegenwart dadurch zu verfechten. Sein mehr politiſches als hiſtoriſches Naturell macht ihn auch in der Geſchichtsſchreibung häufig blos zum parlamentariſchen Redner, der, freilich immer aus großen und edlen Abſichten, die Dinge in ein Licht rückt, wie ſie zu einem momentanen Zweck ſcheinen und wirken ſollen. Die Gewalt ſeines Charakters, der beſtändig von dem Reiz

des fortschreitenden Lebens pulsirte und gedrängt wurde, ließ ihn in der Geschichte immer den subjectiven Stachel empfinden, und verhinderte ihn, sich ganz an die Objectivität der Gestalten und Verhältnisse gefangen zu geben. Solche zeitgemäßen und zeitgeistigen Behandlungen gewisser Geschichtsepochen müssen aber auch dann wieder mit der Zeit verschwinden. Dies weisen die verschiedenen Auflagen der Rotteck'schen Weltgeschichte nach. In der ersten Auflage dieser Weltgeschichte, die zur Zeit der Universal-Tyrannis Napoleon's geschrieben wurde, ist besonders die alte Geschichte merkwürdig. Damals, wo nicht nur alle offene Besprechung der Tagesangelegenheiten in Deutschland verboten war, sondern auch schon jede historisch freie Aufrollung der neuesten Geschichte Gefahr bringen konnte, trieb Rotteck allen Groll und alle Anklage des Tages in die alte Geschichte zurück, und schleuderte von ihr aus mit deutlichen Mahnungen an die Gegenwart seine Blitze, welche in die nächste Nähe treffen sollten. Oft gab er auch in seiner Geschichte durch die eigenthümliche Behandlung einzelner Thatsachen Antwort auf persönliche Beziehungen des Tages, und verfocht in einem längst vergangenen Ereigniß die Interessen seiner Partei oder die eigenen Leiden und Vortheile. Dies bezeichnet ihn als einen Charakter, den man auch in seinen Büchern mehr einen Mann der That, als einen Mann des organisirenden Gedankens nennen muß. Seine Schriften sind Handlungen, und sein Griffel ist ein zweischneidiges Schwert, das stets zu siegen trachtet. Bei einer solchen Geschichtsschreibung, die auf den praktischen Erfolg ausläuft, wird zuweilen der Historie eine künstliche und aus fremden Elementen gemischte Seele eingesetzt, aber da der praktische

Zweck auch wieder ein ideeller iſt, und mit den höchſten Zwecken der Menſchheit übereinkommt, ſo wird die Illuſion dabei immer auf einer urſprünglich edeln und ſchönen Miſchung der Lichter beruhen.

So ſollte denn auch die öſterreichiſche Miſchung, die in Rotteck's Weſen verborgen lag, noch am Ende ſeiner Laufbahn in einer eigenthümlichen Situation wieder hervorbrechen und ſogar als von einer Art der Bekehrung über ſich reden machen. Dies iſt die Zuſammenkunft, die Rotteck im vorigen Jahre mit dem Fürſten Metternich in Wien gehabt, und die man theils als eine merkwürdige Begebenheit betrachtet hat, wie ſie es in gewiſſer Hinſicht auch wirklich iſt, theils durch den Leumund der Journale zu einem unglaublichen Mährchen entſtellte. Wenn man darin eine Annäherung und Hingebung Rotteck's an öſterreichiſchen Einfluß erkennen wollte, ſo iſt das eben ſo falſch als wahr, und das Wahre dürfte auch nur inſofern dabei zu Tage liegen, als hier der etwas ironiſche Zufall eine ganz unwillkürliche Situation vermittelt hat, durch welche ſich mit dem Reiz, mit dem ſich alle entſchiedenen Gegenſätze berühren, auf das Leiſeſte eine Sympathie andeutete, an deren thatſächlicher Ausbildung unter gewiſſen Umſtänden ſich vielleicht nicht zweifeln ließe. Wenn Combinationen in Deutſchland eintreten ſollten, unter welchen Rotteck durch Hingebung an den öſterreichiſchen Einfluß einen andern, ihm feindlich und verderblich geltenden zurückſchlagen könnte, ſo würde er vielleicht jener Sympathie, von der er nur durch Geburt und Naturell einige allgemeine Züge an ſich trägt, freien und vollen Lauf laſſen, und dadurch, da mit ſeinen eigenſten Prinzipien zu brechen ihm doch unmöglich iſt, wiederum in

eine ſolche künſtlich gemiſchte Stellung hineintreten, die wie ein Schickſal über ſeinem Haupte zu ſchweben ſcheint. Rotteck hatte ſeltſamer Weiſe ſchon immer Urſache, in perſönlichen Beziehungen mehr mit Oeſterreich als mit andern deutſchen Staaten zufrieden zu ſein, beſonders was die Duldung ſeiner Schriften anbetrifft. Dieſe ſind zwar in Oeſterreich verboten, wie dort vorausſetzungsweiſe jedes ins Land kommende Buch es iſt, aber es iſt doch erlaubt, ſie gegen Revers, wie man dort ſagt, zu beziehen, und dies geſchieht mit ſo außerordentlich reger und ungehinderter Theilnahme, daß es vielleicht keinen andern deutſchen Staat giebt, in dem nicht nur Rotteck's Allgemeine Geſchichte, ſondern auch namentlich ſein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften in ſo zahlreichen Exemplaren verbreitet wären als dort in den öſterreichiſchen Landen. Dies und Anderes hinzu genommen, begreift man wenigſtens das Verführeriſche der Situation, von der ich hier reden will, und die in den deutſchen Journalen ſo falſch und zweideutig beſprochen worden. Man hat geſagt, Rotteck ſei nach Wien gegangen, um ſich von Metternich gewinnen zu laſſen, und habe zunächſt die Auszeichnung, die ihm dort widerfahren, als Handgeld hingenommen. Unwillkürlich mögen auch ſolche Nebengedanken in die Situation ſelbſt ſich verweben; denn giebt es nicht in ſolchen Perſönlichkeiten, die offen und frei der Schwäche der menſchlichen Charaktere gegenüber zu treten wiſſen, eine gewiſſe ätzende Liebenswürdigkeit, die jeden ſpröden Widerſtand doch zuletzt abſchleift? Aber Rotteck's Charakter, ein hartkantiger Diamant, kann wohl durch Reiben, wie es die Eigenſchaft dieſes Edelſteines iſt, in einen elektriſchen Zuſtand gerathen, ſchwerlich aber

sein ganzes Wesen danach verändern. So hat er es auch ruhig geschehen lassen, wie Ununterrichtete dies Zusammentreffen entstellt haben, und in welchen Dingen wären auch wohl deutsche Journale und Zeitungen gut unterrichtet? Einem Manne seiner Art muß es freilich gleichgültig scheinen, falsche Ansichten über sich verbreitet zu sehen durch Organe, die man nur noch zum Spott Organe der öffentlichen Meinung nennen kann, denn es stände schlimm mit Deutschland, wenn es von den Kleinkrämerintriguen dieses moralisch verkommenen Journalismus abhinge, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes zu begründen und zu beweisen. Aber einige Bemerkungen über den wahren Hergang jener Sache dürften ein tagesgeschichtliches Interesse haben.

Rotteck begab sich in der Mitte vorigen Sommers nach Wien, lediglich in der Absicht, seinen Sohn, der als junger Arzt die dortigen medizinischen Anstalten beziehen wollte, zu geleiten, und es war ihm wohl nichts weniger in den Sinn gekommen, als den Fürsten Metternich dort zu sehen. Vielmehr hatte er sich für seinen Aufenthalt in Wien auf die größte Zurückgezogenheit eingerichtet und lebte eine Zeitlang ziemlich abgeschnitten in der Leopoldstadt, wo er eingemiethet war. Die Aufforderung, Metternich zu besuchen, kam ihm durch diesen selbst, nachdem Rotteck dem Anliegen eines dem Fürsten nahestehenden Mannes, es sogleich nach der Ankunft zu thun, lange widerstanden, obwohl man ihm gesagt, daß sich Metternich wundern dürfe, zu hören, daß Rotteck in Wien gewesen, ohne ihm einen Besuch gemacht zu haben. Von den Heroen zweier Gegensätze, die sich ebenbürtig sind an Größe und Adel der Richtung, erwartet man wohl auch

mit Recht eine freundliche und achtende Begrüßung bei allem entschiedenen Gegenüberstehen, und man würde sich nicht wundern, sie im Angesicht ihrer feindlichen Heere die Rüstungen vertauschen zu sehen, gleich jenen beiden trojanischen Kämpfern. Wenn es auch darauf nicht abgesehen war, so tritt doch eines Tages Herr von Pilat im Auftrage Metternich's in Rotteck's Zimmer, und ladet ihn zu einem Besuche des Fürsten auf eine bestimmte Stunde ein. Die Zusammenkunft, die zuerst in der Stadt wegen geschäftlicher Störungen mißglückte, fand auf dem Landgute Metternich's in allem Behagen und mit größter Ungezwungenheit Statt. Rotteck ward außerordentlich freundlich empfangen, und das Gespräch lenkt sich sogleich auf die Politik. Metternich beginnt lächelnd damit, sein politisches System, das System eines langen und glänzenden Lebens, zu vertheidigen, und es dem des modernen Liberalismus gegenüber zu rechtfertigen. Er erklärt sein Prinzip der Stabilität als durch die psychologischen Bedingungen des menschlichen Geistes und des Volksgeistes selbst gegeben. Gegen den Liberalismus aber spricht er sich mit Entschiedenheit aus als gegen ein Heuchelsystem, das eigentlich Doctrinarismus sei, und das sich stets hinter Unbestimmtheiten verstecke. Er wisse den Unterschied zu machen zwischen dem Liberalismus und dem Radicalismus, welcher letztere ihm eigentlich viel lieber sei als der erstere, weil er sich so greifbar zeige, daß man wisse, woran man mit ihm sei: eine Bemerkung, welche sich aber die Radicalen schwerlich als eine Gunst auslegen werden, da diese Gunst nur ein Mittel wäre, ihre Personen desto leichter verschwinden zu machen. Im andern Sinne aber selbst ein Liberaler zu sein, möchte auch Metternich nicht in

Abrede gestellt wissen, wobei Einem einfällt, daß sich auf der andern Seite auch Rotteck einmal in der Kammer mit demselben Recht einen Conservativen nannte. Rotteck nun unternahm es seinerseits ebenfalls, sein politisches System, das System eines langen und ehrenvollen Lebens, zu vertheidigen und dem Heros der Stabilität gegenüber das Prinzip des Liberalismus zu verfechten. Wenn diese Andeutung genügen muß, um nur die Richtung zu bezeichnen, in welcher sich die Zusammenkunft Rotteck's mit Metternich bewegte, so läßt sich doch daraus ermessen, welche interessante Lichter auf den gegenwärtigen Zustand der Parteien und Meinungen in Deutschland fallen würden, wenn man die Unterredung beider Männer vollständig besäße oder zu ihrer Veröffentlichung ein Recht hätte. Es würde sich daraus mancher Aufschluß über rückgängige Bewegungen und Anomalien der Zeit ergeben, und der moderne Geisteszwang, den fortwährend zu bestürmen ein Hauptverdienst Rotteck's ist, ließe sich nicht als ein allein stehendes Krankheitsphänomen, sondern im Zusammenhange mit dem ganzen angegriffenen Organismus und seinen andern leidenden Theilen erkennen. Zugleich müßten sich beziehungsreiche Bemerkungen einflechten über das Verhältniß des Fürsten Metternich zum Kaiser Franz, die beide zusammen ein wahrhaft und organisch zu einander passendes Paar abgegeben, und in dieser Gruppe, die sie bildeten, eine so merkwürdige und verhängnißvolle Phase des modernen Geschichtslebens bezeichnen. — —

Rotteck lebt sein Dasein in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in

der sich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des süddeutschen Charakters vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, sein Studirzimmer, das man nicht leicht eben so geräumig bei einem andern Gelehrten findet, ist ein großer Saal, in dem man sich mit aller Freiheit dem Prinzip der Bewegung überlassen kann. In seinem Gesellschaftszimmer sieht man eine Aufstellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewissermaßen die Armaturen und Kriegszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In seiner Rede ist Rotteck immer lebendig und anziehend, und ersetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünstige und oft undeutliche Organ versagt, welches letztere ihn auch in der ständischen Kammer, wo man seinen leisen und doch mächtigen Worten stets mit der größten Aufmerksamkeit zu lauschen pflegte, niemals an seinem Einfluß gehindert hat. Im Gespräch überrascht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht selten ihren scharfen Stachel in sich verbergen. So erinnere ich mich, daß bei einem Austausch von Bemerkungen über die Amnestie, welche eben der in der Lombardei gekrönte Kaiser Ferdinand erlassen, Rotteck die Freude, welche über die edle Unbegränztheit derselben geäußert wurde, lange ruhig anhörte, und sich endlich, gewiß mit dem größten Recht, folgendermaßen darüber aussprach: „Man sehe, wie weit wir herabgewürdigt und demoralisirt seien, daß man sich über etwas freuen müsse als über ein Außerordentliches, das doch nur eine Handlung der Menschlichkeit sei, die sich eigentlich ganz von selbst verstehe, und zu allen Zeiten durch die einfachste Humanität

geboten worden sei*)." — Wie richtig dies aber auch von Rotteck bemerkt sei, so bleibt es doch immer, wenn man unsere Zeit und uns selbst betrachtet wie wir einmal sind, etwas Außerordentliches, wenn ein offener Schritt unter uns geschieht, der auch die andern Staaten herausfordert, hinter den Anforderungen der Menschlichkeit des Jahrhunderts nicht ganz zurückzubleiben! —

Eine der wesentlichsten Beschäftigungen Rotteck's bildet gegenwärtig das Staats-Lexicon, an dem er, so wie sein Freund Welcker, mit den Hauptartikeln betheiligt sind, und das jetzt, obwohl in einer durch Erfahrungen und Zeitumstände gesteckten Gränze, den Vereinigungspunkt abgiebt, welchen früher Rotteck und Welcker auf den Landtagen und

---

*) Es ist bemerkenswerth, daß mit dieser einfachen, freien und natürlichen Auffassung einer politischen Amnestie Metternich selbst vollkommen übereinstimmt, denn in einem seitdem durch die Zeitungen kundbar gewordenen Briefe, welchen der Fürst Metternich an den bekannten hessischen Deputirten E. E. Hoffmann gerichtet, sagt er über die mailänder Amnestieertheilung wörtlich Folgendes: — „Der Kaiser hat einen Act der Gnade zu Gunsten reumüthiger und verirrter Unterthanen erlassen. Er konnte dies im vollen Gefühl seines Rechts wie seiner Kraft, in Mitten eines durch Ordnung, Gerechtigkeit und Milde belehrten, der Monarchie treuergebenen Volkes! Wenn der Act des sechsten September die österreichische Staatsverwaltung wirklich höher in der öffentlichen Meinung stellen sollte, so würde dies wohl nur die Folge einer bedauerlichen Unkenntniß der wahren moralischen Lage des Kaiserreiches sein; eine Unkenntniß, von welcher wir allerdings im Falle sind, häufige Beweise einzuholen, welche aber nicht minder bewährt, wie sehr in unserer Zeit das Geschichtliche und somit das Thatsächliche durch schale Polemik und Kämpfe auf dem Felde der Abstractionen verkümmert, wo nicht gar verdrängt wird! Der Act vom sechsten September gehört in unserm Regierungssystem keineswegs zu den außerordentlichen, und noch viel weniger zu denen, die auf den Effect berechnet wären."—

in den gemeinsam herausgegebenen Zeitschriften für sich und den Kreis ihrer Freunde und Meinungsgenossen fanden. In dieser Arbeit bethätigt sich zugleich vor dem Publikum ein Freundschaftsverhältniß beider Männer, das um so erfreulicher und heilbringender ist, als es zum Besten der Sache und der Ideen aus früherer Gegnerschaft sich zu diesem festen Bund erhoben hat. Denn als Welcker, nach seiner bekannten demagogischen Verdächtigung in Bonn, deren Geschichte er selbst actenmäßig dargestellt hat, von seiner dortigen Professur zurücktrat, und auf den an ihn ergangenen Ruf an die Universität von Freiburg kam, schien die Verschiedenheit, die zwischen ihm und Rotteck grundthümlich obwaltete, auch in der persönlichen Beziehung keineswegs ein freundliches Verhältniß zuzulassen. Nur die Stimmung der Julirevolution und der neue Aufschwung, welchen im Jahr 1831 das constitutionelle Leben in Baden nahm, brachten eine Annäherung unter zwei Männern hervor, welche gemeinsam zu wirken und einander zu ergänzen berufen waren.

Welcker ist eine große, Achtung gebietende Gestalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meinendes, sinnendes Gesicht, mit schönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiösen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht besser bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philosophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich sein Gegensatz von dem einseitigeren Rotteck zu Tage, den er in der theoretischen Durchdringung der Gegenstände und Richtungen immer übertreffen wird, wie dieser ihn in der praktischen Handhabung derselben. Ferner besitzt Welcker eine mehr positive Ansicht von Preußen

und der fortdauernden Bedeutsamkeit dieses Staats für die deutschen Verhältnisse überhaupt, und theilt in seiner entschieden protestantischen Richtung weder die österreichischen noch die katholischen Sympathieen seines Freundes Rotteck, wie auch immer es beschaffen sein möge mit dem Katholizismus des letzteren. Bei Welcker herrscht ein rein christliches Fundament vor, auch in seinem Verhältniß zur Zeit, indem er selbst seinen Liberalismus auf christlicher Grundlage aufzuführen gesucht hat, und, ein protestantischer La Mennais, obwohl sonst hinlänglich von ihm verschieden, doch wie dieser die Vereinigung des Liberalismus und der Freiheit mit dem Christenthum als in dessen ursprünglichster Natur gegeben behauptet. In diesem Sinne ist das Ideal seines Lebens die Entwickelung eines christlich-germanischen Staatsrechts, zu dem auch sein bekanntes Werk die Grundelemente geliefert hat, obwohl man nicht sagen kann, daß eine organische Einheit der Anschauung in Bezug auf Staat und Gesetzgebung daraus hervorspränge. Vielmehr entsteht eine Mischung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von einer durch das Christenthum eingefriedigten Lebenseinheit des Mittelalters und von neumodischer constitutioneller Praxis, welcher Mischung man zwar eine gewisse geistige Größe und Wahrheit nicht ableugnen kann, deren Realität und Verwirklichung aber zu ungewiß ist, um sich Trost für die Gegenwart oder Glauben an die Zukunft daraus zu entnehmen. Welcker ist indeß kein Träumer, oder wenn er es ist im höheren Sinne des Wortes, so verbindet er doch damit zugleich den praktischen Muth, seinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktischen Wirksamkeit dieses edlen und ausgezeichneten Mannes ist

Digitized by Google

freilich immer das Gemüth vorherrschend gewesen, und dies hat ihm sowohl den heiligen Ernst und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungestüm, womit er oft seine Sache verfolgte, verliehen. Seine Parteigenossen, und selbst Rotteck, haben ihm häufig zum Vorwurf gemacht, daß er durch Mangel an Mäßigung und durch seine zu leidenschaftliche Hingebung an das Volksinteresse dem nächsten Zweck der Sache geschadet habe, aber dies wiederfährt oft Gemüthsmenschen seiner Art, die in der Regel mehr innere Haltung und Würde in sich selbst besitzen als alle übrigen, aber, weil sie Alles mit der Gewalt des Gemüths auffassen und ergreifen, dadurch nicht selten der Leidenschaft des Augenblicks zu dienen scheinen. Hingerissen von der Bewegung ihrer Seele, die auf ihr inneres Recht und auf ihre eigene Lauterkeit vertraut und darum so rücksichtslos ist, vergreifen sie sich oft in den Formen und Worten ihres Auftretens und laufen Gefahr, daß selbst der Unbedeutendste, blos weil er kälter geblieben, sie meistert. Welcker hat aber auch in praktischen Dingen oft die glorreichsten Erfolge davon getragen. Er erschien zuerst als ständischer Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfassungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geistes überhaupt, zum ersten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und sein Dasein dem Regierungsantritt des constitutionell gesinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welcker's Beredsamkeit in der Kammer zeichnete sich besonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, so soll auch dies nicht selten dazu beigetragen

haben, ſeinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen zu benehmen. Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker beſonders ſeine berühmten Motionen auf vollſtändige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organiſchen Einrichtung des deutſchen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rauſch des deutſchen conſtitutionellen Liberalismus. Dieſe Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeſchlüſſe vom Junius und Julius 1832 in ihrem Gefolge, und die ſpäteren Landtage geſtalteten ſich immer mehr unter dem Einfluß dieſer Reaction gegen das conſtitutionelle Leben, bis man endlich jetzt dahin gekommen iſt, nur noch wie an einen Traum oder wie an ein längſt verklungenes Mährchen zurück zu denken an jene Tage, wo in Deutſchland die laute Rede erſchollen war von allen den hohen Dingen, die ſich Verfaſſungsmäßigkeit, volksthümliche Wahlen, Preßfreiheit, geſetzliche Steuerverweigerung, Miniſterverantwortlichkeit, und ſo weiter, nannten. Der von Rotteck und Welcker dargeſtellte Liberalismus gilt jetzt ſelbſt bei vielen Liberalen für etwas Veraltetes, und bei den Stabilen für ein nicht mehr zu fürchtendes Phantom. Auf den beſiegten Liberalismus muß man jetzt den bekannten Vers anwenden: victrix causa diis placuit, sed victa Catoni! Die Liberalen ſelbſt haben Vieles dazu beigetragen, den Liberalismus für jetzt zu einer beſchimpften und verlorenen Angelegenheit zu machen, nicht blos durch ihre Uebertreibungen, ſondern auch durch ihre zahlreichen Bekehrungen und Sinnesänderungen, die in ihren Reihen vorgefallen und faſt niemals mit Würde, meiſtentheils mit einem ekelerregenden Cynismus vollbracht wurden. Indeſſen wird man doch niemals dem

constitutionellen Liberalismus, wie man auch jetzt von ihm denken möge, den Werth abstreiten können, die nothwendige Durchgangsstufe der modernen Staatenbildung zu sein, und sein pädagogisches Verdienst um die Volksentwickelung wird stets größer befunden werden als die in ihm liegende Sünde der Negation. Was an dem Liberalismus ächt und wahr gewesen, wächst noch heute geschichtlich weiter mit der entschiedensten Sicherheit, sollte es auch auf der entgegengesetzten Seite und in ganz andern Formen, als man gedacht hat, in Blüthe und Frucht treten. Für den Zweck der Geschichte, welcher die Freiheit des Menschengeschlechts ist, giebt es keine ausschließlichen Formen, um dieselbe zu verwirklichen, und es ist auch kaum zu glauben, daß die constitutionelle Form schon die positive Darstellung dieses größten Endzwecks sei. Welcker selbst, obwohl ein Hauptrepräsentant des constitutionellen Liberalismus, hat diesen Glauben an den productiven Reichthum der geschichtlichen Formen, wonach man sich beruhigen kann bei jeder Form, wenn sie nur den Inhalt der Freiheit darstellt. Rotteck, in Deutschland der consequenteste Vertreter des mit republikanischen Institutionen umgebenen Monarchismus, dürfte darin weniger beweglich und weniger gläubig sein an die Zukunft der Geschichte, an den guten Willen des Schicksals, dem andere sorglose Naturen Alles anheimstellen.

VII.

Blüthe und Verfall der christlichen Malerei in Italien.

Von

Julius Mosen.

Kurz vor und im peloponnesischen Kriege, wo die Macht und Herrlichkeit der griechischen Freistaaten auf ewig zusammenbrach, und in Sokrates und Plato die Vorahnung des neuen Princips der künftigen Geschichte sich aussprach, gedieh die alte Welt, die Naturseele, durch die Kunst in idealer, äußerer Schönheit zu ihrer Vollendung. So vollendete sich auch der Geist des Mittelalters in der Malerkunst auf dem Wendepunkte, wo sich das christliche Mittelalter endigte und die neueste Zeit hereinbrach mit ihren Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerei, mit der Entdeckung von Amerika und mit der Reformation.

Inwiefern die Weltgeschichte mit Abstreifung der mittelalterlichen Idee eine neue suchte, um welche sie sich bewegen sollte, schlichtete sich von selbst der Kampf des Papstthums mit dem Kaiserthum. In gleicher Nothwendigkeit der Folge geschah es, daß in den Städten und an den Höfen Italiens

und Deutschlands und anderer Länder zugleich, und überall die tausendjährige Aloë des mittelalterlichen Lebens zur Blüthenkrone der Kunst empor schoß.

Es machte sich jetzt das alte Gesetz geltend, daß die in der Freiheit entsprossene und heran gewachsene Kunst nach dem Tode dieser ihrer Mutter hoffähig wird.

Bald sehen wir jetzt Papst, Kaiser und Fürsten als die großen Schutzherrn der Kunst; zunächst die Mediceer in Florenz, in der alten, heiligen Kunstwerkstätte.

In dieser Blüthenepoche tritt uns dort zunächst entgegen Leonardo da Vinci, ein herrlicher Mann, wunderbar ausgerüstet mit allen Gaben des Daseins an Geist und Leib.

Bei seiner ganzen Erscheinung und seinem Drang, das verschiedenartigste menschliche Wissen zu erfassen und zu bewältigen, denkt man wie von selbst an Goethe, so wie dieser auch seine Wahlverwandtschaft mit Leonardo in dem Bekenntniß, daß er sich doch am meisten von ihm angezogen fühle, zu ahnen schien.

Seiner vorherrschenden Seelenrichtung nach zart und schwärmend wie Goethe in Werther und Clavigo, und in seinen Frauengestalten fast sentimental, verbindet er diese Stimmung der Seele, welche ihn zur umbrischen Schule hinneigt, mit der Kraft des Gedankens der toscanischen Richtung.

Das ganze Leben, von dem gemeinsten und verworfensten bis zu dem edelsten Menschen und bis zu dem Erhabenen und Göttlichen, handhabte er wie ein Componist sein Handclavier.

Wie er, ſo erſcheinen ſeine Gemälde und Compoſitionen tief, mild, ſchön und edel! —

Leonardo da Vinci, welcher von Florenz nach Mailand und ſpäter nach Frankreich ging, ſtarb hier in den Armen ſeines Freundes Franz des Erſten.

Bernardino Luini, ſein Schüler, iſt ſeinem Meiſter am treueſten nachgefolgt.

Zugleich entwickelte ſich in Florenz der gewaltige Genius Michael Angelo Buonarotti, welcher nur zwei und zwanzig Jahre jünger war als Leonardo da Vinci. Er war Anatom, Architekt, Bildhauer und Maler, in jeder Eigenſchaft Meiſter. Wie von einem Dämon erſchaffen, herein geſtürzt in das Leben, ſind ſeine Geſtalten die Träger ſo wie erhabener Leidenſchaft, ſo des tiefſinnigen, ruhigen Ernſtes. Papſt Julius der Zweite beruft ihn nach Rom; — dort findet er Raum, die ſixtiniſche Kapelle an den Wänden und den Decken mit ſeinen Schöpfungen zu beleben; mit den Geſchichten der Geneſis das Spiegelgewölbe, mit den Propheten und Sibyllen die Stichkappen, mit den Ahnen der heiligen Jungfrau die Bögen darunter über den Fenſtern; Alles in einer wunderbaren, architektoniſchen Zuſammenſtimmung. Dieſe rieſige Arbeit war in drei Jahren vollendet. In ſeinem ſechzigſten Jahre malte er auf die Hinterwand dieſer Kapelle das jüngſte Gericht — übermächtig, titaniſch in den Gruppen der Verdammniß.

Von ſeinem Sterbelager aus ſah er die Kuppel der Peterskirche, welche er erbaute, emporſteigen. Das ſpirituelle Princip des alten Teſtamentes erfaßte er ſo gewaltig, daß man ſagen könnte, er habe die Geiſter deſſelben, den zornigen, eifrigen Gott und ſeine Propheten gezwungen, in der Kunſt

sich zu verleiblichen. Selbst sein Christus in dem jüngsten Gericht ist nicht der Heiland der Christen, sondern der junge Jehovah, der die ganze abtrünnige Welt, mit den Gottlosen zugleich Petrus und Paulus zu verdammen scheint.

Kann man den Michael das kunstverklärte alte Testament nennen, so ist Raphael das neue Testament.

Aber immer noch heben sich aus dem florentinischen Leben herrliche Meister der Malerkunst empor, so Baccio della Porta, als Mönch im Dominikanerkloster in S. Marco von Florenz, Fra Bartolommeo genannt. Er ist in seiner Milde Leonardo da Vinci ähnlich; das Element der katholischen Religion ist in seinen Bildern zu menschlicher Anmuth und Würde ausgeprägt. Er war der Freund des unglücklichen Savonarola, nach dessen Hinrichtung er in das Kloster ging und dort vier Jahre lang hinbrütete in seinem Schmerz, bis der junge Raphael freundlich zu ihm ging und ihn wieder zur Kunst aufrichtete. Er hauchte seinen Schmerz und zugleich sein Leben aus in dem berühmten, Grau in Grau gemalten Altarbilde in Lucca, in der Madonna della Misericordia, welche fromme Menschen mit ihrem Mantel vor dem Zorn Gottes schützt. Dieses Bild ist auch insofern bedeutend, als hier subjectiv gelöst werden soll, was Raphael objectiv hernach gelöst hat. Ist in Michael Angelo der Spiritualismus des Christenthums verdammnißfreudig, so sucht hier das sensuelle Princip in der Madonna die arme sündige Welt der Verdammniß zu entziehen.

Neben ihm hat sich sein Freund Mariotto Albertinelli durch die Ausbildung seines Styls zum Einfachen und Großartigen und durch die Wärme seiner Farbe ausgezeichnet; — ihm zur Seite steht der kindliche, phantasien-

Digitized by Google

reiche Andrea Vanucchi, Andrea del Sarto genannt, mit ſeinen ſchönſten Arbeiten im Vorhof der Kirche S. Annunciata in Florenz, in der Madonna del Sacco über dem dortigen Kloſterhof und in ſeinem Oelgemälde in Dresden: das Opfer Abrahams.

Eben ſo begann Ridolfo, der Sohn des Domenico Ghirlandajo, in der Kunſt empor zu ſtreben. Sein Freund Raphael ſuchte ihn zu bereden, in Rom Theil zu nehmen an den Arbeiten im Vatican. Ridolfo blieb in Florenz und malte nicht mehr.

Es war kurz vor der Reformation, wo die päpſtliche Macht ihren höchſten Glanzpunkt erreicht hatte, zu eben derſelben Zeit, wo mit dem Mittelalter die Skepſis der neuen Zeit den langen Kampf begann, der bis zu dieſer Stunde fortdauert.

Der Jüngling aber, in welchem die Kunſt des Mittelalters ihre Spitze erreichen ſollte, iſt

Raphael.

Als Schüler des Pietro in Perugia begann er in der ſchönen, zarten, lyriſchen Stimmung der umbriſchen Schule ſich auszubilden, ſo daß ſein Genius, indem ſpäter in Florenz die toscaniſche Richtung ihn mächtig ergriff, durch dieſe Gegenſätze geſteigert zur Verſchmelzung des ſenſuellen und ſpirituellen Princips, das Höchſte in der italieniſch-chriſtlichen Kunſt zu löſen vermochte.

Als fünfundzwanzigjähriger Jüngling wurde er von dem Papſt Julius II. nach Rom berufen, wo er mit Michael Angelo zuſammenkam, ein Genius zu dem andern.

Es war, als wenn die durch das Chriſtenthum durchſeelte Natur durch ihn und ſeine Werke ſich erlöſen wollte

aus den Feſſeln der Endlichkeit, der Sünde, der Strafe und Verdammniß in das ewig ſelige Reich der Idee. Ein wunderbar gnädiges Schickſal hob ihn mit leichter Hand über ſeine Zeitgenoſſen hoch empor zur Verklärung.

Seine großen Freskogemälde an den Wänden und an den Decken von drei Zimmern und in einem Saale im Vatican verherrlichen den Triumph der Kirche.

Die Reihenfolge der Freskogemälde an der gewölbten Decke der Logen im Vatican iſt die in Bildern zur Anſchauung gekommene Bibel.

Die Zeichnungen zu den Tapeten enthalten das Leben der Apoſtel.

Wie er in dieſen großen hiſtoriſchen Gemälden alle Richtungen der italieniſchen Kunſt vereinigt, ſo hat er wieder das Höchſte gelöſt in ſeinen Madonnenbildern, vor allen in der Madonna del Siſto, jetzt auf der dresdener Gallerie. Wie einſt Phidias in ſeiner Statue den olympiſchen Zeus, ſo hat Raphael die Mutter mit dem Kinde in Linien und Farbe als höchſten Inbegriff der Weiblichkeit zur leiblichen Anſchauung gebracht.

So hatte Raphael das Alles vollendet. Die Religion war einſt wie in Athen in die Kunſt aufgegangen; das Wort war in ihr Fleiſch geworden.

Wie auch dort, ſo ſuchte die Kunſt ſich jetzt von ihr zu befreien.

So wie Raphael die religiöſe Richtung der Kunſt beſchließt, ſo beginnt mit ihm die neue Bahn in ſeiner Geſchichte der Pſyche und in der Galathea an den Wänden der Farneſina.

In der Galathea ſcheint die Aphrodite wie vom Schlaf

erwacht, als die Ondina der alten Welt, welche eine christliche Seele erhalten hat, in neuem, eigenem Dasein, auf der Muschel über das Meer hin der neuen Zeit entgegen zu jauchzen.

Doch schon nahte der Tod dem jungen Gott der Freude.

In ernster Vorahnung seines Endes malt er die Verklärung Christi auf Tabor. Der Heiland schwebt hier in Licht und Seligkeit, erhoben über alle Zerrissenheit, die Besessenheit und alles Elend des niederen Lebens. Dieses Bild ist das letzte, welches er gemalt hat, als das höchste Gedicht, welches nur ein Genius, der schon über dem Leben steht, empfinden und wiedergeben kann. Dieses Bild, dessen tiefe Poesie und Wahrheit bis jetzt kaum Jemand ahnet, wird erst in später Zeit verstanden werden, wo sich die Dissonanzen des Christenthums zur Harmonie auflösen, wo die Sünde ein Irrthum, das Laster eine Krankheit und der Tod die Genesung sein wird.

Dieses Bild ist eine gemalte Prophezeiung von dem neuen Weltenheiland, in welchem Raphael ihm zuruft das Stichwort: Licht und Freiheit!

Als Raphael siebenunddreißig Jahre alt war, starb er; hinter seinem Sarge als Siegespanier stand dieses Bild.

So herrlich hat er das große Werk der Jahrhunderte beendet und die neue Zeit begonnen.

Sein großer Schüler Giulio Romano, stürzt nach seinem Tode wie ein zügelloses, schönes Roß in wilder, toller Freiheit dahin. Zu seinen kecken, wilden Schöpfungen fand er Raum in Mantua.

Kurz nach Raphael's Tode ward Rom von Carl von Bourbon erobert und geplündert. Die Greuel des Krieges

vertrieben die Jünger Raphael's aus Rom und zerstreuten sie in alle Gegenden Italiens.

Doch wie jeder Meister, welcher das Höchste in seiner Kunstrichtung erreicht hat, immer seine nachstrebenden Schüler zurückdrücken muß in die Manier, so Raphael seine Schüler, während die Werke Leonardo da Vinci's von selbst Schüler ihm heranbildeten, welche zur eigenen Meisterschaft gelangen sollten.

Antonio Allegri, von seinem Geburtsorte Correggio zubenannt, geboren 1494, erhielt seine Bildung zuerst in der Schule des Mantegna, ward jedoch daraus befreit und zu sich selbst gebracht durch die Werke Leonardo's.

Er ist der freigewordene Sensualist, der im Reiche der Farbe zwischen Licht und Schatten lacht und weint. Er ist der unübertroffene Meister im Zauberreiche des magischen Helldunkels. Mit wunderbar lebendigem Auge und leichter Hand verfolgt er die leiseste Bewegung der schönen menschlichen Glieder und Mienen in seinen Darstellungen.

Er empfindet wie ein schönes, lebhaftes Mädchen, das seine Schönheit kennt und damit ein wenig coquettirt. Man könnte ihn vergleichen mit Euripides, so wie Michael Angelo mit Aeschylus, Raphael aber mit Sophokles.

Sanguinisch lebt in ihm die vom ernsten Cultus der Kirche entfesselte Kunst sich aus.

Das religiöse Element ist selbst in seinen Gemälden, welche noch dem Cultus geweiht sind, von der Kunst ganz überfluthet.

Sein berühmtes Freskobild, die Himmelfahrt der Maria, welches die innere Kuppel des Domes in Parma einnimmt, ist ein Meer von wonnigen Gliedern.

Seine schönsten religiösen Oelgemälde, welche sich in der dresdener Gallerie befinden, scheinen nicht sowohl die Andacht, als vielmehr ein reines Wohlgefallen an schöner Gliederwendung und holdseligen Mienen in magischem Farbenspiel zu erwecken. Er sucht immer zu gefallen, zu rühren und zu entzücken.

Sein recht inneres, eigenes Leben kommt zum Vorschein in seinen mythologischen Compositionen, wie in dem Jagdzug der Diana im Saale des Nonnenklosters von S. Paolo in Parma, und in seinen Staffeleibildern, in der Jo, der Danae und in vielen andern, welche er wie im Jubel der fröhlichsten, harmlosesten, sinnlichen Lust auf die Leinwand hingegossen hat.

War so in Correggio der Sensualismus noch getragen vom Gemüthsleben, so ward jetzt die Kunst in Venedig einzig angezogen vom schönen leiblichen Dasein. Sie tritt aus dem mährchenhaften Dämmerlichte Correggio's in die freundliche Tageshelle des gegenwärtigsten Lebens. Das warme Sonnenlicht ist die Seele der venetianischen Malerkunst. Verleiblicht ist diese Kunstrichtung in dem Schmelz der Oelfarbe.

In den beiden großen Schülern Bellini's, Giorgio Barbarelli di Castelfranco (Giorgione genannt) und in Tiziano Vecellio kommt dieses Princip zum Durchbruch und zur höchsten Verklärung.

Wie das politische Leben der Republik Venedig kühn, mit einem morgenländischen, phantastischen Anstrich und doch in strenger Zucht eiserner Herrscherkraft, so ist das Leben, welches sich in den Gemälden Giorgione's ausspricht, in streng gebändigter Leidenschaft glühend und phantastisch in venetianischer, äußerlicher Pracht.

Sein tüchtiger Schüler war Sebastiano del Piombo, sein Nachahmer Jacopo Palma vecchio. Er starb sehr jung und mußte die Lösung seiner großen Aufgabe seinem Mitschüler und Nebenbuhler Tizian überlassen; das neidische Schicksal reichte ihm die Todtenkrone für den Siegeskranz.

In Tizian hat die Kunst sich ganz befreit von den Satzungen der Kirche in der Verklärung des Fleisches, im bittersüßen Gefühl der Sättigung am Genuß des leiblichen Daseins.

Mit Tizian, dem Freunde Arioſto's, schließt sich in Carl dem Fünften, dessen Zeitgenosse er ist, das Mittelalter ab.

In seiner Himmelfahrt der Maria, jetzt in der Akademie von Venedig, wird das irdisch schöne Weib vom Sturme empor getragen in die Arme Gottes.

Diese irdische Maria ist die Muse seiner Kunst.

Den höchsten Triumph des leiblich schönen Daseins in Licht und Farbe hat die venetianische Kunst gefeiert in einem seiner Venusbilder in der Tribune der Uffizien in Florenz, wo das göttliche, nackte Weib vor einem hellen Hintergrunde in klarem Licht auf weißem Lager in leuchtender Farbe und in süßer Genüge ihres Daseins hingegossen ruht.

Neben Giorgione und Tizian entwickelte sich unabhängig Giovanni Antonico Regillo da Pordenone in Composition ruhender und ruhiger Gestalten und in weicher Modellirung des Nackten.

Einer der vorzüglichsten Schüler Tizian's ist Jacopo Robusti, Tintoretto genannt, welcher sich einen eigenen Weg zu bahnen suchte. Sein Wahlspruch: „Die Zeichnung des Michael Angelo, Colorit von Tizian!" charakterisirt seine Gemälde, ohne daß er den Einen oder den Andern erreicht hat.

Zugleich mit diesen Nachfolgern Tizian's blühte die Kunst in Verona in edler, selbst großartiger Copirung des Lebens und der Natur mit tüchtiger Technik. Der Repräsentant dieser Richtung, welche das geistige Element der Religion, so wie selbst die zum Idealen gesteigerte Sinnlichkeit preis giebt und sich nur an die malerische Erscheinung der Gegenwart hält, ist vor Allen Paolo Caliari (Paolo Veronese).

Da er sich nach Tizian gebildet hat, so kann man ihn dessen Schüler nennen. Die große Auffassung des Lebens in seinen Gemälden, verklärt durch die Pracht der Farbe in den reichen Gewandungen, die Durchsichtigkeit in den Schatten und die Kraft des Lichtes, alle diese Elemente zusammen machen ihn vorzugsweise zum Historienmaler der Wirklichkeit.

Viele seiner Werke machen denselben Eindruck wie die historischen Festschauspiele des zu gleicher Zeit lebenden Shakspeare's, ohne daß man an den großen Humor dieses Dichters denken darf. Seine Gemälde geben die Poesie der irdischen Herrlichkeit wieder. Festpompe innerhalb geschmückter, architektonischer Räume mit prachtvollen Menschen, im Genusse ihres aristokratischen Daseins, bringt er mit Vorliebe zur Anschauung.

Von dieser Auffassung des wirklichen Lebens war nur ein Schritt zur Darstellung des gemeinen Lebens — zu den Genre-Bildern. Jacopo da Ponte (Bassano nach seiner Vaterstadt genannt) bezeichnet diese Stufe des Verfalls der italienischen Kunst.

Wie mit dem sechzehnten Jahrhundert das Mittelalter gleich einer reifen, mürben Frucht vom Baum des Lebens abfiel, so auch die italienische Kunst.

Mit dem Verfall derselben entsteht durch die Vermittlung des schnellfertigen Giorgio Vasari aus Arezzo die erste Akademie. Er ist zugleich der Geschichtsschreiber der italienischen Künstler.

In Florenz, Rom und in Siena schien um diese Zeit die Kunst wie die Flamme einer ausgebrannten Lampe zu verlöschen, und dennoch zuckte sie noch einmal hellleuchtend auf, ehe sie für immer verwehte.

Aus den Stürmen der Reformation hatte der Jesuitismus das Papstthum gerettet.

Eine große Restaurationsperiode beginnt und mit ihr in der Kunst die sogenannte Schule der Eklektiker und die Schule der Naturalisten.

Suchten die ersteren nach den verschiedenen älteren Malermeistern wie nach Mustern zu malen, so schlugen die letzteren einen neuen Weg ein in frappanter Auffassung der Wirklichkeit.

Lodovico Caracci sucht die Kunst wieder herzustellen mit seinen beiden Neffen Agostino und Annibale Caracci, mit welchen er in Bologna eine Kunstakademie errichtete und dort Unterricht ertheilte, wie er noch heute in unsern Kunstakademien ertheilt wird, nach Modellen und Gypsabgüssen und willkürlichen Kunstrecepten.

Unter ihnen hebt sich Annibale hervor, welcher mit Massen Wirkung zu machen suchte, wie später Bernini in der Baukunst.

Aus dieser Schule ging Domenico Zampieri, genannt Domenichino, hervor, in welchem der Geist der alten Kunst in schöner, heiterer Auffassung der Natur wieder lebendig zu werden schien, obschon er häufig wieder zu effecthaschenden Schaustellungen manierirt herabsinkt.

Digitized by Google

Sein Nebenschüler war Francesco Albani, dessen Gemälde mit Vorliebe freundliche Kinderspiele darstellen; ferner Andrea Sacchi, dessen bestes Bild der heilige Romuald unter seinen Klosterbrüdern im Vatican ist, ohne jedoch mit den alten Meistern einen Vergleich aushalten zu können, vor Allen aber Guido Reni, welcher mit allen Eigenschaften begabt war, welche nur je einen Menschen zum Künstler zu stempeln vermögen, und dennoch versagte ihm die Ungunst seiner Zeit die Erreichung des höchsten Zieles. In seinen Jugendwerken großartig, später schön und harmonisch, leidet er an dem Streben nach einem Ideale, welches aus seiner Zeit entwichen war.

Doch hat er in seinem Deckengemälde im Palast Rospiglieśi in Rom — Aurora und der Sonnengott — vielleicht das Höchste geleistet, was in dieser Zeit möglich war.

In diesem Bilde scheint das entwichene Ideal, das der Künstler suchte, ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirn gedrückt zu haben.

Neben ihm steht Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guercino da Cento, in kräftiger Auffassung malerischer Momente in seinen früheren, und in weicher Anmuth in seinen spätern Bildern.

Wie die Schule des Caracci, so entstanden anderwärts ähnliche Kunstakademien in gleichen Richtungen; so in Mailand und in Rom, wo der idyllische Frederigo Barocci in zarter schöner Farbe malte. Auf gleiche Weise bildete sich Cristofano Allori in Florenz, welcher mit seinem Oelgemälde: Judith mit dem Haupt Holofernes — für immer zu den Meistern seiner Kunst gehört.

Es war, als wenn aus Florenz, ihrem Stammhause,

die italienische Kunst nur schwer und schmerzlich sich trennen könnte.

Noch zuletzt bei ihrem Abschiede wird sie von treuen Jüngern umdrängt, unter ihnen ist Carlo Dolce, durch dessen Beinamen die Weise seiner Malerei sich charakterisirt, hervorstehend.

Er war der letzte Eklektiker, welcher mit Ehre genannt wird.

Länger als diese Schule erhielt sich die der Naturalisten, welche die Leidenschaft, wie sie sich auch zeigen mochte, darzustellen suchten, ohne Rücksicht auf Muster alter Bilder.

Sie charakterisiren das Leben der Italiener, wie es noch heute ist, aufgelöst zu Individuen mit heißem Blute, aber ohne irgend einen Haltpunkt in der Religion oder der Geschichte.

Dieses Leben der individuellen Leidenschaft brachte Michelangelo Amerighi da Caravaggio in der Kunst hauptsächlich zur Anschauung. Wie sich in der neueren Zeit dieses Sinnenleben in Neapel concentrirte, so wählte auch dort die Kunst, welche dieses Leben zur künstlerischen Anschauung brachte, ihren Sitz. Dort lebte der Spanier Giuseppe Ribera (lo Spagnoletto genannt), welcher die Fußtapfen Caravaggio's verfolgte. Aus dieser Schule ging der Schlachtenmaler Aniello Falcone und der wilde Salvator Rosa hervor, welcher mit seinen Mitschülern, unter dem Namen der Compagnia della Morte, mit den Neapolitanern in dem Aufstand Masaniello's gegen die spanische Herrschaft losbrach und nach dessen Sturz nach Rom entfloh. Seine Bilder sind wie sein Leben und sein Charakter wild und finster.

Wie das letzte historische Leben in Italien phantastisch

in der Empörung Masaniello's zum letztenmal aufflackerte und die große italienische Geschichte des Mittelalters endlich schmachvoll ausläuft in unheimliche Banditengeschichten, so schließt auch die Geschichte der italienischen Kunst sich ab durch Salvator Rosa in seinem Bilde: Die Verschwörung Catilina's und in seinen düstern Landschaften mit wilden Schluchten und Gebirgen und einsamen, finstern Räubergruppen.

So starb das historische Leben, zugleich die Kunst in Italien.

VIII.

Oesterreichisches Culturleben.

Von

F. E. P.

1.

Die Geistlichkeit.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo eine Partei, die sich das Monopol der Katholizität zueignet, und die Religion für sich allein gepachtet zu haben glaubt, den finstern Geist herauf beschwören will, aus dem der dreißigjährige Krieg und Deutschland's Zerrissenheit und Erniedrigung hervorging, blickt nicht nur jeder denkende Katholik, sondern überhaupt Jeder, dem die wahre Religion am Herzen liegt, mit wehmüthigem Bedauern auf eine Periode zurück, in der für die katholische Kirche Deutschlands die Bahn zu einer würdigen und edlen Zukunft gebrochen wurde, ohne daß es ihr bis jetzt gelang, das Ideal zu verwirklichen, welches den erleuchteten Männern jener wie aller Zeiten vorschwebte. Wir meinen das Zeitalter Kaiser Joseph's II., dessen Leben der Aufgabe geweiht war, sein Volk geistig zu erheben. Wenn

es ihm auch nicht vergönnt war, diese Aufgabe ganz zu lösen, so war doch das Opfer seines Daseins, das in ungewöhnlicher Kraftanstrengung erlag, nicht fruchtlos, und der Same, welchen er ausstreute, wurde nicht vom Winde verweht. So kommt es, daß die ultramontanen Tendenzen bei Oesterreichs Klerus und Volk wenig Anklang finden und diese bereit sind, jeder Leitung auf das freudigste zu folgen, welche ihnen in Joseph's Geiste vorgezeichnet wird. Begreiflicher Weise kann dies in Oesterreich nur von der Regierung ausgehen, und wie sehr man sich auch bemüht, diese als römisch gesinnt darzustellen, so ist doch ihre Selbstständigkeit entschieden, und es ist gewiß, daß sie im Kreise ihrer Wirksamkeit nie das Aufkommen einer Partei gestatten wird, welche nur kriecht und schmeichelt, um dann desto unbeschränkter tyranniſiren zu können. Wir könnten zum Beweise dieser Ansicht mehrere Thatsachen bringen, die wohl Niemand in Abrede zu stellen vermag. So z. B. besteht in Oesterreich der Orden der Ligorianer schon seit beinahe zwanzig Jahren, aber ihr Einfluß ist Null, und jeder, der Oesterreich und zunächst die Orte, in welchen sie Kollegien oder Rektorate haben, nur einigermaßen kennt, kann sich überzeugen, wie sehr die Volksstimmung ihnen entgegen ist. In Wien äußert sich diese von jeher in Bonmots; so sagte man z. B., der Kaiser Joseph bekomme stets Ueblichkeiten, wenn ein Ligorianer über seinen Platz gehe (wo des Kaisers Reiterstatue steht). Ein Bischof, dessen geistige Eigenschaften ihn zu einer Zierde seines Standes machen, weigerte sich auf das bestimmteste, sie in seine Diözese aufzunehmen, und es bedürfte nur eines Federzuges von Oben, um ihrer Existenz als Orden in Oesterreich ein Ende zu machen, ohne daß sich

eine Stimme des Bedauerns deswegen erhöbe. — Nicht besser geht es den Jesuiten; in Grätz, wo sie ein Noviziat errichtet haben, ruft der Anblick dieser Herren, die dort wie in ganz Inneröſterreich noch von den Zeiten des Erzherzogs Ferdinand her durchaus nicht in gesegnetem Andenken sind, zuweilen öffentliche und auffallende Zeichen der Mißbilligung hervor, und sie stehen, trotz ihres hohen Protektors, des Bischofs Roman Sebastian Zängerle, eben so gemieden und eben so allein wie dieser mitten unter einer gebildeten, aufgeklärten und lebensfrohen Bevölkerung. Zwar wiederholen sich die Gerüchte, deren Ursprung übrigens nicht schwer zu finden ist, von Jahr zu Jahr, daß ihnen die Leitung der Studien anvertraut werden soll; allein es ist eben so wenig im Ernst daran zu denken, als an eine Wiedereinführung der Folter. Wir zweifeln, ob im ganzen großen Reiche eine Stadt oder ein Städtchen geneigt wäre, 30,000 fl. in Aktien zur Gründung einer jesuitischen Erziehungsanstalt anzulegen, oder um eine solche zu petitioniren, und die Regierung ist weit entfernt, die alten reich dotirten klösterlichen Institute, aus denen ein großer Theil der Lehrer gewählt wird, zu Gunsten eines Ordens außer Thätigkeit zu bringen, der in der Geschichte mindestens zweideutig dasteht. Außer dem beschränkten Boden nun, den diese beiden Vorposten des Romanismus inne haben, hat dieser wenig von dem Terrain zurück erobert, das man ihm in den Jahren 1780—90 abgenommen. Denn die übrige regulirte Geistlichkeit neigt sich in Oesterreich auf jene Seite, welche nicht will, daß den Nachkommen das verloren gehe, um dessen willen ihre Voreltern gekämpft und geblutet; sie setzt ihren Beruf nicht allein in Messelesen und Chorbeten, trotz des inappellablen

Ausspruches, daß diese beiden Dinge mehr werth seien, als Seminarien, Spitäler und Schulen, und dieser Gesinnung, der lobenswerthen Thätigkeit, welche sie in wissenschaftlicher Beziehung, im Erziehungswesen entfaltet, hat sie es zu verdanken, daß man nicht mit Neid und Scheelsucht auf ihren durch Jahrhunderte behaupteten Wohlstand blickt, und im Ganzen damit zufrieden ist, die Bildung der Jugend großentheils in ihren Händen zu sehen.

Unter den ältern Mitgliedern des Sekularklerus finden sich noch Manche, die aus den Generalseminarien Kaiser Joseph's hervorgegangen; und wenn es auch zu bedauern ist, daß ihre Zahl mehr und mehr schwindet, so wachsen doch unter der jüngern Saat einige Halme frisch und kräftig empor, welche für den Tag der Erndte fruchtbare Aehren versprechen. Der Geist des Volkes — und aus diesem geht der Klerus hervor, in ihm wurzelt er — duldet nicht jene Kopfhängerei, jene finstere Verdammung jeder freien und heitern Bewegung, jene Demuth, welche sich scheut, einem Manne gerade und offen ins Auge zu schauen; er will, daß der Geistliche unter und mit ihm lebe, daß er sich mit ihm freue und betrübe, und wartet nur, bis die letzte Scheidewand, welche eine Zeit, die nicht die unserige war, zwischen Laien und Klerikern aufführte, fällt, um sich ganz mit ihm zu verschmelzen. Diese Scheidewand ist es auch, welche es dahin kommen ließ, daß ein Stand, welchen alle Völker und Zeiten an die Spitze des gemeinen Wesens stellten, sich fast nur mehr aus den untersten Klassen der Gesellschaft ergänzt, daß ihn beinahe nur jene wählen, denen äußere Verhältnisse oder geistige Unfähigkeit jede andere Bahn zum Fortkommen oder Broderwerbe verschließen. Der höhere Adel wird kaum

mehr in demselben repräsentirt; die Söhne der Beamten, des vermöglichen Mittelstandes folgen den Berufsarten ihrer Väter, und so bleibt nur der Sohn des armen Landmannes übrig, und der schwarze Rock sinkt in die Kategorie des weißen herab — er wird zum ultimum refugium. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß nicht auch aus der Hütte des Bauers achtungswürdige, gelehrte und gebildete Geistliche hervorgehen können; allein Niemand wird in Abrede stellen, daß eine sorgfältige Erziehung, eine mit den Forderungen, welche die heutige Welt an jeden durch Amt und Würde höher gestellten Mann richtet, von früher Jugend an vertraut gemachte Bildung in jener niedern Sphäre selten gefunden, und schwer zu ersetzen, dem Geistlichen aber eben so nothwendig und wünschenswerth sind, wie dem in andern parallelen Wirkungskreisen sich Bewegenden. Die Schuld an diesem Unglück, können wir sagen, haben sich jene zuzuschreiben, welche durch Aufrechthaltung und heuchlerische Vertheidigung eines grausamen und thörichten Gesetzes die Geistlichkeit zum Staat im Staate machen wollten, aber damit nur bewirkten, daß aus den Braminen Parias wurden, von denen sich die höhern Kasten verachtend abwenden, vor deren Berührung sie sich zurückziehen, und sie so zwingen, eine Lebensweise zu ergreifen, welche sie entweder zu düstern, menschenfeindlichen, jeder Schwärmerei zugänglichen Anachoreten, oder zu verworfenen Wüstlingen macht, die in Trunk und geheimer Wollust zu vergessen suchen, daß die Gesellschaft sie verstößt. Bald ähneln sie dann in Rohheit der Sitte und des Geistes denen, auf deren Umgang sie allein beschränkt sind, und der geringste Dorfbeamte dünkt sich klüger und besser, als sein geistlicher Hirt. Wo That-

Digitized by Google

sachen sprechen, müssen Deklamationen verstummen; und diese Thatsachen werden so lange sprechen, bis ihr Grund, und wir erklären es wiederholt — ihr einziger Grund weggeräumt, und der katholische Geistliche in einem der schönsten und reinsten Vorrechte des Menschen, im Familienleben, dem Laien gleichgestellt ist.

Für die wissenschaftliche Bildung des katholischen Klerus bestehen in Oesterreich theologische Lehranstalten, theils an den Universitäten und Lyzeen, theils in einigen Stiftern, wie Admont, Klosterneuburg u. s. w. Die Dauer des Lehrkursus ist auf vier Jahre festgesetzt, und die Gegenstände sind so vertheilt, daß im ersten Jahre die ganze Kirchengeschichte, die hebräische Sprache mit Einleitung, Archäologie und Exegese des alten Testaments, im zweiten das Kirchenrecht, mit Einleitung und Exegese des neuen Testamentes, im dritten Dogmatik und Moral, im vierten Pastoral, Katechetik und Pädagogik vorgetragen werden, wozu auch praktische Uebungen kommen. Die Professoren lesen in der Regel nach eigenen Heften, denen die vorgeschriebenen Lehrbücher zum Grunde liegen. Wo solche fehlen, und dieses ist namentlich bei der Kirchengeschichte und dem Kirchenrecht der Fall, bleibt ihnen freierer Spielraum, und so kommt es, daß man neben Vertheidigern päpstlicher Unfehlbarkeit freimüthige Verfechter josephinischer Grundsätze findet. Fromme Seelen haben freilich keinen Anlaß mehr, sich darüber zu ärgern, daß ein im Index stehendes Buch zum Leitfaden der Vorlesungen dient; aber seine Grundsätze sind darum doch die herrschenden und in der Praxis die allein geltenden, gegen die es keinem einfällt, sich aufzulehnen, um damit die goldenen Sporen zu verdienen, wenn es auch hie und da an

Digitized by Google

hyperorthodoxen Stoßseufzern und soi-disant frommen Wünschen nicht fehlen mag, die aber ungehört und unerfüllt in der blauen heitern Gottesluft verhallen. In den Seminarien muß jeder Studirende der Theologie wenigstens das letzte Jahr verweilen; gewöhnlich bringt er jedoch darin mehrere, auch alle vier Jahre zu, da dem Unbemittelten, und die meisten sind es, eine Anstalt willkommen ist, die ihn aller Nahrungssorgen überhebt. Sie werden von zwei, auch drei Geistlichen, die den Titel Direktor, Spiritual, Vicedirektor führen, geleitet, und der in ihnen herrschende Geist ist je nach diesen verschieden. Mit Bedauern müssen wir es sagen, daß in mehreren derselben der Heuchelei zu viele Chancen geboten, dem Günstlingswesen zu wenig Hindernisse in den Weg gelegt, und so offene, die oft zu engen Schranken manchmal überspringende Talente zu Gunsten von Schleichern und Angebern zurückgesetzt werden. Andere Uebelstände sind wohl auch schon häufig gerügt worden, und die wenigen überlebenden ehrwürdigen Geistlichen, welche ihre Bildung in den Generalseminarien erhielten, haben, als wir sie kennen lernten, in uns den Wunsch reger gemacht, auch diese Einrichtung Joseph's in angemessener Form wieder aufleben zu sehen.

2.

Das Schulwesen.

Man wird sich wohl kaum verhehlen können, daß Oesterreich, ein Staat von dreiunddreißig Millionen Einwohnern,

gegen das übrige Deutschland in Bezug auf wissenschaftliche Cultur weit zurückstehe? Nach meiner Meinung ist der Grund der wissenschaftlichen Thatlosigkeit vorzüglich in dem Zustande des Schulwesens zu suchen, der freilich mit dem herrschenden allgemeinen Geist wesentlich zusammenhängt. Ich beschränke mich auf die sogenannten gelehrten Schulen, und spreche daher nicht von den Volks- oder, wie man sie in Oesterreich heißt, deutschen Schulen. Diese sind zahlreich, gut organisirt, und der Lehrplan hat viele Vorzüge, wenn auch die bessere Einrichtung mancher Schulbücher zu wünschen wäre, und der Einfluß der Geistlichkeit, welcher das Gesetz die Leitung derselben in scientifischer, moralischer und religiöser Beziehung ausschließlich übergiebt, auch hier etwas beschränkt und den Lehrern mehr Spielraum gelassen wäre.

Auf Erlernung der Anfangsgründe alles menschlichen Wissens werden vier bis sechs Jahre verwendet, und hat nun der Knabe die deutschen Schulen absolvirt, so wird im Familienrathe verhandelt, was ferneres mit ihm zu machen sei. Sind die Aussichten und Verhältnisse nicht ganz niederschlagend, so geht der Beschluß wohl dahin, man müsse ihn studiren lassen. Darunter wird nun ganz und gar nicht verstanden, daß man die Absicht habe, den Knaben gelehrter, verständiger, besser machen zu lassen, was er ohnedies in den Schulen nicht in sehr hohem Grade werden kann; er soll blos so viel Zeugnisse erhalten, als nothwendig ist, um sich dann zur Theologie, Jurisprudenz oder Medizin wenden zu können. Er tritt nun zuvörderst in das Gymnasium ein, wenn er das gehörige Alter hat, denn Knaben unter zehn Jahren sind zu jung, über vierzehn zu alt, um die Vor-

Digitized by Google

hallen des Tempels der Wissenschaften, d. h. desjenigen, welcher in Oesterreich sich erhebt, zu betreten.

Das Gymnasium ist eine Anstalt, an welcher man durch sechs Jahre in der christkatholischen Religion unterrichtet ward, und nebenbei auch Griechisch und Latein, Geographie und Geschichte, Archäologie und Arithmetik lernen kann. Das wäre nun Alles recht schön, wenn es nur auch wahr wäre. In der griechischen Sprache bringt man es kaum weiter als bis zum Lesen, und das Latein wird den Schülern durch immerwährendes Ausarbeiten von Pensen und Einlernen der Regeln so verhaßt, daß sie es als ein eigentliches Marterwerkzeug betrachten. Von dem, was man klassisches Studium nennt, ist dabei keine Rede. Geographie ist in der ersten Klasse ein Kompendium mathematischer und astronomischer Definitionen, welche den Schülern jetzt noch unmöglich deutlich gemacht werden können und in der folgenden eine trockene Aufzählung statistischer Merkwürdigkeiten, Geschichte durchaus nur eine magere Nomenklatur von Regenten, Kriegen und Friedensschlüssen, wenn man auch die im letzten Jahre vorkommende alte Geographie und Geschichte ausnimmt. Archäologie wird vernachlässigt, und in der Arithmetik kaum mehr vorgetragen, als die vier **Spezies, kurz so viel, als ein Knabe von mittelmäßigem Talent in drei Monaten leicht erlernen kann. Naturlehre und Naturgeschichte, zwei für die Jugend so interessante Fächer, machen nach dem jetzt in Kraft bestehenden Studienplan keinen Gegenstand des Unterrichts mehr aus.**

Damit beschäftigt man sich sechs Jahre lang, und auf daß Niemand früher gelehrt werde, ist es verboten, die Prüfungen über all' diesen Kram in kürzerer Zeit zu machen.

Aus dem iſt wohl leicht zu erſehen, wie es mit dem zweiten Grade der Vorbildung für Leben und Wiſſenſchaft beſchaffen ſei; doch eben ſo wenn nicht ſchlimmer ſieht es bei der weitern Ausbildung aus. Man hat das Gymnaſium abſolvirt und tritt in die philoſophiſchen Studien ein. Nun, die Benennung iſt anmaßend genug, was aber iſt hinter ihr? Sehr wenig. Die philoſophiſchen Studien beſtehen aus zwei Jahrgängen, in deren erſtem Logik, Metaphyſik, Arithmetik, Geometrie, Philologie und Religionsphiloſophie, im zweiten ditto Religionsphiloſophie, Moralphiloſophie, Naturlehre und Philologie als obligate Gegenſtände vorgetragen werden. „Obligat" iſt ein Kunſtausdruck und bezeichnet die Vorleſungen, zu deren Beſuch alle Studirenden verpflichtet ſind. Diejenigen, welche Schulgeld (eine jährlich dem Aerar zu entrichtende Summe von achtzehn Gulden Conventionsmünze) zahlen, erlangen dadurch das Recht, etwas unwiſſender zu ſein als die Uebrigen und brauchen Welt- und Naturgeſchichte nicht zu hören, zwei Wiſſenſchaften, welche alſo nur wie Anhängſel betrachtet werden. Hierzu kommt noch die ebenfalls dem Privatfleiß überlaſſene Erziehungskunde*), Landwirthſchaftslehre, und auf Univerſitäten Aeſthetik, Geſchichte der Philoſophie, öſterreichiſche Staatengeſchichte, Diplomatik, hier und da auch die franzöſiſche, italieniſche, engliſche und wohl auch eine ſlaviſche Sprache. Dieſe Vorleſungen ſind die einzigen, welche gehalten werden, denn das Inſtitut der Privatdozenten oder **Lektoren findet ſich an keiner Fakultät.**

---

*) Es iſt charakteriſtiſch, daß der Beſuch dieſer Vorleſung nur den Studirenden der Theologie zur Pflicht gemacht iſt.

Das eben Angeführte gäbe kein ganz unerfreuliches Bild, doch darf man sich ja nicht vom ersten Eindruck einnehmen lassen, denn er täuscht, wenigstens hier.

Nimmt man auf die Anstellungsart der Lehrer Rücksicht, so können die Mängel dem unbefangenen Auge nicht entgehen. Bei der Besetzung der Lehrkanzeln nimmt man in der Regel nicht auf literarischen Ruf und Kenntnisse Bezug. Diejenigen, welche eine Lehrerstelle aspiriren, sind zwar gehalten, einen sogenannten Konkurs zu machen, d. h. einige ihnen vorgelegte Fragen schriftlich zu beantworten und einen mündlichen Vortrag zu halten, doch dadurch wird nichts bezweckt, indem selten auf die Antworten, sondern gewöhnlich auf ganz andere Dinge gesehen wird. So geschieht es, daß Lehrer angestellt sind, welche man anderswo kaum zu famulis brauchen könnte. Es wäre leicht, Beispiele von allen Universitäten und Lyzeen anzuführen, ni odiosa essent.

Eben so wenig die Selbstthätigkeit der Lehrer wie der Schüler befördernd ist das durch alle Unterrichtsanstalten geltende Gesetz, sich an die vorgeschriebenen Lehrbücher zu halten, welches seit einiger Zeit besonders streng eingeschärft wurde. Diese Lehrbücher sind nun sehr verschiedenartig und wechselnd; einige wollen behaupten, die früher gebrauchten seien meistens besser gewesen und die neuern hätten ihr Dasein weniger den Fortschritten der Wissenschaften als finanziellen Spekulationen zu danken. Ich führe einige dieser Lehrbücher an:

Im Gymnasium sind sie anonym, fast ausschließend Piaristenmachwerk.

Die Religionsphilosophie wird nach einem, aus dem

großen Werke Frint's von Leonhard gefertigten Auszug vorgetragen. Die Welt kennt Frint als den Gründer des in Wien bestehenden höheren Bildungsinstitutes für katholische Geistliche und als Verfolger Bolzano's und des Bischofs von Leitmeritz, daher muthe ich auch Niemanden zu, seine zahlreichen religionsphilosophischen und nicht philosophischen Werke zu lesen und enthalte mich jedes Urtheils darüber. Uebrigens sind sie vom Papst gebilligt.

Philosophie wird nach Carpe gelesen. Ich bürge nicht für die Richtigkeit dieses Namens, und weiß auch nicht, welcher Schule er angehört. Einige sagen, er sei ein Eklektiker d. h. er habe überall das Schlechteste herausgesucht; aber wie gesagt, ich weiß es nicht. Doch zeigt die Erfahrung, daß er durchaus nicht gefährlich ist, denn er hat keine Anhänger.

Appeltauer's Mathematik ist freilich schon alt und schwach, aber — transeat.

Die Naturlehre Baumgartner's ist den Gelehrten vom Fach vortheilhaft bekannt, wenn es auch zu bedauern ist, daß die Herausgabe des Ettinghausen'schen Werkes ins Stocken gerieth.

Eine, verschiedene Abschnitte aus griechischen und römischen Klassikern enthaltende Chrestomathie dient den Vorlesungen über Philologie zur Grundlage. Sie gehen, wie schon angedeutet wurde, durch beide Jahre des philosophischen Studiums fort, allein man kann durch sie, selbst bei dem besten Willen mancher Lehrer, nicht einmal gründliche Sprach-, viel weniger philologische Kenntnisse erlangen. Davon ist nun vollends gar keine Rede, daß man in den Geist des Alterthums eingeweiht werde.

Naturgeschichte ist ein harmloses Studium, man hat noch für kein approbirtes und censirtes Lehrbuch gesorgt.

Und endlich die Weltgeschichte! Clio hat den Verfertiger des vorgeschriebenen Leitfadens in ihrem Labyrinth sicher nicht begeistert. Es ist Dr. Jakob Brand, allein damit hat es keine Gefahr, an seinem Buche entzündet man sich nicht. Es ist ein Register der Fürsten, welche regiert, der Kinder, welche sie gehabt, und der Kriege, welche sie geführt haben und schließt sich so würdig an die einzelnen Lehrbücher im Gymnasium an. Man sollte es alphabetisch einrichten; dem Gedächtniß zur Schonung.

So also wird dem österreichischen Professor sein Amt sehr erleichtert und nirgends wird einem der Titel von Lamettrie's Buche: **L'homme machine**, klarer als hier. Ein sich streng nach den Vorschriften haltender Professor setzt sich auf den Katheder, nimmt das vorgeschriebene Lehrbuch zur Hand und liest daraus während der vorgeschriebenen Stunden auf die vorgeschriebene Weise. Dieses wiederholt er alle Jahre, so lange, bis er entweder in seinem Berufe stirbt, oder mit dem Titel eines k. k. Rathes pensionirt wird.

Nach jedem Semester finden Prüfungen Statt. Ist dies auch in den untern Schulen zu billigen, so halte ich es doch in den höheren für mehr oder weniger unzweckmäßig. Denn dadurch geschieht es, daß die Studirenden, anstatt sich um die Erlernung der Wissenschaften ernstlich zu bekümmern, nur durch allerlei unwissenschaftliche Mittel dahin trachten, gute Zeugnisse zu erhalten, weil sie wissen, daß man sie bei ihrem Eintritt in Staatsdienste u. s. w. nicht um ihre Kenntnisse, sondern um ihre Zeugnisse fragt.

Alle Professoren, mit Ausnahme einiger Ordensgeist-

Digitized by Google

lichen, sind vom Staate besoldet, und haben von den Studirenden für ihre öffentlichen Vorlesungen kein Honorar zu beziehen. Dies ist auch recht gut, so lange die gegenwärtige Einrichtung des Schulwesens fortbesteht; denn wäre es nicht der Fall, so würden die Lehrer, um mehr Schüler an sich zu ziehen, einander nicht durch Entfaltung von ausgebreiterem Wissen, sondern dadurch zu übertreffen suchen, daß sie bei möglichst geringer Quantität von Kenntnissen der Schüler die möglichst besten Zeugnisse ausstellen. Die Gehalte der Lehrer sind sehr verschieden; diejenigen unter den Gymnasiallehrern, welche am schlechtesten bedacht sind, bekommen vierhundert Gulden Conventionsmünze, Professoren der philosophischen Studien können bis tausend Gulden steigen. Doch giebt es Professoren der Philosophie, welchen der Staat jährlich nicht mehr als sechshundert Gulden zuwirft.

Und doch giebt es eine Partei in Oesterreich, welcher selbst dieses verkümmerte wissenschaftliche Leben noch zu üppig ist. Sie besteht aber, Gott sei Dank! größtentheils nur aus Leuten, welche die Tonsur nicht blos haben, sondern auch tragen. Diese blicken sehnsüchtig nach den Jesuiten und würden im Nothfall auch mit den Ligorianern vorlieb nehmen. Einer ihrer Lieblingswünsche besteht darin, daß der Religionsunterricht noch mehr ausgedehnt würde, und zwar selbst auf die juridischen und medizinischen Jahrgänge. Man brauchte, wie sie in der Einfalt ihres Geistes meinen, keine neuen Lehrbücher zu fabriziren, sondern nur eine neue Auflage (etwa von dreiunddreißig Millionen Exemplaren) des Katechismus des ehrwürdigen P. Canisius zu veranstalten. Herr, erlöse uns vom Uebel!

Digitized by Google

3.

Die Aristokratie.

Nur die englische und österreichische Aristokratie hat den Sturm der Revolution überlebt. Die spanischen Grandes, jene stolzen Großen, die vor ihrem Gebieter mit bedecktem Haupte standen, sind zur Fabel geworden, der Ueberrest des ancien régime schmollt im Faubourg St. Germain, oder lebt in freiwilliger Verbannung, Venedigs goldenes Buch schloß sich für immer, und die Paläste seiner Nobili stehen leer, die Mediatisirten Deutschlands schreiben Bücher gegen constitutionelle Verfassungen, reisen für Geld, oder kämpfen in irgend einer Ständeversammlung um ungeschmälerte Bewahrung der Jagdrechte, die Patrizier der Reichsstädte sind verschollen, und die der schweizerischen Pseudorepubliken werden von ihren ehemaligen Unterthanen wegen hochverrätherischer Umtriebe zu Geldstrafen und Einsperrung verurtheilt. Was schützte und erhielt die beiden ersten bei all' ihrer Verschiedenheit?

Die Pairie erfrischt ihren Ichor von Zeit zu Zeit durch einige Tropfen guten, bürgerlichen Blutes, sie regenerirt sich durch die hervorragendsten Talente der Barre, des Comptoirs, der Literatur; und es ist nicht lange her, daß man an der Spitze ihrer kämpfenden Faktionen zwei Emporkömmlinge dieser Art, Lyndhurst und Brougham erblickte. Der österreichische hohe Adel weist seit Jahrhunderten dieselben Namen und Geschlechter auf, die Schranken, welche ihn von den übrigen Ständen scheiden, sind unübersteiglich und in seinem Wesen herrscht das nämliche Prinzip der Stabilität und Abgeschlossenheit, dem das ganze Reich gehorcht. Die Lords

sind nicht geborne Minister, geheime Räthe, Generale und Gouverneurs; das Kabinet von St. James leiten auch manchmal Plebejer, und wie Canning bewies, nicht ohne Geschick. An den Ufern der Donau verhält es sich anders: vom allmächtigen Minister bis zum Vorsteher der letzten Provinzialbehörde, vom Präsidenten des Hofkriegsrathes bis zum Obersten irgend eines Grenzregiments ist alles adelig, und der Sohn des ungarischen Schiffmanns, der Freiherr von Thugut, steht wohl als das einzige Beispiel da, wo zum Erklimmen einer so hohen Stellung die Geburt nicht die Leiter war. Erst seit der hohe Adel es verschmäht, seine Söhne der Tonsur zu unterwerfen, finden sich unter den Würdenträgern der katholischen Hierarchie bürgerliche Namen; verirrt sich aber einer aus jener Kaste in die Seminarien, so ist ihm Pektoralkreuz und Inful in kürzester Frist gewiß.

Zwar sind „Ihre Herrlichkeiten" erbliche Gesetzgeber; aber wenn sie mit dem Zufall der Geburt nicht gründliche und vielseitige wissenschaftliche und politische Bildung verbinden, so müssen sie entweder vom Kampfplatze abtreten, oder blindlings denen folgen, die sich im Besitz derselben befinden. Darum schickt man sie in die Schulen von Eaton, Cambridge und Oxford, wo sie mit Sorgfalt auf ihren hohen Beruf vorbereitet werden; darum lehrt man sie frühzeitig, daß ihre künftige Stellung nicht von ihren Titeln und der Menge ihrer Ahnen abhängt, und die Erziehung, welche Schule und Familie begann, vollenden Reisen und die allmählig sich steigernde Theilnahme und Mitwirkung an einem öffentlichen Leben, in dessen großartigem Umschwunge alle Mittelmäßigkeit wie Spreu vor dem Winde davon fliegt. In der That hat keine Aristokratie der Welt eine solche

Menge von Mitgliedern aufzuweisen, deren hochgebildeter Geist in fördernder Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, in schriftstellerischer Beschäftigung, in staatsmännischer Wirksamkeit hervortritt. Wo sind in Oesterreich die Spencer, Holland, Byron, Blessington u. s. w.? Statt ihrer hatten wir einen Fürsten, der mit einem Einkommen von Millionen sich weigerte, ein Unternehmen fortzusetzen und zu vollenden, das von seinem Vorgänger begonnen, blos die Kunst betraf; wir haben hochadelige Damen, die sich schämen, daß ihr Bruder „schriftstellert," und eine Menge von ungarischen Magnaten, böhmischen und andern Feudalherren, denen Pferde, Hunde und Maitressen das Höchste und Einzige im Leben sind, welches ihre Thätigkeit und ihr Vermögen in Anspruch nimmt. Mögen die Zeichen einer Reaction, die sich in dieser Beziehung ankündigen will, nicht trügen, und ein Mann, den sein Geist noch mehr adelt als seine Geburt, recht viele Gleichbegabte und Gleichgesinnte finden!

In England treten die nachgebornen Söhne des Adels in die Reihen einfacher Bürger oder Gentlemen zurück, und verhindern so jedes schroffe Gegenüberstehen der Stände. Sie bilden vielmehr ein höchst wohlthätiges Verbindungsglied, welches jedoch in Oesterreich entweder ganz fehlt, oder durch den niedern Adel nur sehr unvollkommen ersetzt wird. Mögen die Metternich, Lichtenstein, Schwarzenberg, Lobkowitz hunderte von Kindern haben, es sind alle Fürsten; die der andern wenigstens Grafen, und eben so erben die gräflichen und freiherrlichen Titel auf alle Glieder der Familie. Aber mit den Titeln erben auch die Ansprüche; während der jüngere Sohn eines englischen Marquis oder Viscount

es nicht verschmäht, die Stelle eines Subalternoffiziers oder Beamten, eines Landpfarrers zu bekleiden.

Unglücklicher Weise läßt sich das Vermögen nicht eben so vertheilen, wie der Titel, daß Jeder das Ganze bekommt, und so stößt man in dem prachtvollen Gebäude trotz der Majorate auch auf Trümmer ehemaliger Größe, deren Adel dem Fasse gleicht, welches tönt und leer ist. Die Zeiten sind vorüber, in denen das Kapital eines loyalen Cavaliers nur aus Schwert, Sporen und Roß zu bestehen brauchte, um die reichsten Zinsen zu tragen; auch machen die Criminalgesetze, wenigstens in der Theorie, keine Ausnahmen zu Gunsten der Raub-Ritter und Grafen. Manche Familien würden die hungrigen Löwen und Adler ihrer Wappenschilder gern veräußern; aber die Regierung hat sich das Monopol des Handels mit Adelsbriefen vorbehalten, und dieses Eigenthum unterscheidet sich von andern auch dadurch, daß man es wohl kaufen, allein nicht verkaufen kann. In England bleiben Titel und Güter in Einer Hand vereinigt; dies erhält den Glanz des Hauses und imponirt der Menge, die sich vor dem reichen Lord beugt. Dort finden jene traurigen Mißverhältnisse zwischen dem Rang und den Mitteln, ihn zu behaupten, nicht statt, denen wir in Oesterreich begegnen.

So exclusiv die höhere Gesellschaft Englands ist, so hängt doch die Zulassung in dieselbe nicht von der Zahl der Ahnen ab, und ihre Elastizität ist bedeutend größer, als die der österreichischen. Die aristokratischen Cercles der Hauptstadt werden hier von den Provinzen nachgeäfft und sogar überboten; in G* z. B. besteht ein Casino, dessen Thüren sich nie für eine Frau ohne „von" öffnen (gegen Männer ist man nachsichtiger); dasselbe ist, nur auf kleinstädtischere und

Digitized by Google

karrikirtere Weise in L* der Fall, und die emanzipirten Plebejer werden mindestens in der Umgangssprache geadelt.

Die öffentliche Meinung ist in England der Aristokratie nicht ungünstig gesinnt, sie ist geneigt, ihr Vieles zu verzeihen und zu Gute zu halten, und wenn auch Irlands hundertjährige Mißregierung, die ungeheure Schuldenlast und einige andere kleine Posten größtentheils auf ihre Rechnung kommen, so wird man sie deswegen doch nicht zur Verantwortung ziehen und in einer Nationalversammlung über Bord werfen. In Oesterreich kann sich keine öffentliche Meinung bilden, wenigstens nicht äußern, und die einzelnen Stimmen, welche hie und da laut werden, verhallen ungehört. Sie verlangen nicht plötzliches und gewaltsames Umhauen der alten verdorrten Stämme; mögen sie verfaulen oder sich verjüngen und mit der Frühlingslandschaft in Einklang setzen, welche rings um sie aufzublühen beginnt! Sie wissen recht gut, daß selbst in der verdorbensten Aristokratie der Geburt noch mehr Poesie liegt, als in der des Geldbeutels, und würden, hätten sie die Wahl frei, keinen Augenblick in derselben zögern. Nur nach der Ausgleichung streben sie, daß der Zufall nicht höhere Berechtigung ertheile, als das Verdienst! Wohl giebt es kein Justemilieu zwischen Recht und Unrecht, aber es giebt eines zwischen zwei Extremen.

IX.

Feierabende.

Betrachtungen

von

H. Koenig.

I.

15. April.

Ich meine noch keinen so schönen Frühling erlebt zu haben, als dieser ist. Oder wäre mein Herz etwa in ländlicher Stille empfänglicher? Vielleicht zeigt sich auch auf dem Lande die Natur offener. Alle diese Bäuerinnen, die mich in der Stadt kaum ansehen würden, nicken mir hier mit unbefangenen Grüßen zu: vielleicht macht es die Natur eben so, und wird hier zutraulicher, als in der Stadt, wo man sie ja meist auch nur durch das kennt, was sie zu Markte bringt. — Sei mir denn gegrüßt, heilige Natur! Auch ich will dir entgegen kommen; wir wollen vertraut mit einander werden. Ich bin auf's Land zu dir heraus gezogen, nicht blos, um mich an deinem frischen Athem zu erquicken; ich will auch dein Herz erforschen. Ich komme nicht blos deinen balsamischen Waldeshauch zu schlürfen, dein junges Schafrippchen, deine Schlehblüthen und Schlüsselblumen zu Thee abzubrühen, mich auf deinen Höhen und Felsen zu

tieferem Schlaf abzumüden: ich möchte auch deine leisen Zuflüsterungen verstehen, deine Zeichen und Worte in tausendfältig-lebenden Geschöpfen begreifen, und an den Ahnungen der Ewigkeit, die sich in deinen Verwandlungen verkündigen, beruhigt werden. — Ursprünglich haben dich ja die Menschenkinder verstanden. An deiner Brust haben sie dein schlagendes Herz empfunden. Du, ihre Mutter, warst ihre erste himmlische Offenbarung. Sie hingen an deinen Augen, und zankten sich nicht über die frohe Botschaft deines Lächelns; sie ruhten selig in deinem Schooße, und schmähten einander nicht mit Flüchen der Verdammniß. Laß mich wie Eins jener alten Kinder zu dir kommen! Lächle mir, dieweil sie draußen närrisch sind! Segne mich mit ewigen Ahnungen, während draußen tolle Priester Zwietracht stiften!

Du verjüngst dich mit jedem Jahre, Natur, und nur deine Kinder altern an deinen ewigen Frühlingen. Du hast wohl auch Stürme und öde Tage: aber wie schnell gehen sie vorüber? Die Verirrungen, die Erschöpfungen unseres Geschlechtes — wie lange dauern sie nicht? Wie langsam genesen die Zeitalter nicht von ihrer Gelbsucht, von ihren kalten Fiebern, von ihren gastrischen Leiden und von ihrer Impotenz? Unsere Gegenwart — leidet sie nicht an allen diesen Uebeln zugleich? Und was noch seltsamer ist, so wird die alternde Zeit noch einmal von Kinderkrankheiten befallen. Wie müd und erschöpft erscheint sie manchmal, unfähig etwas Neues zu schaffen. Wie kindisch freut sie sich am Alten, — an alten Möbeln, alten Trachten, alten Sitten, alten Meinungen! Sie glaubt wohl, mit den frühern Thorheiten auch noch einmal jung zu werden. Rococo ist Mode im Hause und in der Gesellschaft; Rococo wird Mode im

Staat und in der Kirche. Wir können nicht einmal mehr unsere Kinder im Respekt halten, und rufen die Jesuiten herbei. Weil sie uns einst gezüchtigt haben, sollen sie die Tüchtigsten sein, unsere Brut zu erziehen. —

Aber bin ich nicht heraus gekommen, gerade um diese Betrübniß zu vergessen? — Ich bin nicht krank, und mißachte die Gegenwart nicht. Sie hat Großes vor: aber es sind erst die gemeinen Zurüstungen. Die großen Gedanken, die stolzen Gesinnungen fehlen noch zu den erstaunlichen Materialien, die aufgehäuft werden, und an denen die Taglöhner der Zukunft sich schmutzig machen. Es ist Sonnabend. Alles eilt zu Markt; der Dampf ist unser Schwager und Fuhrmann, der Dampf ist Schiffer und Fabrikherr. Der Markt ist überladen, die Waaren ersticken die Bedürfnisse. Dazwischen wird geputzt und gereinigt; die alten Möbeln werden ausgeklopft, die alten Staatsmaschinen ausgekehrt. Die Sünder und die Betbrüder eilen nach den alten Kirchen; die Juden schlendern in die große Oper, die von ihren Leuten componirt ist.

Ich komme zu dir, stille, treue Frühlingsnatur! Laß mich auf dem jungen Grün, am Fuße deiner duftenden Berge, die Vigilien einer neuen Zeit feiern, vor welcher wir freilich noch eine Nacht haben — zum Träumen. —

Ein milder Abendwind spielt in den Vorhängen meines offenen Fensters. Ueber der heimlichen Landschaft webt das Mondlicht. Die Erde duftet von den lauen Aprilschauern, die heute, von der Sonne durchschienen, über gepflügtes Land, über keimende Saaten und Wiesengründe hinsprühten. Die Stauden schlagen ihre Knospenaugen auf, und thränen

vor Freude. Die Blüthenknospen schwellen. Tausend Geheimnisse und Ahnungen dringen an mein Herz.

Wie lachend baut dies Landvolk den geheimnißvollen Boden an, über den ich heute, von Frühlingswehmuth bewegt, andächtig hinwandelte! Ermüdet bin ich heimgekehrt, und besinne mich auf die Fragen, die sich in meinem Herzen regen. Der Landmann berechnet, was ihm die Natur an Halmen und Aesten, an Wurzeln und Ranken bereitet. Ich möchte verstehen, was sie in den Kammern der Quellen, in den Hallen der Winde, in den Sprossen der Gewächse, in den Trieben der Thiere offenbaret. — Heute, als ich am Waldborne saß, und gedankenvoll die hellen Bläschen und Wellchen herauf sprudeln sah, wurde ich auf einmal aus meinem Träumen bei der Frage munter, — ob man nicht aus bloßer Naturbeobachtung die Wahrheiten schöpfen könne, die der religiöse Mensch nicht entbehren mag. Ob uns die Natur nicht auch Glaube, Liebe und Hoffnung lehre. — Die Natur ist eine Offenbarung, die in ihren regelmäßigen Wiederholungen ihre eigne Tradition wird, und keines unfehlbaren Stellvertreters bedarf. — Wie glücklich, wenn man einen schönen Sommer lang von all' dem Hader nichts hörte, mit welchem die Gläubigen hungrig über den abgebrühten Hülsen der Offenbarung liegen. — Allein ich habe mich nicht tief genug mit dir bekannt gemacht, schweigsam blickende, stumm winkende Natur! Ich will mich auf Alles besinnen, was fromme Forscher von dir herausgebracht haben. An deinen Lippen hangen die Menschenkinder, und können deine schenkenden, bescheerenden Hände nicht entbehren. Ich will auch deine Wimper, deinen Athem belauschen, und errathen, was du sinnest. Sei mir hold, Natur! Ich ver-

traue dir. Begegne mir am Tage mit deinen Zeichen, und sei mir am Feierabende mit deinen heiligen Zuflüsterungen nahe!

---

18. April.

Mehrere Tage bin ich in diesen reizenden Aprilwechseln von Sonnenschein und Regenschauern umhergewandelt, um irgendwo eine Betrachtung anzuknüpfen. Hundert Erscheinungen lockten mich und entzogen sich wieder, wie muthwillige Mädchen den Finger reichen und dem Zugreifenden entspringen. Wie ich nun eben in der Dämmerung zurückkehre, ist hier neben an, in der Wohnung des gräflichen Verwalters, eine ängstliche und doch heitre Geschäftigkeit. Ich frage. Die junge Hausfrau, heißt es, hat eben ihr erstes Kind, ein Knäblein, geboren. — Noch gestern sprach ich an der Thüre mit ihr. Sie plauderte so unbefangen, während sie doch verschämt mit einem eben ausgeschüttelten kleinen Teppich ihre hoffnungsvolle Gestalt zu bemänteln suchte. — Ha! da höre ich noch von meinem Fenster aus die junge Menschenstimme. Ich wünsche euch Glück, ihr frohen Eltern, daß der Kleine so wacker in die Welt hinein schreit!

So ist unter den Millionen Knospen, die sich um mich her entfalten wollen, auch ein Menschenköpfchen aufgegangen.

Woher diese Fülle des Lebens, die in mehr oder weniger vollkommener Gestalt aus dem Boden, aus Stauden und Stämmen, aus dem Ei der Turteltaube und aus dem Schooße der Mutter hervor bricht? So könnte ich denn die Unzahl der Erscheinungen mit der einen Frage zusammen-

fassen, — woher sie kommen? Doch muß ich wohl dem Einzelnen nachgehen, wenn ich finden will, woher Alles kömmt. Wie ich aber das Einzelne genauer ansehe, fällt es mir auf, daß jedes Lebende — ein Einzelall ist, wenn ich nämlich mit diesem Worte andeuten darf, daß ein Wesen, eigenthümlich und untheilbar für sich, nach den Gesetzen der Welt als ein Verein von Weltkräften und als Abbild der Entwicklung des Alls besteht.

Da halte ich denn vor dem Geheimnisse der Individualität!

Jedes lebende Wesen ist ein für sich bestehendes, für sich abgeschlossenes, zuerst um seinetwillen vorhandnes; es ist ein Ich. Es besitzt die allgemeinen Kräfte des Lebens auf eine ihm eigne Weise, in einer ihm eignen Verbindung, aus einem ihm eignen Mittelpunkt. Es hat eine Seele, mit der es sich aufrecht hält und eigens entwickelt mitten in der Anfechtung und Uebergewalt der allgemeinen Weltkräfte, die alles Seelenlose zerstören und verwandeln. Die Seele ist es also, die das Individuum in seinem kleinen materiellen Gebiete souverain macht, und solch ein lebendiges Einzelall dem Weltall ebenbürtig gegenüber stellt. Viele glauben, der Antheil eines lebendigen Wesens an der Sinnenwelt, seine sinnliche Abgrenzung, mache es zum Individuum. Je aufmerksamer man aber die Stufen der Entwicklung der Individualität von den einfachsten Organismen bis hinauf zum Menschen durchgeht; desto unverkennbarer wird es, daß in dem Grade, als die Seele eines Wesens freier und umfassender wird, auch dessen Individualität entschiedener hervortritt. Auch in der Menschengattung, wo die Individualität

sich zur Persönlichkeit verklärt, werden mit der geistigen Bildung sogar die Physiognomien mannichfaltiger und sprechender. So scheint der Geist selbst auf dem Wege irdischer Verwandlungen individuell zu werden, und Persönlichkeit das Ziel der Schöpfung zu sein. Wie geneigt sind wir nicht, hierin unsere Würde und unsere ewige Hoffnung zu finden! Weniger aber denken wir daran, hiernach auch die sittliche, die sociale und religiöse Aufgabe unsers Erdendaseins zu bestimmen.

Doch, ich darf die Bedeutung und das Geheimniß der Individualität hier noch nicht weiter verfolgen. Ich komme zu weit von meiner Frage nach dem Woher der mich umgebenden Erscheinungen ab. Ich kann jetzt das Individuum nur als den Mittelpunkt betrachten, in welchem sich zwei Unendlichkeiten berühren. Die Bestandtheile seiner Sinnlichkeit gehören einem unermeßlichen Weltgebiete an, die Kraft seines übersinnlichen Bestandes rührt aus einer unergründlichen Tiefe her. Ja, welches der in die Sinnenwelt heraus getretenen Einzelwesen ich auch anfasse, — sei es eine Schlüsselblume, wie diese hier am Bach gebrochene, die auf dem Fenstersimse welkt, sei es jener Säugling, der an der Mutterbrust gedeihen mag: immer finde ich mich auf dem Scheidewege zweier Richtungen. Soll ich dem Wesen vorwärts in seinen Entwicklungen folgen, oder soll ich rückwärts nach seiner Herkunft forschen? Nach Letzterem hat der Mensch einen dunkeln Zug. Obschon es eine unergründliche Tiefe ist, geht es ihm doch wie Einem, der in einen Schacht fährt: er weiß, daß auch der tiefste Schacht nur ein kleiner Spalt in die Schale des Erdapfels ist, und daß es unmöglich bleibt, bis hinab in das Gehäus der Kerne zu

dringen; dennoch kann er nicht widerstehen, einen Blick in das Innere zu werfen, und den geheimnißvollen Lebenskräften einen Schritt, wie er glaubt, entgegen zu thun. Warum soll ich es nicht auch versuchen? Knospend, verhüllt brechen die zahllosen, frühlingenden Wesen hervor, und locken uns zu fragen: Woher kommt ihr nur, verhüllte Gestalten? Du, Veilchen, mit aufbrechendem Dufte, du, Knäblein, mit jauchzender Seele, — woher kommt ihr? Euern Entwicklungen nachzugehen, bleibt mir ein langer Sommer; jetzt hallt in der Frühlingsstille unter jedem meiner Schritte das dumpfe Geheimniß des Lebens wieder. Doch will ich nicht, über das um mich her keimende Leben hinaus, etwa gar bis zum ersten Schöpfungs-Akte zurück räthseln. Diese Träume sind uralt: es sind die Kinderträume der frühsten Völker.

Seltsam! Die Natur umgiebt uns so nah und warm mit ihrer Pracht und Fülle, jedes Stäubchen, jede Regung, ist so voll Geheimniß, daß es sich kaum erklären läßt, wie der Mensch so gern den Zustand vor der Schöpfung und diese selbst in ihrem Ursprunge zum Gegenstand seines Nachdenkens machen mochte. Man sagt, mit dem Reichthum wachse die Habsucht: so scheint der Mensch wirklich auch als Forscher, der mehr hat, als er nur zu zählen, viel weniger zu fassen vermag, grade nach dem zu dürsten, was ihm gar nicht gereicht werden kann. Doch, vielleicht sollte dieser Durst nach dem Ursprung der Lebensquelle, diese Wißbegierde nach dem Anfange der Schöpfung für ein Merkmal des menschlichen Adels gelten, der sich von Seite des Vaters für älter als die materiel-mütterliche Schöpfung hält. Vielleicht ist es auch nur eine Verlegenheit, eine Verzweiflung,

aus welcher der Mensch über die unzähligen Geheimnisse um ihn her, die ihn mit ihrem: Rathe! rathe! ängstigen und necken, hinausspringt, um nach jenem Urgeheimnisse zu forschen, das ihn eigentlich nichts angeht. So stürmt er an den stummgebornen Kindern der Ewigkeit, die ihn mit dunkeln Augen anlächeln, vorüber, um nach ihrer Stammmutter zu fragen, die sich hinter ein unzugängliches Jenseits zurück gezogen hat.

Die Natur freilich, indem sie uns tagtäglich umgiebt, nimmt einen Schein von Gemeinheit an; so daß der Menschengeist, im Bewußtsein göttlicher Abstammung, und verdrießlich über die Zudringlichkeit der Sinnenwelt, gar bald nach deren Herkunft fragt. Indem ihm aber ein unabweisliches Gefühl sagt, daß auch die Natur nicht eine Tochter des Zufalls, sondern eine Enkelin der Gottheit sei, drängt sich ihm das große Räthsel auf, — wie denn eine sinnlich-materielle Welt aus einem reingeistigen Wesen habe hervorgehen oder auch mittelbar abstammen können.

So finden wir denn, woher es auch kommen mag, die ältesten Völker mit Gedanken und Träumen über einen Zustand vor der Schöpfung und über Gottes Schöpfungsthat selbst beschäftigt. Und gerade die ältesten Völker, — sie, die vom herrlichsten Reichthum einer verlockenden Natur umgeben waren, wie die Indier am heiligen Ganges. Dann sind die spätern Geschlechter immer geneigt, solchen ältesten Meinungen und Ansichten vom Ursprunge der Dinge einen frommen Glauben zu schenken, als ob etwa in der Urzeit unseres Geschlechts die Schöpfung selbst noch von der Wärme der Schöpferhand umwittert gewesen wäre. Oder als ob jene ältesten, kindlichen Völker noch die Unterredungen der

Gottheit mit den Bewohnern des Paradieſes in friſchem Andenken gehabt hätten.

Doch ich wollte ja nicht über den Urſprung der Schöpfung räthſeln, und will auch weder die älteſten Religionslehren noch die neueſten Philoſopheme über dies große Räthſel in mein Gedächtniß rufen. — Ich frage nur nach dem innern Weſen der nächſten Geſchöpfe, die mich frühlingig umgeben, nach dem allgemeinſamen Grunde, nach der eigentlichen Subſtanz der Dinge in der Welt, — ich frage nach dem Leben. Und doch, — wer weiß, wie nah ich mit dieſer Frage auch der Frage nach der Schöpfung bin! Wenn ich mir nämlich das Leben nur als ein ewig einiges, ewig urſprüngliches, ein alterndes denken darf; ſo finde ich mich vor jedem eben entſtandenen Weſen im Grunde genommen am Urſprunge der Schöpfung. Jedes Einzelweſen entſteht, wenn auch durch andere Vermittlung, doch ſeinem Grunde nach ſo unmittelbar, als die erſte Schöpfung der materiellen Dinge ſelbſt aus dem Leben, oder ſoll ich ſagen, aus dem Lebensgeiſte? Denn geiſtartig und dem Weſen Gottes ähnlich muß ich mir das Leben denken. Jede lebendige Erſcheinung, die der Naturforſcher ergründet, lehrt uns ja, daß die Materien, die wir mit unſern Sinnen faſſen, nur die Masken, die Einkleidungen des Lebens ſind.

Alſo — was iſt das Leben? An dieſe Frage bin ich gewieſen, wenn ich nach dem Urſprung der Dinge forſche. Das Leben liegt allen individuellen Weſen zu Grunde, und doch — wie verſchieden ſind dieſe nicht! Ich lebe, und das auf Sonnenſtrahlen tanzende Mückchen lebt. Iſt uns beiden denn ein und daſſelbe Leben gemein? — Ohne Zweifel! Denn das Leben in ſeinem Grunde kann nur eine Einheit

sein; die ganze Welt kann nur ein gemeinsames Leben haben, wie es nur Eine Gottheit giebt, aus der das Leben hervor gegangen und der es geistig ähnlich ist. — Wodurch werden nun aber die aus demselben Leben hervorgehenden Wesen unter sich so verschieden? Vielleicht durch ihre so verschiedenen Seelen? Und wäre das, — wie verhalten sich denn die Seelen zum Leben?

Einmal muß ich mich doch hierüber klar machen! Wie oft habe ich vor diesem Abgrunde geschwindelt, der nach der innern Seite des Weltalls führt. Ein Schauer trieb mich immer zurück, ähnlich der Beklemmung, die mich oft einen Schacht zu befahren abhielt. Ich rannte dann, entsetzt vor der schwarzen Tiefe, die sich über mich erheben wollte, nach der nächsten Höhe, und breitete meine Arme nach der weiten, sonnigen Landschaft unter mir aus. Und so kann ich auch jetzt, da ich in die Geheimnisse des Lebens steigen will, nicht umhin, erst noch einmal mit einem flüchtigen Blicke nach dem Umfang des Weltalls aufzuathmen, das aus dem allgemeinsamen Leben hervor gegangen ist. Ich darf mir nicht verhehlen, daß das Leben gewiß nicht weniger tief sei, als es umfassend ist. Und wenn für den sinnlichen Umfang der Welt keine Maßstäbe zureichen sollten, wie wird man den geistigen Abgrund ermessen können? —

Gewiß sind die Schriftgelehrten der Kabbala, die bei ihrer Erklärung der Schöpfung — das allverbreitete Gottheitslicht aus einander rücken lassen, um für eine Schöpfung Raum zu gewinnen, zu dieser Vorstellung durch den Anblick der Sterne in den heitern Nächten eines südlichen Himmels gekommen, wo jene Forscher über den fernsten Räumen einen matten Lichtschimmer wahrnehmen konnten. Aus demselben

Lichte scheinen die Fixsterne zusammen geballt, und die Sternbilder, wie Kronleuchter aus schimmernden Decken, herab zu hangen.

Jene Decken bloßen Lichtes über unermeßbaren Fernen — sind es etwa die goldenen Fransen am Thronteppich der Gottheit? Ist es der Vorhang, der die Welten der Schöpfung vom Allerheiligsten trennt? Oder ist es der Lichtstoff, in welchem sich die unvollendete Schöpfung fortsetzt, und Sonnen-Systeme bildet, die selbst für unsere Vorstellung von Raum und Ferne zu hoch liegen.

Denn weißt du auch, verwegenes Auge, wie weit her jene Lichtschimmer kommen, die du doch nur mit dem besten Fernrohr wahrnimmst? — Keiner, der auch die Richtigkeit der astronomischen Messungen bezweifelt, mag doch in Abrede stellen, daß die Welt unendlich sei. Denn ein in den Raum gebannter Geist kann sich keine Grenze des Raums denken, ohne zu fragen, was jenseit dieser Grenze liege. Und muß er dann von einer allmächtigen Gottheit nicht annehmen, daß sie auch den ganzen Raum mit Schöpfung erfülle? Nun, so nimm denn einmal deine Parallaxe im Begriff der Unendlichkeit und miß mit der Phantasie! —

Deine Schatzkisten, o Mensch, kannst du mit deiner Hand umspannen, deinen Mantel an der Länge des Armes messen, deine Paläste mit Schritten umgehen, deine Feldgüter mit einer Ruthe überschlagen, und dein Machtgebiet, o König, mit dem Zepter ins Geviert durchkreuzen. Nach Stunden zählt der Fußgänger, und der Pilger der Wüste nach Tagreisen, die sein flüchtiges Dromedar durchrennt.

Innerhalb unsers Sonnengebiets pflegt man wohl auch die Entfernungen der Planeten unter einander nach Meilen

zu bestimmen. Wird aber die Zahl der Meilen zu groß, so leiht man eine Mutterelle von unserer Sonne, nämlich die Länge eines Halbmessers der Sonne, oder die über 96,000 Meilen lange Linie von der Oberfläche der Sonne bis in ihren Mittelpunkt, und berechnet die Räume nach Sonnenhalbmessern. So sagt man, die Erde sei 216 Sonnenhalbmesser von der Sonne entfernt, Uranus, der äußerste Planet unseres Sonnensystems, gar 4130 solcher Halbmesser, die über 400 Millionen Meilen ausmachen. — Geht man nun über den Uranus und die Grenze unsers Sonnenreiches hinaus, und betritt das unkatastrirte Gebiet, welches vielleicht nur von der ausschweifenden, republikanischen Jugend der Kometen durchschwärmt wird; so bedient man sich, um bis zum nächsten Fixsterne, mithin bis zur Residenz unseres nächsten Nachbarregenten, zu messen, abermal einer größern Meßruthe. Man nimmt eine Linie durch den Kreis, den unsere Erde in einem Jahre um die Sonne beschreibt, einen vierzig Millionen Meilen langen Maßstab, und rechnet nach „Erdbahndurchmessern." Oder die wallfahrende Andacht könnte mit einem Rosenkranze messen, dessen Körner so dick als unser Erdball sein müßten. Und sie hätte dann 550 Millionen dieser Körner, eins an's andere abzustreifen, um bei dem nächsten Fixsterne anzulangen.

Doch wie unzureichend wird auch dieser Maßstab wieder für die ferneren Fixsternweiten! In dieser erstaunlichen Wüste, wo der Pilger „Gedanke" von einer Stern-Oase zur andern zieht, bedient er sich auch eines flüchtigen Dromedars, und reist mit der Geschwindigkeit des Lichtstrahls, der in einer Sekunde über 42,000 Meilen Wegs durchzückt, — eine Geschwindigkeit, mit welcher er, nach der be-

kannten Berechnung in acht Minuten den Raum von der Sonne zur Erde durchmißt, wozu eine Kanonenkugel in ihrer gleichmäßigen Eile gegen sechsundzwanzig Jahre brauchte. —

Denken wir uns nun, — in jenen friedlichen Tagen, da der erstgeschaffene Adam, voll Verlangen nach einer Genossin, jeden blühenden Strauch suchend aus einander bog, und in den Nächten, da seine Liebessehnsucht mit den hundert Nachtigallen in den Myrtensträuchen des Paradieses schlug, hätte die Gottheit ein neues Gestirn in weitester Ferne des Himmels hervor gerufen. Die ersten Strahlen jener Sonne wären mit der Schnelligkeit von 42,000 Meilen in jeder Sekunde fortgeeilt, um den fernherrschenden Sonnen den Regierungsantritt ihrer Königin zu verkündigen: wann möchte wohl der unermüdliche Strahlenbote, der an unserer Erde vorüber nach unserer Sonne eilte, sein Ziel erreicht haben? —

Seit Adam aus dem Paradiese verstoßen worden, wie viel entthronte Könige sind nicht ausgewandert! Wie langsam sind nicht die Staaten angewurzelt und aufgewachsen, deren sich die Geschichte kaum noch erinnert! Welche Völkerwanderungen sind weidend und kämpfend langsam, langsam fortgerückt, haben sich in fremden Welttheilen angesiedelt, und sich zu blühenden Staaten ausgebildet! Und seit jenem ersten Opfer Abel's, da der unschuldige Opferer neben seinen reinen Früchten blutig von Bruders Hand fiel, — welche Religionskämpfe sind nicht gestritten worden? In fabelhafter Zeit röthete sich der heilige Ganges vom Blute der vertriebenen Buddha-Gläubigen, und wie lange ist es wieder her, daß Magdeburg in Flammen stand und in der

Bartholomäusnacht das Blut der Hugonotten floß? Wie viel Herrscherthaten und Priesteranmaßungen vergaß die Geschichte, seit Samuel, der Hohepriester, den freisinnigen König Saul ausschalt und ihm mit früher Priesterkunst einen Gegenkönig ausbrütete, bis zu den heutigen Allocutionen des Papstes gegen Preußen! Wie viel Schiffbauholz ist gewachsen und verfault, seit das abenteuernde Schiff Argo, um das goldne Vließ zu holen, nach Kolchis gerüstet ward, bis zu den Schiffen, die auf der Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt in das Polareis geriethen, oder die der letzte Januarsturm an die englischen Küsten warf? Wer zählt die Hammerschläge, seit Tubal unter den Pforten des Paradieses das Metall zu bearbeiten anfing, bis auf Cockerill, der in seinen Schmieden an der Maas wöchentlich achtzig Tonnen Eisen verarbeitet? — Um ein Recht, um einen heiligen Gedanken, oder auch um einen Mißverstand, um einen Wahn haben Jahrhunderte blutig gerungen. Und wie langsam sind aus solchen blutigen Ueberschwemmungen wieder die Cocospalmen der Bildung gereift! Wie langsam sind die Pergamentblätter vom Baume der Wissenschaft in jahrhundertlanger Nacht der Barbarei fortgeweht worden, um jugendlichen Völkern zum Schulbuche der Bildung zu werden! — Und seit all' dieser Zeit zückt der Lichtstrahl jener Sonne unermüdlich in seiner Eile von 42,000 Meilen mit jedem menschlichen Pulsschlage fort, und hat noch nicht den zweihundertsten Theil des Weges zurück gelegt, um unserer Erde das Dasein einer Sonne zu verkündigen, die seit Adam's Zeit leuchtet, und die wir noch nicht sehen, weil ihr Licht bei uns noch nicht angekommen ist. —

Unsere Erde wird fortkreisen; Reiche und Völker wer-

Digitized by Google

den — wie das Meer der Geſchichte mit ſeinen Wogen am Geſtade der Ewigkeit fluthet und ebbt, ſteigen und fallen; die Bildungen der Natur und des Menſchengeiſtes werden ſich erſchöpfen, die Meere verdunſten, und endlich, wenn vielleicht unſer ausgetrockneter Erdball in ſeinen Phönixflammen auflodert, wird der Strahl jener Sonne anlangen, und in die Gluth dieſes letzten Gerichtes mit hinein fallen.

Wenn dann nach Jahrtauſenden die neugeborne Erde ſich wieder mit Wolken und Meer umhüllt, mit neuem Pflanzenwuchs umkleidet, und neue, in paradieſiſchen Buchten des Meeres geborne Menſchen ſich im Laufen und Lallen geübt haben, ſprechen und ſchreiben, Sternwarten bauen und Teleſkope ſchleifen können: wie werden ſie jene Sonne nennen, die ein ihnen unbekanntes Menſchengeſchlecht nicht zu ſehen bekam? Oder wird inzwiſchen auch jene Königin wieder ihren Thron verloren haben?

Meine Phantaſie erlahmt, ein Stück der Unendlichkeit auszumeſſen; mein Auge netzt ſich. —

Seltſame Gedankenverbindung, der man unterworfen iſt! Da fällt mir das wäſſernde Gürtelband einer theuern Freundin ein. Welchen Himmel umſpannt es, und iſt keine fünf Viertel Ellen lang, — eine Welt ewiger Gefühle, von einer ſchlagenden Sonne bevölkert! — So wiegt ſich liebend und geliebt ein Leuchtkäferchen auf ſeinem Grashalm an dunkler, duftender Hecke, während in Fernen, die es nicht durchfliegen kann, ein feuerſpeiender Berg flammt. Das Thierchen leuchtet nur durch und für ſeine kurze Sommerliebe: iſt es aber ein anderes Feuer, als in jenen Sternen funkelt? Iſt es eine andere Liebe, als die auch jene flammende Sonne entzündet hat?

Digitized by Google

So bin ich denn wieder aus jener ſchwindelbaren Weite der Schöpfung ſanft herab an den warmen, grünen Rand der Tiefe des Lebens geſunken. Da wimmelt um mich her eine ganz andere, eigentlich erſt ſeit Kurzem entdeckte Welt, und baut — möchte ich glauben — die erſten Stufen zu jener geheimnißvollen Tiefe. Es iſt eine Schöpfung, die unſerm Staunen über das Unermeßliche durch ein neues Staunen über das Unergründliche entgegen wirkt. Denn wenn uns bei der Vorſtellung jenes unendlichen Raumes, beim Anblick jener leuchtenden Wohnungen von Geſchöpfen unerforſchlicher Art ein Gefühl eigner Nichtigkeit überkömmt: ſo belebt ſich um mich her das Stäubchen, der Waſſertropfen mit Geſchöpfen, die zu winzig für mein bloßes Auge ſind. Lebende Weſen, mannichfach und gewiß ſo vollkommen, als fein organiſirt, entdecken ſich unter dem Sonnenmikroſkop,— Thierchen, vieltauſendmal kleiner, als ein Sandkorn, und die ſich doch wieder zu den kleinſten, die das bewaffnete Auge noch zu entdecken vermag, wie Elephanten neben Mücken gebehrden. Man kömmt auf die Vermuthung, die Materie könnte ſich ſo verdünnen, daß ſie für unſere Sinne zu fein würde, und doch ein Element für Geſchöpfe bliebe, die ſich im Gefühl ihres Daſeins groß genug däuchten.

Nein, es giebt keine unbedingte Größe in der materiellen Welt. Denn was iſt am Ende gegen das endloſe Univerſum gerechnet, die Erde ſelbſt mehr, als ein Tropfen, der nach ſeinem Maßſtabe Ozeane mit darin ſchwimmenden, Welttheile benannten Stäubchen umfaßt? Einem Geiſte, der außerhalb der Erde in die Unendlichkeit mit einem Auge blicken könnte, das dem Maßſtabe der Geſchwindigkeit des Lichtes gewachſen wäre, wie unſeres dem Fluge des Adlers,

Digitized by Google

würde gewiß unſer Erdball nur als ein belebter Tropfen erſcheinen, deſſen Bewohner er auch nur durch Vergrößerungsmittel für ſein Auge wahrnehmen könnte. — Und dieſer Tropfen, dieſer Erdball ſelbſt, iſt doch wieder nur auf ſeiner Oberfläche mit organiſchen Geſchöpfen belebt. Was ſind aber dieſe Urwälder und die darin wohnenden Rieſenthiere gegen die kubiſche Erdmaſſe ſelbſt? Ein dünner Ueberhauch des Lebens über eine Kugel von $9\frac{1}{4}$ Millionen Quadratmeilen im Umfang! Wie ſoll ich mir ein ſo unbegreifliches Uebergewicht der materiellen Grundlage zu dem wechſelnden individualiſirten Leben erklären? Doch — deute ich es eben nicht ſelber an? Ich nannte ja wechſelndes Leben. Stellt ſich nicht jenem materiellen Uebergewicht in den unaufhörlich vergehenden und wiederkehrenden Bildungen, in den unermüdlichen Entwicklungen des Lebens, eine andere Uebermacht entgegen, und hält Gleichgewicht? Gewiß ſind nicht nur die Anziehungskräfte der Weltkörper unter einander, ſondern auch auf jedem einzelnen das Gewicht der Maſſe zur Kraft des Lebens abgemeſſen.

Viele mögen etwa glauben, die Sandſteingebirge unſerer Erde ſeien auf die Dauer des Menſchengeſchlechts zu den nöthigen Kirchen und Paläſten berechnet; ſo viel Eiſen müſſe bis zur vollſtändigen Entwicklung der menſchlichen Civiliſation für Pflug und Art, für Schwert und Ketten d'rauf gehen, und die ungeheuern Steinkohlenlager hätten in den Oefen und unter den Dampfkeſſeln der bürgerlichen Geſellſchaft auszureichen. Ich aber bin überzeugt, wie die Beilaſt nach der Größe eines Schiffes angenommen wird, ſo ſei die Laſt des Erdballes nach dem Umfang des Lebens und des Geiſtes beſtimmt, die auf ihm wirken ſollen. Wer

von uns möchte aber berechnen, nach welchen Verhältniſſen ſo ungleiche Exiſtenzen, als Materie und Geiſt ſind, gegen einander ausgeglichen werden, und wie ſchwer der Widerſtand der Erde ſein müßte, wenn der Geiſt des Menſchen ſie nicht ſollte aus ihrer Bahn treiben können.

So iſt uns denn für die Sinnenwelt ein blos relatives und gewiß in ſeiner Grundlage nach den Mutterverhältniſſen der Erde ſelbſt geaichtes Maß gegeben. So ſcheint ſchon die Geſchwindigkeit der menſchlichen Bewegung nach dem Umſchwung der Erde berechnet. Nehmen wir blos den Umfang unſers Weltkörpers ohne die Hinderniſſe, die Waſſer und Wüſte in den Weg legen; ſo kann ein Menſch in derſelben Zeit um die Erde wandeln, als dieſe um die Sonne kreiſt. Auf andern Planeten von größerm Umfang und Sonnenabſtand hat die Entwicklung des Lebens, die Dauer des Geſchöpfs und haben Sinn und Verſtand vernünftiger Geſchöpfe anderes Maß, als wir.

Nur die Gedanken, die Gefühle, der Wille des Menſchen haben ein unbedingtes Maß, das nach der einzigen abſoluten Größe geſtempelt iſt, die es giebt, — nach der Gottheit ſelbſt. Dann hat Pascal Recht, wenn er ausruft: Das Weltall umfaßt, ja verſchlingt mich wie ein Pünktchen; mit meinem Geiſt aber umfaſſe ich das Weltall.

Es ſchlägt Mitternacht.

---

23. April.

Heute iſt der Knabe getauft worden, und der glückliche Vater hatte auch mich, ſeinen Nachbar und den er in der Gunſt ſeines gräflichen Herrn weiß, dazu eingeladen. Die

Taufe wäre, wie es bei Katholiken üblich iſt, früher — gleich den Tag nach der Geburt — geſchehen, hätte der Pathe nicht aus der Stadt kommen müſſen. Das ganze Dorf ſtaunte über ſolche gewagte Verzögerung. Auch hatte die alte Großmutter keine ruhige Stunde mehr vor Angſt, das Kind könnte an einem plötzlichen Stickflüßchen ungetauft ſterben, und ſeine Seligkeit verfehlen. Wahrlich! zum Grafen Xaver, in deſſen Dienſten dieſe Familie von jeher geſtanden, würden ſie ſich einer ähnlichen Härte und Engherzigkeit nicht verſehen, als ſie hier von ihrem lieben Gott fürchten. Der Ungebildete und Unklare rechnet es wahrſcheinlich zur Allmacht eines höchſten Weſens, daß es alles vermöge und — zu allem fähig ſei. — Bei ſolcher Einrichtung konnte die Mutter freilich der Ceremonie nicht beiwohnen, wie es ſich bei den aufgeſchobenen Taufen der Proteſtanten ſo anmuthig macht. Auch durften nachher nur die Frauen mit dem vom Waſſer beunruhigten Täufling in's dunkle Nebenzimmer an das Bett der Wöchnerin treten, und ihre Glückwünſche bringen. Wir Männer blieben um den Vater. Der Pfarrer, ein ganz freundlicher junger Dechant, hatte die Liturgie in einer höchſt widerlichen, ſingenden Weiſe geſprochen, wie es bei gemeinen Leuten Rührung hervor zu bringen pflegt. Nachher bei einem guten Frühſtücke ſprach er viel entſchiedener zu. Der Pathe, ein Offiziant des gräflichen Hauſes, bleibt nun gleich hier, um das Schlößchen zum Empfang der gräflichen Familie einzurichten. Sie wollen früher kommen, und erwarten auf den Sommer vielfachen Beſuch. Bei der Gunſt, die der Graf und die Gräfin für mich haben, wird mich ſolche Unruhe in meinem vertrauten Umgang mit der Natur wohl manchmal ſtören.

Vielleicht bieten ſich aber auch durch den Gegenſatz der Societät neue, electriſirende Berührungen mit der Natur. Wenn man einmal mit ganzer Seele auf ein Intereſſe gerichtet iſt, ſo wenden Einem auch die fremdartigſten Gegenſtände eine wahlverwandte Seite zu. So mußte mir ja auch heute auf meinem Nachmittagswandel die vormittägliche Taufe, — ein religiöſer Gebrauch, der dem Waſſer die höchſte Bedeutung beilegt — Fahrwaſſer verſchaffen zu meinen Betrachtungen über den tiefen Urſprung des Lebendigen, mit denen ich ſeit ein paar Abenden auf's Trockne gerathen war. —

Es wurde mir nämlich jetzt recht bedeutſam, daß Waſſer ein Hauptbeſtandtheil aller organiſchen, wie aller beſeelten Weſen iſt, und zu ihrem Beſtehen nicht entbehrt werden kann. Ja ſchon die bloße Kryſtalliſation, jene erſte Regung des Lebloſen, aus dem Geburtsſchlafe zu organiſchem Leben zu erwachen, geſchieht nur aus flüſſigem Zuſtande.

Noch wichtiger ſchien es mir, daß auch jedes organiſche und lebende Individuum aus wäſſeriger Flüſſigkeit entſteht. Im Samen der Pflanzen ruht der Keim des jungen Gewächſes in Feuchtigkeit, aus der er demnächſt ſeine erſte Entwicklung nimmt. Wie die Samenlappen ſind auch die feſten Häute der Inſekten-, Fiſch- und Vogeleier mit wäſſerigem Stoff erfüllt, und noch mehr ſind die Eier der Thiere und Menſchen, die im Innern der Mutter ausgebrütet werden, von Flüſſigkeit umgeben, wie ſie ja vorher auch erſt von väterlicher Flüſſigkeit angeregt und belebt werden mußten. — Wo immer alſo das räthſelhafte Weſen, das wir Lebenskraft oder Lebensgeiſt nennen, ſich mit organiſchem Stoffe verbindet, geſchieht es durch Vermittlung des Waſſers.

Jedes Individuum wird, so zu sagen, — ins Leben getauft.

Gewiß ist es auch der Mutter aller Individuen, — der Erde selbst, nicht anders ergangen; sie ist nicht anders entstanden, als ihre Kinder noch entstehen, durch Vermittlung eines flüssigen Elementes. Nicht genug, daß die Einheit des Lebens, mithin die Uebereinstimmung der Grundgesetze desselben im Ganzen und Einzelnen, dafür spricht: die Erde hat auch ihren Taufschein aufbewahrt. Ihr innerer Zustand deutet nämlich auf große Umwälzungen durch Wasser. Man findet in ihrem Schooße, in Flötzschichten, die Trümmer von Pflanzen und Thieren jetzt nicht mehr vorhandener Arten. Dort gräbt man auf weite Ablagerungen von Muscheln und Schalen solcher Thiere, die nur im Meere leben konnten; hier kommen Knochen von Landthieren neben den Ueberbleibseln von Seebewohnern vor — Reste, die nur durch gewaltige Fluthen zusammen gebracht sein können. Ja Knochen und sogar ganze Thiere, — Elephanten, Nashörner, die nur in südlichen Klimaten leben, finden sich in den Eisfelsen des Polarmeers am nordöstlichen Sibirien und nordwestlichen Amerika. Daß jene Thiere in den Fluthen starben, beweisen ihre Särge aus Eis. — Kein Zweifel, die frühern Bildungen und Geburten der Erde sind durch Fluthen untergegangen; auf dem weiten Kirchhof des Begrabenen hat sich neuer, vom Wasser befruchteter Boden abgelagert, und neue Geschöpfe sind aus dem Wasser wiedergeboren worden. Vor der allererſten Geburt, deren Kinder jetzt am tiefſten begraben liegen, mag die Erde selbst wie ein großes Ei gedacht werden, mit dichten Häuten von Wolken umschlungen. Auf geheimnißvolle Weise vom

Sonnenlicht befruchtet, ſind dann aus den Waſſernieder-ſchlägen jener Wolken die Geburten der irdiſchen Weſen in beſtimmten Zwiſchenräumen erfolgt, bis auch der Menſch, nicht mit dem Vorzug der Erſtgeburt, ſondern mit dem Glück der Letztgeburt erſchien. —

Nun bin ich froh, durch die Betrachtung der heutigen Taufe mich an das Element gewieſen zu ſehen, das die Geburtsſtätte der lebendigen Weſen umgiebt, und durch welches ich gewiß auch dem Geheimniſſe des Lebens näher kommen kann. Allein dieſelbe Taufe hat mich noch auf andere Betrachtungen geführt, die mich abermal auf meinem Wege aufhalten. — In der Natur ſehe ich nämlich aus dem Reiche der unbeſeelten Stoffe durch Vermittlung des Waſſers, gleichſam durch eine Taufe, Geſchöpfe in das höhere Reich der Individualität gelangen. So ſoll auch im Sinne der Kirche durch das Symbol des Waſſers der Täufling aus dem Banne der natürlichen Geburten in ein höheres, geiſtiges Reich wieder und weiter geboren werden. Von der natürlichen Mutter gelöſt, ſoll er durch die Nabelſchnur des Glaubens im Schooß der Kirche ein Embryo höherer Hoffnung werden. Nun hatte ich mir vorgeſetzt, durch Naturbetrachtung zu den höhern Wahrheiten, — ſoll ich ſagen, zu der religiöſen Nahrung zu kommen, die der Gläubige unmündig im Schooß der Kirche empfängt. Ich wollte lieber ein freizappelnder Säugling der Natur, als ein Embryo der Kirche ſein. Und nicht ohne Grund! Die vielerlei — Alterationen, welche die Kirche ſeit Jahrhunderten erfahren, die Ueppigkeiten, die ſie angenommen, die Heftigkeiten, denen ſie ſich hingegeben hatte, z. B. die charwochentlichen Ketzerverwünſchungen, die wiederholten Allocutionen u. dgl. können

Digitized by Google

einem Embryo höherer Hoffnung unmöglich gut anſchlagen; wie ich ſelber denn auch ſo unruhig davon im Schooß der Mutter geworden war, daß ich durch Excommunication abgetrieben werden mußte. — Aber, — wie nun zu dieſen höhern Wahrheiten gelangen? Was frommt es mir, wenn ich mich ein wenig klarer über das Entſtehen, die Entwicklung und das Vergehen der Geſchöpfe mache, und nicht auch Glaube, Liebe und Hoffnung gewinne? — — —

Halt! — Spreche ich da eben nicht eine bedeutſame Parallele aus? Dort drei Stufen der ſinnlichen Entwicklung — Werden, Wachſen, Vergehen; hier drei Richtungen des religiöſen Lebens, — Glaube, Liebe, Hoffnung! — —

Ehe ich mich auch noch recht klar darüber mache, was eigentlich „Glauben" ſei, fühle ich ſchon, daß ich ihn — wenn überhaupt in der Natur — zunächſt in der Tiefe der Schöpfung finden muß, auf dem ewigen, geiſtigen, göttlichen Fundamente der Welt. Denn der Glaube ſoll ja die innigſte Gewißheit ſein, die ſich die Unermeßlichkeit voraus nimmt, — wie der Keim das ganze Geſchöpf umſchließt. — Folge ich dann den unzähligen Weſen in ihrer Entwicklung, — wie Alles ſich entzweit, ſich verzweigt, ſich verbindet, Jedes ſich ſelbſt ſuchend an ein Anderes gewieſen wird: ſo dürfte ich vielleicht in der Breite der Schöpfung auf den wahren Begriff und die hohe Sendſchaft der Liebe kommen. — Und nun fällt, bedeutſam genug, das Vergehen der beſeelten Weſen in die dritte Richtung der Schöpfung, in ihre Länge oder Dauer. Sollte das Vergehen der Geſchöpfe überhaupt nur ein wiederholtes Wandeln derſelben nach einem ewigen Ziele ſein? — Welche Ausſicht für unſere Hoffnung! —

Alſo, wie der Raum drei Dimenſionen hat, müßte ſich

mir auch die Natur nach drei ſinnlich-geiſtigen Richtungen aufſchließen, — glaubenstief, liebesbreit, hoffnungslang.

Glück auf! Ich wollte mich ja zuerſt der Tiefe zuwenden, — nach der Wurzel des Lebens graben. Es ſoll mich nun auch nichts mehr unterbrechen, nach der Subſtanz der wandelbaren Weſen zu fragen. Dort werde ich auch klar darüber werden, was der Glaube ſei, und wie ich ihn gewinne.

Horch! War das nicht ſchon eine Nachtigall? — Wahrhaftig, dort aus dem gräflichen Garten her verſucht ſie ihre erſten Töne. Ha! Immer länger wird der Ton der Sehnſucht, den ſie aus ihrer gefiederten Bruſt zieht. Ja, ſchmettere, klage! Du wirſt verſtanden, einſamer Sänger! Ich bin froh, daß ich nicht mehr bloß Hühner höre, die nach ihren gelegten Eiern gackern.

Ein andres Mal will ich nach dem Grund des Lebens, nach der Wurzel des Glaubens fragen, — ein andres Mal! Jetzt juble, klage den Mai herbei, du Nachtigall!

X.

Literaturblätter.

1.

Berichte über die neueste ungarische Literatur.

Erster Artikel.

Bewegungen auf dem Felde magyarischer Journalistik.

Daß es mit unsern nationalen Strebnissen fröhlich vorwärts gehe, so wenig es oft den Anschein darnach haben mag, giebt sich nicht nur auf dem Felde der Literatur, sondern auch auf dem unserer vaterländischen Journalistik in unzweideutigen Aeußerungen kund. Freilich sind jene Kämpfe und Befehdungen, die sich innerhalb eines sonst bei uns so friedlichen Gebietes jüngst entsponnen haben, in ihren augenblicklichen Aeußerungen selten von der Art, daß die sogenannten Gebildeten im Volke — denen jedes kräftigere, ob auch noch so gesunde Ueberquellen jugendlich strebsamer Naturen gleich ein Verstoß wider den literarischen Anstand dünkt — sich dadurch besonders erbaut und angezogen fühlen könnten. Vielmehr lehnen sie, an die abstracte Verflachung unserer socialen Zustände gewöhnt, allen publicistischen Zwiespalt, als für den literarischen Pöbel gehörige Rohheit, mit vornehmer Geringschätzung ab. Ganz Unrecht haben sie allerdings hierin oft nicht, da derlei, meist in Persönlichkeiten ausartende Zerwürfnisse des Unerquicklichen und Erbärmlichen häufig so viel zu Tage fördern, daß einem ehrlichen Leser alles Interesse daran nothwendig verleidet werden muß. Gleichwohl findet der tiefere Beobachter, der gewöhnt ist, weniger die Wirkung als deren Ursache ins Auge zu fassen, und die vereinzelten Erscheinungen nach ihrem Prinzip und innern Verhältniß zu dem Gesammtfortschritte

der Zeit zu begreifen ſucht, in jenem letzten, ſtetig gewordenen Gegenſatz, deſſen Schwingungen ſich faſt über die geſammte ungariſche Tagsliteratur erſtrecken, ein bemerkenswerthes Moment in dem ſtufenweiſen Entwicklungsgange unſerer jugendlichen Nationalbildung. Von dieſem Standpunkt aus dürften einige erläuternde Hinweiſungen auch dem gebildeten Auslande, das an dem fröhlichen Emporblühen der magyariſchen Cultur in Wiſſen, Kunſt und Leben immer wärmern Antheil zu nehmen ſcheint, nicht ganz unwillkommen ſein.

Vor dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts gab es überhaupt nur höchſt dürftige Anfänge einer Journaliſtik im Lande. Die noch jetzt beſtehende vereinigte Ofner-Peſther und die Preßburger Zeitung (bloße Compilationen aus der Wiener Zeitung, dem öſterreichiſchen Beobachter und wenigen deutſchen Blättern), denen man ſpäter ein ziemlich geſchmacklos redigirtes, erſt ſeit den letzten Jahren den Anforderungen der Zeit mehr entſprechendes Unterhaltungsblatt „die gemeinnützigen Blätter" und „die Aehrenleſe" beigab — wurden, als die einzig beſtehenden politiſchen Zeitungen im Lande, allmählig eine Goldgrube für die Redaction derſelben, ohne jedoch zur politiſchen und Geſchmacksbildung des Volkes weſentlich beizutragen. Neben ihnen tauchten ſpäter eine mißgeſtaltete, klägliche Nachäffung der Wiener Modezeitung „der Spiegel" und einige nur von einem, verhältnißmäßig kleinen Publikum erhaltene ungariſche Zeitſchriften auf, unter denen der ſpäter eingegangene „Magyar Kurir*)" für politiſche Relation, die noch jetzt beſtehende, von dem verdienſtvollen Horváth redigirte „Tudományos Gyüjtemény**)" für wiſſenſchaftliches Streben die geleſenſten waren. Da trat in Folge des, auf dem Landtag 1825 erhaltenen, kräftigen Impulſes für vaterländiſche Sprache und Cultur, meiſt durch Vermittlung des unermüdet thätigen Patrioten Grafen Stephan Széchenyi eine neue ungariſche Zeitung: „Jelenkor***)," redigirt von Helméczy, einem Mitglied der neu begründeten ungariſchen Akademie für nationale Sprache und Literatur, unter günſtigen Auſpicien in's Leben. Als politiſches Blatt in ziemlich ſelbſtſtändiger, mitunter angefochtener Haltung dem Beſſern nachſtrebend, diente es zugleich als Tummelplatz ſprachlicher Reformen und Bereicherungen, wobei theils das rühmliche Abweichen vom alten Schlendrian, theils der zuweilen allzukühne Eifer in Aufſtellung neuer Wortbildungen manchem ehrenfeſten Magyaren aus der alten Zeit zu nicht geringem

*) „Der ungariſche Courir."
**) „Wiſſenſchaftliches Archiv."
***) „Gegenwart."

Digitized by Google

Aergerniß gereichte, und in der That, als Uebergangsperiode, eine kleine babyloniſche Sprachverwirrung im Kreiſe der nationalen Literatur und höhern Converſation herbeiführte. Nebenher konnte eine ſpäter hinzugekommene belletriſtiſche Beilage „Társalkodó*)“ einerſeits als gewählter nationale Unterhaltungslectüre, andererſeits als Organ für die patriotiſchen Beſtrebungen des Grafen Széchenyi und der ihm befreundeten Literaten gelten, welche, aus den erſten Mitgliedern der ungariſchen Akademie beſtehend, eine, längere Zeit unbeſtrittene Oberherrſchaft auf dem Gebiet der Literatur behaupteten. Mit dem allmähligen Erſtarken der Nationalbildung wuchs auch der Umfang und das Bedürfniß des ungariſchen Leſepublikums. Es entſtanden jährlich neue Zeitſchriften, die jedoch mehr in dem engern Kreiſe belletriſtiſcher Unterhaltungsblätter ſich bewegend und durch kein hervorſtechendes Talent gehoben, weder auf die Maſſe des Volks beſondern Einfluß übten, noch den Anſprüchen der höher Gebildeten völlig zu genügen vermochten.

Da vereinigten ſich endlich drei der angeſehenſten Capacitäten: Dr. Schedl**), Secretär der ungariſchen Akademie, und die Dichter Börösmarty und Baiza***), welche ſeit Kazinczy das Geſchäft einer wiſſenſchaftlichen Kritik nebſt dem trefflichen Kölcſey†) faſt allein in verſchiedenen, bald wieder eingegangenen Zeitſchriften geübt hatten, zur Gründung eines neuen Organs für Kunſt und Wiſſenſchaft im „Athenaeum,“ dem ſich ein ſelbſtſtändiges Literaturblatt „Figgelmezo††)“ beigeſellte. Die ganze Zeitſchrift war augenſcheinlich dem Cotta'ſchen Morgenblatt und dem Menzel'ſchen Literaturblatt nachgebildet. Die allgemein geachteten Namen der drei Herausgeber bürgten für Gediegenheit des Inhalts wie der Form, die beide freilich nur für ein auserleſenes, zur Zeit noch weniger zahlreiches Publikum berechnet waren. Auch wuchs die Theilnahme für dieſes wahrhaft reelle, zeitgemäße Unternehmen zuſehends und die raſtloſen Bemühungen der thätigen Redaction berechtigten zu den erfreulichſten Erwartungen für die Zukunft. Da jenes Triumvirat mit dem Grafen

---

*) „Geſellſchafter.“

**) Ein geborner Deutſcher, bekannt unter dem Namen Franz Toldy durch ſein vielgebrauchtes Handbuch der ungariſchen Poeſie.

***) Erſterer unſtreitig der größte, vielſeitigſte und fruchtbarſte aller jetzt lebenden lyriſchen und dramatiſchen Dichter Ungarns; letzterer bekannt als Lyriker, Kritiker und früherer Director der ungariſchen Nationalbühne zu Peſth.

†) Starb im Auguſt d. J. Einer der reinſten Charaktere ſeiner Zeit; als Menſch, Dichter und Volksvertreter auf dem Landtage 1833 gleich achtungswerth.

††) „Der Beobachter.“

Digitized by Google

Széchenyi und deſſen Organ, dem Jelenkor im beſten Vernehmen ſtand, auch die Sphären beider Blätter ſich nicht allzunahe berührten, ſo bewegten ſie ſich einträchtig neben einander hin. Das erſtere führte nun ein ſcharfes Regiment über die ſtets wachſende Schaar der Jünger des pannoniſchen Parnaſſes, wobei denn auch die, an innerm Gehalt nur mittelmäßigen Blätter „Rajzolatok*)“ und „Regélö**)“ zuweilen nicht am beſten wegkamen. Daß hiedurch die Zahl der öffentlichen und geheimen Gegner des Athenaeum's ins Unendliche vermehrt werden mußte, wird Niemand befremden, der jemals einen tiefern Blick in das Getriebe ſchriftſtelleriſch-kritiſcher Beziehungen gethan. Nicht minder lag es in der Natur der unermüdeten Wirkſamkeit, wodurch Graf Széchenyi das wahre Wohl ſeines Vaterlandes auf verſchiedenen Wegen zu fördern ſuchte, ihn mit vielen ſeiner Landsleute in Conflict zu bringen, die entweder für ſeine großartigen Entwürfe unempfänglich waren, oder ihr eigenes Intereſſe dadurch gefährdet ſahen. Es fehlte daher auch nicht an allerlei Angriffen gegen jene Koryphäen der vaterländiſchen Literatur, doch dienten dieſelben, ohne tiefern Halt, als ephemere Ausflüſſe perſönlicher Beziehungen und Leidenſchaften, nur dazu, das geiſtige Uebergewicht jener Männer deſto heller ins Licht zu ſetzen. Andererſeits mußten dadurch freilich auch dieſe ſelbſt, die bei allen Vorzügen doch von dem allgemeinen Loos endlicher Beſchränkung nicht ausgenommen erſchienen, in eine Art gefährlicher Sicherheit gewiegt werden, ſo daß dieſelben im Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit wirklich eine ziemlich drückende Dictatur auszuüben anfingen, indem ſie unmerklich ihre Anſicht, die ſich freilich zu ihrer Zeit meiſt als die richtige erprobt hatte, zur allein geltenden zu ſtempeln verſuchten und was dieſer auf irgend eine Art zu nahe trat, ziemlich unſanft und ſchonungslos abwieſen. Demgemäß lag es nicht nur im Intereſſe der oft hart gegeißelten, außerhalb des Bereichs der Akademie ſich bewegenden Talente, ſondern auch im Wunſche der unparteiiſchen Freunde vaterländiſcher Cultur und eines lebendigen Zeitfortſchrittes: daß irgend ein dazu Befähigter auftrete, um als heilſames Gegenwicht die übertriebenen, oder doch leicht zu übertreibenden Anſprüche der doctrinären Coterie auf ihre natürlichen Gränzen zu verweiſen und die Freiheit des geiſtigen Strebens vor jeder, die innere Selbſtentwicklung hemmenden Vormundſchaft zu bewahren.

Dieſer Mann fand ſich bald wirklich in Joſeph von Orosz, deſſen Name auch im Auslande bereits einen guten Klang gewonnen, indem

*) „Zeichnungen.“
**) „Der Erzähler.“

daſſelbe ſeinem ungariſchen Reichstag von 1830, ſo wie ſeiner 1835 bei O. Wigand in Leipzig erſchienenen, aber nach dem erſten Heft unterdrückten Monatsſchrift: Terra incognita die weſentlichſten Belehrungen über die jetzigen ungariſchen Zuſtände verdankt. Dieſer äußerſt gewandte, wohlunterrichtete und ehrgeizige Publiziſt war der erſte, welcher durch ſeine Schriften ſowohl der ungariſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Sprache und Literatur (die ſich aus eigener Machtvollkommenheit das Prädicat „gelehrte" zugelegt), als deren angeſehenſten Mitgliedern in der öffentlichen Meinung einige empfindliche Streiche verſetzte, indem er ihre wirklichen Blößen ans Licht zog und mit feinem Spott zu geißeln wußte. Auch die literariſchen Erzeugniſſe des Grafen Széchenyi unterwarf er in dem beſondern Werk: Gróf Széchenyi István mint Iró*) mit weit mehr Glück und Geſchick als ſein Vorgänger**), einer ziemlich ſcharfen und unbefangenen Kritik, die den, zwar ſonſt liberalen, aber doch gleichwohl etwas heftigen Grafen Széchenyi um ſo empfindlicher berührte, je weniger er das Gewicht und die würdige Haltung der, zwar ehrenvoll anerkennenden, aber auch eben ſo freimüthig rügenden Beurtheilung in Abrede zu ſtellen vermochte. — In ſeinen literariſchen Beſtrebungen durch die beſtehenden Cenſurverhältniſſe auf allen Seiten gehemmt, ſchien Drosz ſein Heil plötzlich auf anderem Wege verſuchen zu wollen. Es hieß auf einmal: er ſei für die Intereſſen der öſterreichiſchen Regierung gewonnen worden, und dies Gerücht erhielt allerdings in der auffallenden Begünſtigung, die ihm jetzt höhern Orts zu Theil ward, einen bedeutenden Grad von Glaubwürdigkeit. Drosz übernahm die Redaction einer neuen politiſchen Zeitung: „Századunk***)" und gründete ſpäter noch eine zweite: „Hirnök†)," die als gefährlicher Rival des „Jelenkor" dieſen an Eleganz der äußern Ausſtattung wie an Reichhaltigkeit des Stoffes und Schnelligkeit der Mittheilung um ſo leichter überflügelte, als der Redacteur des letztern den bisherigen Mangel aller Concurrenz auf Koſten des Publikums zur Sammlung eines bedeutenden Vermögens zu benutzen gewußt hatte, während er nun, um nicht des größten Theils ſeiner Abonnenten verluſtig zu gehen, zu mehrfachen Opfern und Zugeſtändniſſen an den Zeitfortſchritt ſich gezwungen ſah.

In wiefern übrigens jenes Gerücht hinſichtlich Drosz's Beziehungen zur öſterreichiſchen Regierung, das von deſſen Gegnern begierig

*) „Graf Stephan Széchenyi als Schriftſteller."

**) Graf Joſeph Deſewffy in ſeiner Zergliederung des „Credits" vom Grafen St. Széchenyi.

***) „Unſer Jahrhundert."

†) „Der Courier."

aufgefaßt und verbreitet wurde, gegründet ſei, iſt mir nicht hinlänglich bekannt; indeß weiß ſeine geübte Feder jeden Verdacht einer ſervilen Geſinnung in ſeinen Blättern aufs beſonnenſte zu begegnen. Mir erſcheint das Ganze mehr als ein, unſerm vielgewandten Grafen Széchenyi abgelerntes diplomatiſches Myſtificationsmanövre, das nach vielen, auf gewöhnlichem Wege mißlungenen Verſuchen die Intereſſen des wahren Zeitfortſchrittes auf der einzig möglichen Bahn einer klugen Accommodation zu fördern ſucht. Der Oberfeuerwerker Orosz verſtärkte ſich nun zu ſeinem journaliſtiſchen Feldzuge durch einen tüchtigen, wenn auch zuweilen etwas derb auftretenden, außerhalb des Bereichs der Akademie ſtehenden Mitkämpfer Csató; nahm mehrere untergeordnete Talente und Blätter in ſeine Protection und benutzte ſie mit kluger Taktik als Werkzeuge zu ſeinem Zweck: die Bewegungen der doctrinären Coterie einer ſcharfen und wachſamen Controle zu unterwerfen. Er fand mit ſeinem Anhang viel Sympathie im Publikum und gab jenen, durch ihn in Schach gehaltenen Herren, die anfangs ſeine wohlberechneten Angriffe durch vornehm ſchweigende Geringſchätzung zu entwaffnen ſuchten, aber endlich, aufs empfindlichſte gereizt, ſich ihres lang verhaltenen Grolls auf einmal in mehreren beißenden Artikeln entäußerten, vollauf zu thun. Der lebhafte Kampf, der ſich nun in den Spalten faſt ſämmtlicher ungariſcher Tageblätter beſonders auf Veranlaſſung der ſtehenden Rubrik im Hirnöck: Hirlapi Szemle*) entſpann, trug zwar häufig ein durch Leidenſchaft entſtelltes, unerquickliches Gepräge, doch läßt ſich nicht leugnen, daß derſelbe auch in mancher Beziehung anregend und läuternd auf das tiefere Verſtändniß der nationalen Strebniſſe und ihrer Vertreter eingewirkt hat. Die Kräfte wurden geübt und entwickelt, die Geiſter geprüft, Begriff und Ausdruck abgeklärt, und, was das Wichtigſte von Allem: die angeſtammte Freiheit des Urtheils vor der hemmenden Feſſel ariſtokratiſchen Autoritätszwanges durch die geſunde Reibung zeitgemäßer Gegenſätze bewahrt. Freilich konnte es nicht fehlen, daß in der Hitze des Streites zu beiden Theilen mehrfache Blößen die endlich beſchränkte Seite mancher ſonſt trefflicher, mit Recht gefeierter Wortführer enthüllten und dadurch ihrer Ueberſchätzung im Urtheil der Zeitgenoſſen vorbeugten; doch iſt Solches in der That mehr als Gewinn denn als Verluſt zu achten und jene Männer ſind zweifelsohne beſcheiden und wahrhaft gebildet genug, dies auch von ihrem Standpunkt aus bei ruhiger Erwägung gebührend anzuerkennen. So mußten z. B. ſelbſt die wärmſten Verehrer des hochherzigen Grafen Széchenyi nur höchſt unangenehm durch einen vielbeſprochenen, zwar ſehr witzigen, aber von

*) Journalrevue.

Digitized by Google

seiner Stellung völlig unwürdigen Persönlichkeiten überfließenden Artikel im Társalkodó berührt werden, worin derselbe sich verleiten ließ, das ihm empfindliche Kleingewehrfeuer der Orosz'schen, zum Theil sehr grundlosen, aber am besten sich selbst widerlegenden Ausfälle mit einer Ladung groben Geschützes zurück zu weisen, ohne zu bedenken, daß er seinem gewandten Gegner, der solche Blöße trefflich zu benutzen verstand, dadurch in den Augen des unbefangenen Publikums von selbst die Waffen in die Hände lieferte.

Mit würdevollerer, ja im Einzelnen wahrhaft klassischer Haltung und Eleganz wußten die Herausgeber des „Athenaeums" ihre eigenen, wie die Interessen der Akademie, als deren Vertreter sie erschienen, gegen die spottende Ironie des Orosz'schen Tiers-parti zu wahren; indeß verrieth doch die Nachgiebigkeit, mit welcher sie gewissen ziemlich schwachen satyrischen Ergüssen jüngerer Schildträger Platz in den sonst so streng überwachten Spalten des „Athenaeums" gönnten, nur allzudeutlich die gereizte Stimmung ihres Innern.

Noch ist der Kampf nicht ausgefochten, der Friede nicht vermittelt. Um den Kern der streitenden Großmächte schaaren sich in verschiedenen Sprechsälen und Gruppirungen die Reihen jüngerer Talente, hier dieser dort jener Coalition in eigenthümlichen Schattirungen anhangend oder sie bekämpfend. Jede Parthei strebt mit allen Waffen des Geistes das, als Schiedsrichter zwischen beiden stehende Publikum für sich zu gewinnen. — Inmitten dieser Wirren bereitet die unermüdet thätige Heckenast'sche Verlagshandlung allhier ein, dem Prospect nach sehr zeitgemäßes neues Organ für Wissen, Kunst und Leben in dem mit 1. Januar 1839 täglich deutsch erscheinenden „Pesther Tageblatt" vor, für dessen würdige Ausstattung und gediegenen Gehalt sie weder Mühe noch Kosten scheut. So stehen sich die verschiedenartigsten Beziehungen und Tendenzen der Gegenwart auf dem Felde magyarischer Journalistik schlagfertig gegenüber. Wer am Ende das Feld behaupten und vor dem unbestechlichen Gericht der öffentlichen Meinung den Lorbeer erringen dürfte, steht zu erwarten; das Eine jedoch unterliegt ferner keinem Zweifel: daß die Interessen und Anforderungen einer jugendlich kräftigen Zeitentwicklung auch auf diesem Gebiet nationaler Gestaltung sich siegreich Bahn brechen und die Früchte ihres Kampfes dem kommenden Geschlecht als unbestrittenes Eigenthum zu Genuß und fördernder Pflege überliefern werden.

G. T.

2.

Hegel und — Schubarth.

Hundert und funfzehn Jahre sind verflossen, seitdem die Hallischen Pietisten den Freiherrn Christian von Wolff vor dem Throne Friedrich Wilhelm's I. staatswidriger Lehren anklagten; es war zu erwarten, daß man in unserer Zeit der Säkularfeierlichkeiten und Monumente dieses würdige Schauspiel der Gegenwart aufzufrischen nicht versäumen werde. Kaum ist die laut und leidenschaftlich erhobene Anklage Leo's verstummt, so beeilt sich Hr. Schubarth aus Hirschberg, die Entdeckung bekannt zu machen, daß die Hegel'sche Philosophie als der „verderblichste Krebs jeder höhern Bildung, als das größte Uebel und Unheil für das Menschengeschlecht" zurückgewiesen werden müsse und da er sehr wohl weiß, daß solchen allgemeinen Behauptungen der Stachel fehle, so bemüht er sich, insbesondere die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwicklungsprinzip des preußischen Staates nachzuweisen.

Es käme nunmehr darauf an, den Inhalt der Schubarth'schen Broschure anzugeben, doch muß ich eingestehen, daß der Verfasser dem Referenten dieses Geschäft zu einer sauern Arbeit gemacht hat; denn seine Schrift ist so leer von allem Inhalt, daß ich als den eigentlichen Kern derselben nur die gröbste Schmeichelei bezeichnen kann, die noch jemals aus der Feder eines deutschen Schriftstellers geflossen ist. Einen großen Fortschritt freilich, den die Zeit seit 1723 gemacht hat, giebt uns Hr. Schubarth zu bewundern, die wie der hallische Lange den Philosophen durch die Schlußfolge verdächtigte, daß seine Lehre von der Prädestination jedem Soldaten Sr. Majestät erlaube, ohne Gewissensscrupel zu desertiren, wenn er sich also genöthigt sah, aus einer sterilen Lehre der speculativen Theologie eine so praktische Nutzanwendung zu destilliren, so zieht Hr. Schubarth es vor, die Anklage gegen Hegel mit einer für sich selbst berechneten Nutzanwendung, nämlich der Apotheose des preußischen Fürstenhauses, in den Götternebel einer philosophischen Phrase einzuhüllen, um sie dem verwöhnten Zeitalter genießbar zu machen.

„Nicht irgend ein Universum oder ein bloßes Partikelchen desselben," sagt Schubarth S. 24, „überhaupt kein bloßes Außen, soll der Mensch vorstellen, wenn er das Höchste erreichen will, sondern eine bestimmte, in sich fest- und vollbegründete Person, die sich von allem Andern, was da unter und über ihr ist, deutlich und prägnant unterscheidet ... Diese Person ... rechnet Gott dem Menschen in letzter Be-

ziehung allein an, denn in dieſer Perſon iſt Jeder nur Er ſelbſt und von ihr kann er Rede ſtehen. Nicht aber rechnet Gott dem Menſchen ſeinen Antheil am Univerſum oder ſeinen Begriff davon oder den Begriff und Antheil an irgend einer Gemeinſchaft, zu der er blos als ſolcher gehört, Staat, Kirche, Zunft, Stand, Gewerbe, Familie, als ein Höchſtes an, weil blos innerhalb dieſer Gemeinſchaften Jeder niemals Er ganz ſelbſt iſt und auch für ſie nicht einſtehen kann. Sie ſind daher nur äußere Hüllen, aus denen die Perſon wie der Schmetterling aus der Puppe hervorkommt .... denn alles Allgemeine, Gemeinſame iſt das weit Geringere, ſo daß es wohl von einer Perſon vollſtändig gefaßt werden kann, nicht aber die Perſon von ihm. Daher gebührt nicht ihm die Herrſchaft über die Perſon, ſondern der Perſon über daſſelbe." —

So weit dieſe Theorie der Perſon, die ſich allerdings von Allem, was jemals einen Anſpruch auf philoſophiſche, ſittliche oder religiöſe Weihe gemacht hat, „deutlich und prägnant unterſcheidet." Ich mag nicht ſo grauſam ſein, den Verfaſſer für alle Conſequenzen verantwortlich zu machen, die aus dieſer Theorie, wie aus einer Drachenſaat, empor wachſen, die Zertrümmerung von Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion würde die unausbleibliche Folge ſein, ſobald die Perſon und mit ihr alle Willkür und Zufälligkeit, die ihr nothwendig anhaftet, fortan der Regulator menſchlicher Verhältniſſe ſein ſoll; wer ſchauderte nicht bei dem Gedanken an dieſe Herrſchaft eines atheiſtiſchen Egoismus, der alle böſen Leidenſchaften der Anarchie und Irreligion in ſeinem Innern birgt? Aber man würde jener philoſophirenden Grundlage *viel zu viel* Ehre anthun, wenn man ſie vom Standpunkt der Philoſophie aus angreifen wollte, denn es liegt am Tage, daß ſie nichts als ein eilig aufgeſchlagenes Bretgerüſt ſein ſoll, wie Marktſchreier auf Jahrmärkten zu haben pflegen, um die Nutzanwendung, auf die es dem Verfaſſer allein ankommt und die er naiv genug als die einzig mögliche Conſequenz ſeiner Lehre zu betrachten ſcheint, von einem etwas erhöhten, mit ſpeculativen Lappen und Goldleiſten verbrämten Standort vortragen zu können. Alſo zur Nutzanwendung.

„Ein conſtitutioneller Staat," heißt es S. 9, „iſt eine Republik in monarchiſchem Gewande, nichts mehr oder weniger, wo man den Fürſten als Ueberreſt einer vorausgegangenen, rein monarchiſchen Epoche beſtehen läßt, ohne ihn gerade fortzuſchicken, indem man ſich ſeiner bedient, um einige ceremonielle Functionen von formeller Bedeutung für den, von ihm ſeiner Subſtanz nach ganz unabhängigen Staat mit einem gewiſſen bedeutſamen Gepräge zu verrichten. — (S. 15.) „Dieſes Verfallen der Perſönlichkeit an irgend einen Organismus iſt aber dem Begriffe der reinen Monarchie und des perſönlichen

Staats, den sie begründet, ganz zuwider. Die Substanz des preußischen Staates, als einer reinen Monarchie, ist wesentlich nur sein regierendes Geschlecht, welches den Staat kraft seiner einwohnenden, besondern Fähigkeit allein zu dem gemacht hat, was er ist, so daß des Staates Dasein vorzugsweise auf dem beruht, was Hegel die Besonderheit des Charakters nennt." (S. 16) „Es ist stets nur der Monarch, durch den die Andern handeln und handeln können .... und so würde ohne diese Partikularität des Charakters der preußischen Monarchen, ohne das Recht der Geltendmachung derselben und ohne ihre Fortdauer dasjenige gar nicht existiren, was wir heute Preußen nennen. Preußen würde vielmehr als Staat der bisherige zu sein sofort aufhören, sobald hierin auch nur das Geringste geändert würde." (S. 22) „Es ist vor allen Dingen unbegründet und falsch, daß dasjenige, was den preußischen Geist, das preußische Wesen vorstellt, etwas bloß Allgemeines und nichts Specifisches sei." (S. 23) „Der Ursprung dieses besondern preußischen Wesens muß seinem letzten Grunde nach ebenfalls in einem Besondern aufgesucht, bis in Eine Familie, in das hohenzollern'sche Fürstengeschlecht und seine einzelnen Glieder verfolgt werden: denn es ist, wahrhaft betrachtet, dieser preußische Geist, dieses preußische Wesen nichts anders, als der in einer günstigen Stunde zu einer Völkerangelegenheit gewordene Familiengeist der Hohenzollern selbst, eines Geschlechtes, in dem, wie es in der Geschichte nicht selten vorkommt, der allgemeine Menschengeist sowohl zu einer besondern Stärke als eigenthümlichen Aeußerung, nach einem geheimen höhern Gesetz der Geschichte, sich angesammelt zu haben scheint, um demjenigen, was in der Allgemeinheit fade bleibt, seine Würze und Kräftigung zu geben. Diesem hohenzollern'schen Familiengeiste opferten, als etwas Besonderem, aber Besserem, gewisse deutsche Stämme ihren angebornen, allgemeinern, aber geringern Geist, um ihn gegen jenes Bessere und Höhere einzutauschen und durch dasselbe zu veredeln." Eben so aber wie Preußen der Staat der Persönlichkeit, so ist der Protestantismus die persönliche Kirche. Im Süden von Deutschland dagegen, „wo der deutsche persönliche Urkern entweder am meisten verwittert, oder wo seine Grundlage von jeher die schwächste gewesen ist, unternimmt man es, statt des persönlichen Staates den allgemeinern oder constitutionellen, den Massenstaat aufzurichten und auszubreiten und diese Richtung soll dann vorzüglich in dem gleichfalls der Persönlichkeit abholden Katholizismus einen Anlehnungspunkt gefunden haben."

Gewisse Dinge braucht man nur in einer logischen Ordnung, von allem unnützen Beiwerk entkleidet, hinzustellen, um ihnen ihre richtige Beurtheilung zu sichern. Wenn man aber einen König bedenkt

Digitized by Google

der in seinem wechselvollen Leben so vielfach Gelegenheit gehabt hat, sich von einer göttlichen Vorsehung, von höhern sittlichen Mächten bedingt und bestimmt zu fühlen, so zeigt sich im lächerlichen Contrast der Irrthum einer solchen orientalischen Schmeichelrede, deren Fetisch doch nur die eigene Person des Herrn Schubarth ist, die er dadurch zu befördern meint. In der That kann man eine so grobe, aus blos persönlicher Betrachtung der Dinge hervorgehende Verblendung nur bemitleiden und muß jede noch so boshafte Insinuation, die er gegen die Hegel'sche „Irrlehre," so wie gegen die Staatsmänner ausgehen läßt, „die es gut heißen, oder wenigstens ruhig zusehen, daß vom Mittelpunkt des Reiches eine solche Lehre unter der preußischen Jugend verbreitet werde," als eben so wirkungslos wie das Zeugniß eines Wahnwitzigen betrachten.

Nur der Umstand, daß dieser Wahnwitz doch nicht so ganz ohne Methode ist, gebietet, ihn schärfer zu prüfen. Daß Herr Schubarth von seinem rein subjectiven Standpunkte aus jeder objectiven Gestaltung des Staatslebens in der Theorie wie in der Geschichte feindselig gesinnt sei, versteht sich von selbst. Dem republikanischen Alterthum wird der Krieg ohne Angabe von Gründen erklärt, mit wie schelen Blicken er das constitutionelle Deutschland betrachtet, habe ich schon oben angedeutet, und in einer mörderischen Anmerkung wird (S. 19) die britische Verfassung ohne Weiteres über den Haufen geworfen. „Wenn nicht der Hohn, heißt es dort, so wird wenigstens die Dummheit bei einem so von der Natur zum Herrschen vorzugsweise ausgeprägten Monarchen wie Wilhelm III. von England war, fühlbar, dem sein Lebensende vorzüglich darum verbittert und verkümmert wurde, weil eine bornirte Verfassung, wie die englische, zwischen seine gottergebene, volle Persönlichkeit sich stellte (?), die er nicht geltend machen durfte, damit die miserable Allgemeinheit dieser Verfassung nicht gefährdet würde durch die viel höhere Einsicht der besondern mit dem Herrschertalent ausgerüsteten Persönlichkeit des Monarchen. Hätte Wilhelm seiner höheren Einsicht und Fähigkeit nach ungehemmt walten dürfen, vielleicht (?) wäre England längst seiner irländischen Calamitäten überhoben u. s. w." Man könnte sich's allenfalls gefallen lassen, wenn Hegel, der tiefste Begründer des constitutionellen Staatsrechts, mit demselben Anathem, wie die Geschichte, ganz im Allgemeinen belegt würde; aber Herr Schubarth giebt sich das Ansehen, das Hegel'sche Staatsrecht genau zu prüfen, und formirt eine ganz bestimmte Anklage aus den Ergebnissen dieser Prüfung, der wir die Maske ehrbarer Forschung vom Gesicht reißen müssen, um sie als das, was sie ist, zu erkennen. Der betreffende Abschnitt des Hegel'schen

Werks reicht nämlich von S. 312—424 der neuen Ausgabe (Band VIII. der Ges. Ausgabe); man würde sich vergeblich bemühen, diesen Abschnitt, der vom innern Staatsrecht, also auch von der fürstlichen Gewalt, handelt, ohne alles Vorhergehende zu verstehen. Denn bekanntlich ist die Rechtsphilosophie, nächst der Logik, das ausgearbeitetste und reifste von allen Hegel'schen Werken: mit Recht rühmt der Herausgeber die ganz wunderbare Architektonik, mit der jede Seite und jeder Raum behandelt, den Fleiß, der jedem Winkel des Gebäudes zugewandt ist. Man kann sagen, daß es von Grund auf aus granitnen Quadern erbaut sei, die durch die inwohnende Wucht, wie durch die genaue Bearbeitung der Flächen und Kanten, ohne Kitt und Mörtel für ewige Dauer auf- und nebeneinander gefügt sind. Statt sein Geschütz nun gegen diese cyclopischen Mauern zu richten, erklettert Hr. Schubarth ein wehrloses, leicht zu isolirendes Außenwerk, steckt sein Weihnachtsfähnchen aus und verkündet mit kindischem Trommelwirbel, nicht dort, sondern hier sei die wunderbare Festung selbst. Denn man höre! Sämmtliche Stellen, die Hr. Schubarth aus Hegel citirt, sind aus zwei Zusätzen, zusammen etwa anderthalb Seiten der neuen Ausgabe zu den §§. 279 und 280 entnommen und in einer Weise behandelt, als ob sie lediglich für sich allein, nicht in Bezug auf alles Vorhergegangene und Nachfolgende ihre Geltung haben sollten. Wer die Herausgabe der Hegel'schen Schriften nur einigermaßen verfolgt hat, dem kann es nicht entgehen, in welchem Verhältniß die Zusätze in der neuen Ausgabe der Rechtsphilosophie zu dem in den Paragraphen und Anmerkungen enthaltenen Text stehen. Während nämlich die Philosophie der Kunst, der Geschichte, der Religion und die Geschichte der Philosophie lediglich aus Collegienheften componirt werden mußten, so lag bei der Rechtsphilosophie ein gedrucktes Buch vor, in dem Alles enthalten war, was der Verfasser über den Gegenstand zur Verständigung des Publikums sagen zu müssen glaubte. Eben deshalb hielt er weit seltner Vorlesungen über diese als über andere Disciplinen; wenn er aber darüber las, so gab sich auch hier, wie überall in seinen Vorträgen, ein fast leidenschaftliches Bestreben kund, seinen Zuhörern deutlich zu werden, die geschlossene Reihenfolge seiner Gedanken an populäre Vorstellungsweisen anzuschließen; darin bestand ja eben der Reiz jener unvergeßlichen Vorträge, daß er seine Ideenfolge nicht wie ein Fertiges überlieferte, sondern — ein Populariſiren im großartigsten Styl — vor dem Schüler sie von neuem entstehen ließ und somit dem Aufmerksamen, Nachdenkenden gleich einen Platz in der geheimsten Werkstätte seines Genius vergönnte, daß er die gediegenen Goldbarren des Systems seinen Zuhörern in gangbarer Münze umzuprägen mit

dem liebenswürdigſten Eifer unabläſſig bemüht war, ohne ihnen doch die eigene Geiſtesarbeit auch nur einen Augenblick zu erſparen. So pflegte er denſelben Gedanken auf die verſchiedenſte Weiſe auszudrücken, ihn hin und her zu wenden, durch Beiſpiele und geiſtreiche Bemerkungen zu erläutern, die ihre Wirkung niemals verfehlten; ja, wenn er glaubte, daß ein wichtiges Gedankenglied durch ſeine ungünſtige Stellung zum Ganzen nicht gehörig beachtet würde, ſo ſcheute er es nicht, durch ein ſtärkeres Auftragen, einen frappanten Einfall darauf hinzuweiſen, den beſonders hervorzuhebenden Punkt durch ein grelles Streiflicht zu beleuchten. Aus ſolchen Erklärungsverſuchen des mündlichen Vortrags ſo wie aus einzelnen zum Behuf deſſelben niedergeſchriebenen Notizen hat der Herausgeber die Zuſätze zur Rechtsphiloſophie genommen und es ergiebt ſich hieraus von ſelbſt, daß ſie zum eigentlichen Text in einem untergeordneten Verhältniß ſtehen. So wird man dann auch einſehen, daß die angeführten Stellen, man brauche zu einem Monarchen nur einen Menſchen, der Ja ſagt und den Punkt auf's I ſetzt u. ſ. w., lediglich der Furcht vor dem nahe liegenden Mißverſtändniſſe ihre Entſtehung verdanken, als ob (§. 280) die unmittelbare Einzelheit, in der das letzte Selbſt des Staatswillens ſich zuſammen nimmt und die ſich als ein beſtimmtes, natürliches Individuum darſtellt, auch nach der Seite ihrer Zufälligkeit und Beſonderheit die Spitze des geſammten Staatsorganismus ſein könne. Dieſe Zuſätze aber für die Lehre ſelbſt auszugeben und dieſe aus jener zu verunglimpfen, iſt das Verfahren des Unverſtands oder der Verläumdung. Ich laſſe Herrn Schubarth die Wahl.

Und ſo wollen wir uns denn an der Betrachtung ſtärken, daß die Hegel'ſche Staatslehre, lange Zeit wegen ihres Serviliſmus geſchmäht, ſeit Kurzem aber des Liberaliſmus, des „verſteckten Aufrufs zur Empörung" beſchuldigt, jenen Kreislauf von Verdächtigungen, denen kein gediegenes, die Extremitäten der Meinung in ihrer gemeinſamen Wurzel, dem Begriff, zuſammen faſſendes Werk ſich entziehen kann, nunmehr glücklich durchlaufen hat und, da ſie bisher von allen **Parteien verketzert, von keiner geleſen ward, ſo wollen wir der Hoffnung Raum geben, daß ein gründlicheres Studium derſelben ſich ausbreiten und dazu beitragen werde, der Verworrenheit und dem Leichtſinn zu begegnen, mit dem heutzutage die wichtigſten Controverſen des Staatslebens behandelt werden.** **Dr. V.**

3.

Literarische Notizen.

(Uhland.) Zu dem unser gegenwärtiges Heft beginnenden Artikel über Volksfeste und Volksgesang in Schwaben können wir die erfreuliche Notiz nachtragen, daß wir nächstens von Ludwig Uhland Forschungen über das deutsche und schwäbische Volkslied erhalten werden, welche als das Resultat ausgedehntester Kenntniß, umfassendster Mittel, mannigfacher Reisen und liebevollster Anschauung zu hohen Erwartungen berechtigen. —

(Friedrich von Gentz und das Prinzip der Genußsucht.) Unter diesem Titel las man in den Halle'schen Jahrbüchern einen Aufsatz, der, bei Gelegenheit der von Dr. Gustav Schlesier herausgegebenen Auswahl Gentz'scher Schriften, eine Art von Anklage sowohl gegen den in Rede stehenden Charakter, als gegen die, welche seine Bedeutsamkeit neuerdings hervorgehoben haben, geltend macht. Dieser Aufsatz ist sichtlich auf den Effect geschrieben, und zwar auf jenen journalistischen Effect, der mehr die Leidenschaften des Tages als die höhern Sympathien zu finden trachtet, und deshalb auch bereits in der niedrigeren Journalistik manches Echo wach gerufen hat: dies, wollen wir glauben, wider Willen des anonymen Verfassers. Die Sache handelt sich um, eine moralische Verurtheilung, was die Halle'schen Jahrbücher, die doch sonst von dem höhern Standpunkt des Erkennens auszugehen suchen, billig der Fabrik der berliner evangelischen Kirchenzeitung hätten überlassen sollen. Es gehört keine sonderliche Geistesschärfe dazu, um die moralischen Gebrechen eines Charakters, wie Gentz, sichtbar zu machen, da Gentz selbst wenigstens kein Heuchler war und seine eigenen Sünden zu bekennen pflegte, anderntheils auch Varnhagen von Ense, auf den jener Verfasser mit Recht das Verdienst aller neueren Bemühungen um Gentz zurückführt, gewiß keine künstlichen Tugendschleier um seinen Helden gewoben hat. Was will denn nun aber jener anonyme Verfasser mit seiner Anklage, die er im Namen der Tugend gegen das so sehr berüchtigte Prinzip der Genußsucht und gegen dessen geistreichsten Repräsentanten Gentz erhebt? Man kann ihm fast Alles, was er über Gentz vorbringt, zugestehen, und dennoch in Abrede stellen, daß er irgend etwas Rechtes damit gesagt habe. Er führt freilich sogar Zahlen auf, um zu beweisen, wie liederlich Gentz gelebt und gewirthschaftet habe, und wir könnten ihm vielleicht noch höhere Zahlen von vergeudeten Summen als Gegengeschenk darbringen. Wir wollen ihn auch nicht fragen, durch welche Kammerzofe oder abgedankte Maitresse

er in den Beſitz aller dieſer myſteriöſen Ueberlieferungen gekommen, die er mit kindiſchem Eifer auftiſcht, um dadurch das für ihn ſo fürchterliche Prinzip der Genußſucht zu bekämpfen. Der Verfaſſer weiß ohne Zweifel von allen dieſen Dingen ſehr viel, nur das weiß er nicht, was Gentz iſt, noch hat er eine Ahnung von dem innern Zuſammenhang eines ſolchen Charakters, in welchem das Höchſte neben dem Gemeinſten liegt, eine Miſchung darſtellend, die gewiſſen Zeitläufen der Geſellſchaft ſo eigenthümlich iſt, daß gerade diejenigen Perſönlichkeiten, welche der Mikrokosmos ihrer Zeit zu ſein pflegen, aus dieſen Widerſprüchen zuſammengeſetzt erſcheinen. Wie ſich dies bei Gentz verhielt, wie die grundthümlich in ihm vorhandenen Widerſprüche organiſch in ſeinem Weſen zuſammenhingen und ihn im Guten wie im Schlimmen zu der ausgezeichneten und einzigen Erſcheinung gemacht haben, die nur einmal in ſolcher Art exiſtirte: das hätte der Verfaſſer jenes Artikels am allerbeſten aus der Darſtellung lernen können, welche Varnhagen von Enſe (in der Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang) von Gentz gegeben. Dieſe kennt er auch, baſirt aber eben darauf den gänzlich unbegründeten Vorwurf, daß Varnhagen nichts als eine idealiſirte Charakteriſtik von Gentz geliefert habe, und idealiſirt kann dann im Sinne jenes Referenten nichts weiter heißen, als daß eine unmoraliſche Geſtalt etwa durch den Anwurf ſchöner Redensarten zu einer ſchlechthin vortrefflichen erhoben ſei. Mit einer ſo bornirten Auffaſſung läßt ſich nicht rechten. Ein Unterſchied aber iſt es, Bild und innere Entwickelung eines Charakters zu zeichnen, wie Varnhagen von Enſe es in ſeiner gehaltenen und begränzten Weiſe gethan, oder die Chronique scandaleuse dieſes Charakters zu ſchreiben, wie es der Referent der Halle'ſchen Jahrbücher zu verlangen ſcheint. Dieſer zeigt ſich auch ſchon bereitwillig genug, die ſaftigſten Materialien dazu herzuſchießen, und beſchenkt uns dazu unter Anderm auch mit einer großen Entdeckung, die er wahrſcheinlich bei einer für ihn nicht günſtigen Gelegenheit gemacht, daß nämlich Fanny Elsler, die Gentz geliebt, doch nichts als eine gemeine Tänzerin ſei. Vergleicht man aber die Varnhagen'ſche Charakteriſtik von Gentz mit dem, was jener Referent in den H. J. von Gentz ſagt und will, ſo wird man wohl keinen Augenblick zweifelhaft bleiben können, auf welcher Seite ſogar die größere Schärfe der Zeichnung ſei. Varnhagen, der zu Gentz urſprünglich in einem Verhältniß des größten Widerſtrebens geſtanden, hat in ſeinem Artikel die ſchärfſte Durchſchauung eines ſo complizirten Charakters an den Tag gelegt, und die Abgründe eines ſolchen Daſeins neben den erhabenen Höhen deſſelben oft um ſo ſchneidender angedeutet, als er wirklich die tiefſte Kunde von ſeinem Gegenſtande beſaß. Aber freilich ſchrieb er nicht mit dem Bakel

Digitized by Google

der Moral in der Hand, sondern als Psycholog und Humanist, und in der Absicht, der deutschen Literatur einen ihr bisher noch fast gänzlich entgangenen Gewinn an einem außerordentlichen und seltenen Talent aufzuzeigen. Es kann dabei wohl keine Frage sein, welche Richtung die höhere ist, ob die, welche bloß das Gemeine gemein auffaßt, oder die andere, welche es im Zusammenhange mit dem Höheren begreift und erklärt? Auch hat Varnhagen von Ense am Schluß seines Artikels keineswegs in Abrede gestellt, daß es nicht noch eine ausgeschriebenere und greller beleuchtete und gefärbte Darstellung von Gentz geben könne, als die seinige, noch hat er durch seinen Artikel die Ziele, denen Gentz durch seine Stellung zugestrebt, als die höchsten behauptet. Es ist ein leicht hingesagtes Gerede, daß Gentz seine Meinung verkauft habe, aber auch dies ist nur in einem beschränkten Sinne wahr. Gentz nahm Geld, aber niemals um sich für eine unbedingt schlechte Sache gewinnen zu lassen, und sein Talent kam damals der heiligsten nationalen Angelegenheit zu Gute, die Deutschland nur je gehabt!

Der Referent der Halle'schen Jahrbücher beschäftigt sich auch damit, die Stellung Varnhagen von Ense's zu der jüngeren deutschen Literatur in ein möglichst ungünstiges und schiefes Licht zu rücken, hier aber verfällt er noch mehr in ein unbegründetes und ungerechtes Gerede, und stimmt zum Theil mit dem überein, was neuerdings auch der geistig verworrene Schubarth (mit welchem jener Referent doch wohl sonst nichts gemein haben möchte!) in den schlesischen Provinzialblättern in derselben Beziehung vorgebracht hat. Varnhagen von Ense, der das Junge Deutschland vertreten haben soll, hat vor der öffentlichen Herausgabe desselben eben so wenig von einem jungen Deutschland gewußt, als der Unterzeichnete selbst, der es auf einer Reise zufällig durch die Zeitungen zuerst erfuhr, daß ein solches existire, und aus fünf Mitgliedern bestehen solle, unter denen er sogar seinen eigenen Namen fand! Die Polizei hat diese momentan aufgegriffene Kategorie längst fallen lassen, aber unser Journalpöbel, schlimmer als diese, und allen höheren Beziehungen der Literatur und des Lebens fremd, schleppt noch ein Ding weiter, von dem er selbst nur die allerdumpfeste Vorstellung hat, und gegen das schimpfend er sich eine Existenz bereiten will. In diese niedrige und gewissenlose Region der Literatur, in der es keinen Grund und Boden mehr giebt, hat sich jetzt auch Schubarth kopfüber hineingearbeitet. Ich vergebe ihm, daß er mich bei der Polizei als einen „Republikaner" denuncirt hat, und bin unbesorgt wegen dieser Donquixoterie. Aber daß er auch den reinen und glänzenden Namen eines Varnhagen von Ense mit seinen plumpen Händen betastet, und darin sogar einen Nachahmer gefunden hat an dem sonst doch wenigstens moralisch gesinnten Verfasser

des Aufsatzes über Gentz und das Prinzip der Genußsucht, dies ist eine jener betrübenden Erfahrungen, die in Deutschland nie ausbleiben werden, und die man in einem thätigen und sich vielfach versuchenden Leben immer machen wird. Glücklicherweise ist man bei uns längst gewohnt, es als den Ehrenschmuck eines verdienten Mannes anzusehen, daß er in den Journalen geschmäht wird. —

Th. Mundt.

(Ansicht von deutscher Philosophie in der Schweiz.) Die in Bern erscheinende „Allgemeine Schweizerzeitung," das publizistische Hauptorgan der patrizischen Partei in der Schweiz, hat bei Anlaß des Concurses um die Lehrstelle der Philosophie an der neuorganisirten Akademie zu Lausanne (bei welcher Gelegenheit es sich auch um einen hegel'schen Philosophen, Dr. Mager, gehandelt hat) ihre Stimme über Philosophie im Allgemeinen in ihrer Nr. 9 auf folgende Weise abgegeben: —

„Bei allem dem hat die Akademie von Lausanne mehr Glück als Verstand gehabt. Die dortigen Studirenden sind um den Vortheil zu beneiden, daß sie nicht Gefahr laufen, ihren Verstand, ihren Fleiß und ihr thatkräftiges Streben an den unfruchtbaren Spekulationen der Kant, Schelling, Fichte, Hegel u. s. w. abzustumpfen — deren Systeme sich einander wie die Wolken im Sturme jagen. Eine leere Windhose flieht vor der andern. Was die Väter als die höchste Weisheit betrachteten, belächeln schon die Söhne als den Aberglauben einer finstern Zeit. Der solide, praktische und wohlgenährte Schweizer verschmähe, seine Jugendkraft an den verworrenen Geistesprodukten zu vergeuden, welche in den Sandsteppen und Föhrenwäldern Norddeutschlands und Ostpreußens der Hunger oder die vom Pumpernikel herrührenden Verdauungsbeschwerden hier und da in krankhaften Gehirnen erzeugt haben, und befolge das Beispiel der Engländer und Franzosen, welche alle nützlichen Erfindungen der Deutschen, die Pulverfabrikation, die Uhrmacher- und Buchdruckerkunst, die Lithographie, schnell sich zu Nutzen gemacht, Gold und Silber aus Deutschland geholt, die pedantischen Spitzfindigkeiten seiner Scholastiker aber als unbrauchbare Schlacken liegen gelassen haben."

Solch eine Sprache führen die literarischen Prätorianer einer in altfränkischer Kultur erstarrten, eben so unwissenden als anmaßungsvollen Kaste, welche ehedem allerdings das auf öffentliche Kosten wohlgenährte, wohlgekleidete, wohlwohnende und wohlhabende Schweizerthum repräsentirte. Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung über diese Buschmannschaft, welche ein

wunderliches Schicksal noch bis zur Stunde mitten im civilisirten Europa und im Lande der Freiheit liegen gelassen hat. Bethörtes, durch die Windhosen Kant, Fichte, Schelling und Hegel gegängeltes Deutschland, beeile dich, deine Philosophie einzutauschen gegen die in den welschen Salons und Casernen entsprossene Weisheit der Zeitungsschreiber des alten Berns!

XI.

Correspondenzblätter.

† **Aus Zürich.** — Die Berufungsgeschichte des Dr. Strauß zum ordentlichen Professor an der hiesigen theologischen Facultät hat unsere alte Stadt plötzlich wieder in einen Schauplatz der modernsten Interessen verwandelt, und deshalb dürfte es Ihnen vielleicht angenehm sein, wenn ich Ihnen heute über hiesiges Leben und Treiben überhaupt und über den Charakter der Züricher einige Mittheilungen sende. In dem Augenblick, wo ich schreibe, ist hier noch Alles in der größten Aufregung und Gährung begriffen, und der orthodoxe Fanatismus der dumpfen Masse, der man vorgespiegelt hat, daß ihr Glaube und ihre ewige Seligkeit in Gefahr schwebe, greift auf eine ekelhafte Weise in eine rein wissenschaftliche Angelegenheit ein. Der außerordentliche und wahrhaft große Charakter des Dr. Strauß wird zwar alle diese ihm hinderlichen Umstände überwinden, und sowohl die Schlingpflanzen der hiesigen Radicalen, die sich an seine reine und lautere Richtung anzuranken suchen, von sich abzustreifen, als die Befürchtungen der Gläubigen für ihre Kirche zu beruhigen wissen. Aber dennoch ist keine Hoffnung vorhanden, daß seine Einberufung zu dem von ihm angenommenen und jedenfalls für ihn offen bleibenden Lehramt so bald Statt finden werde. Der Erziehungsrath ist trotz seiner festen Beschlußnahme doch durch die Demonstrationen des Volkes eingeschüchtert worden, und wird mit der Einberufung warten, bis der erste Sturm sich gelegt hat. Dieser Sturm ist aber der Art, daß von einer allmähligen Einwirkung der Vernunft und von der Superiorität einer gediegenen rein wissenschaftlichen Richtung dabei sehr wenig gehofft werden kann. Wer die zähen, an Vorurtheilen fest klebenden, zum Theil auch brutalen Elemente der hiesigen niederen Bevölkerung kennt, muß daher jetzt diese Angelegenheit für weit hinaus geschoben betrachten. —

Was soll ich Ihnen nun von Zürich selbst sagen? Es wäre lächerlich, in unsern schau- und reiselustigen Tagen Lage und Umgebungen

einer Stadt beschreiben zu wollen, zu der wohl Jeder, dem Geld und Zeit zu Gebote steht, in seinem Leben wenigstens einmal wandert, ohne daß ich sie deßwegen mit Mekka vergleichen möchte; denn Zwingli war kein Muhammed und der große Münster ist nicht die Kaaba. Die Zeiten sind vorbei, als man sein Testament machte und in den Kirchen für einen „Reisenden" beten ließ, wenn man einen Weg von 50 Meilen vorhatte, oder wie Lavater schon eine Viertelstunde außer dem Stadtthore einen zärtlichen Brief an seine Mutter schrieb. Wir werden bald Alle dahin gelangen, wo die Engländer bereits sind, und mit einem einfachen „Farewell" Abschied nehmen, wenn wir eine Tour um die Welt anzutreten im Begriffe sind. Allein gerade die Leichtigkeit, mit der wir uns jetzt in weite Entfernungen begeben und schnell Ort und Himmel unsers Aufenthaltes wechseln können, bewirkt, daß wir uns kaum Zeit nehmen, einen flüchtigen Blick auf Häuser und Bewohner zu werfen, um nur schnell wieder weiter und immer weiter zu kommen. Daher auch die Süffisanse, mit der die Touristen unserer Tage von den Ländern sprechen, die sie im Eilwagen oder auf Dampfschiffen durchflogen, und nur so ist es zu erklären, wie es möglich ist, während einer dreiwöchentlichen Reise Studien über Deutschland in seiner ganzen Ausdehnung und nach allen politischen, literarischen und commerziellen Beziehungen zu sammeln, ein Riesenwerk, dessen Ausführung sich einer der neuesten und berühmtesten französischen Schriftsteller unterzog. Ich für meinen Theil lobe mir den Pedantismus der Alten, welche die eine Hälfte ihres Lebens verwendeten, um Materialien zur Geschichte ihrer Vaterstadt zu sammeln, und die andere, sie in Ordnung zu bringen und herauszugeben. Darum lieferten sie aber auch Gediegenes, und manche unserer Journal- und Revuenhelden schlagen heimlich die bestaubten Foliobände auf, über welche sie sich öffentlich lustig machen, die man aber noch immer mit Ehrfurcht betrachten und benutzen wird, wenn die Eintagsfliegenliteratur, die sich jetzt breit macht, schon längst den Weg alles Fleisches gegangen sein wird. Es giebt nicht viel ehrwürdigere Dinge im Leben als einen Folioband, und wenn ich bedenke, welch' mühevolle Anstrengung und wie viel Jahre eines nur mit ihm beschäftigten Daseins seine Hervorbringung kostete, so bin ich versucht, ihn in dieselbe Reihe mit den gothischen Domen zu stellen, wo dann die Vergleichung mit den modernen Kapellen, die leider oft Kapellen des Teufels sind, sich von selbst darbietet. Die Schweiz war von jeher das Eldorado aller Reisebeschreiber, und man war glücklich, wenn man Briefe aus dem Chamounithal, vom Genfersee oder von Interlaken datiren konnte. Diese Wuth beginnt nachzulassen, und selbst die dort sonst stereotypen Engländer, diese schlanken, blonden, bleichen Figuren

mit Guineen in den Taſchen und wenig Worten auf den Lippen, mit ihren zarten Ladies, fangen jetzt an, die nicht minder ſchönen Gegenden der öſterreichiſchen Alpenländer, wo man außerdem etwas wohlfeiler lebt, aufzuſuchen, zu durchwandern, und ihre Albums mit Skizzen aus ihnen zu füllen. Trotz dieſer Ueberſchwemmung mit Reiſenden und gerade wegen derſelben treffen wir ſo ſelten auf befriedigende und wahre Schilderungen des Lebens und Treibens, des Geiſtes der Bewohner, die ſich Schnecken gleich vor der Berührung mit Fremden in ihre Häuſer zurück zu ziehen und im Innern ihrer Familien zu verſchanzen pflegen. Vorzüglich iſt dies in der Schweiz der Fall, die hierin ſehr an England erinnert und von dem ihr benachbarten ſüdlichen Deutſchland und Frankreich abſticht. Von den bedeutenderen Städten möchte ich Genf ausnehmen, wo franzöſiſche Lebhaftigkeit mit deutſcher Bildung und ſchweizeriſchem Sinne ſich gattet, aber Baſel, Bern und Zürich bieten in der Lebensweiſe ihrer Bewohner noch viele Eigenthümlichkeiten dar, die ihren Urſprung in alten reichsſtädtiſchen Einrichtungen, in geſchichtlichen Traditionen und republikaniſchen Capricen möchte ich ſie nennen, haben, und mit den Sitten jener deutſchen Cidevant-Reichsſtädte Aehnlichkeit haben, deren Sonderbarkeiten meiſt Gegenſtände des Erſtaunens und Spottes unſerer nächſten und entferntern Nachbarn waren.

Bei Zürich darf man nie vergeſſen, was es war und wie es geworden, was es jetzt iſt. Die Stadt, einſt der Lieblingsaufenthalt deutſcher Kaiſer, die hier bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts eine Pfalz hatten, dann von ihnen belagert die Reichsfahne aufſteckend, und endlich eidgenöſſiſcher Ort und mit den andern ſich allmählig vom Reiche ablöſend und zum Staate anſchwellend, beſaß nächſt Bern eines der bedeutendſten Gebiete, welches durch Landvögte verwaltet wurde, die aus den Familien der Stadt gewählt und von ihnen eingeſetzt wurden. So bildete ſich eine Stadtherrſchaft, die ſich jedoch nicht ſo grell geſtaltete wie zu Bern, wo es unter den ſtädtiſchen Familien wieder einige wenige gab, die ſich in Macht und Geld theilten. Man nannte ſie Barretlifamilien, denen Schuſter und Schneider, Krämer und Metzger oft Jahre lang kreditirten, bis eines ihrer Mitglieder die Reihe traf, auf eine fette Landvogtei zu kommen. Dies war nun, wie geſagt, in Zürich nicht der Fall; es nahmen beinahe alle Stadtbürger gleichberechtigt an der Regierung Theil, ſchloſſen ſich aber um deſto ſtrenger und ängſtlicher vom Lande ab. Sie heiratheten nur unter einander, wie manche hyperſtolzen Ariſtokratenfamilien in alter Zeit oder die Juden, und daher kommt auch die ungeheure Ausdehnung mancher Familien und die abnorme, jedem Fremden auffallende und verwirrende Häufigkeit

mancher Geschlechtsnamen, wie z. B. des Namens Schultheß, Escher, Heß in Zürich eben so viel oder mehr sind, als in ganz Deutschland Meyer und Müller, oder Smith in der Perle des Ozeans. Daher kommt auch jene Art des Patriotismus, die unser Kosmopolitismus Mühe hat zu begreifen, die sich aber dort häufig findet, wo man in demselben Hause zu sterben pflegt, in dem man geboren wurde. Man gewöhnt sich nach und nach, das Haus, die Gasse, die Stadt mit allen ihren Vorzügen und Fehlern als Theile seines Ich zu betrachten, und so wie die Eigenliebe schwer verletzt wird, wenn dieses dem Tadel unterliegt, so sieht man dann auch jede Bemänglung jener als eine gegen die eigene Persönlichkeit gerichtete Beleidigung an. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis in die neueste Zeit, und es ist noch nicht lange her, daß ein Landbewohner, um sein Schwein steuerfrei in die Stadt zu bringen, es angekleidet in eine gedeckte Kalesche setzte und so einen ehrsamen aber kurzsichtigen Rathsherrn, der in ihm einen Bekannten zu erkennen glaubte, verführte, dasselbe mit einem freundlichen Bückling zu grüßen. Die letzten Jahre haben das Land auf gleiche Höhe mit der Stadt gestellt, allein der Abkömmling der alten Bürgermeister hat darum seine Ahnen doch nicht vergessen.

Ich glaube, daß man dort, wo die Bildung in zahlreichen und kleinen Kanälen durch das ganze Volk und Land vertheilt ist, selten rauschende Wasserfälle und prächtige, majestätische Ströme findet. Dies ist nun auch in der Schweiz der Fall. Zürich hat erst in der neuesten Zeit seine Universität erhalten, die mit Basel und Bern die dritte, und wenn man die Akademien von Lausanne und Genf dazu rechnet, die fünfte höhere Lehranstalt der Schweiz ist. Die Professoren sind zum größten Theile Nichtschweizer, darunter Männer von deutschem und europäischem Rufe, wie Schönlein und Oken. Allein diese Institute umgiebt nicht jener gelehrte Duft, nicht jene heilige Atmosphäre, der man sich nur mit Ehrfurcht naht, es sind keine Bologna und Salamanca, keine Göttingen und Oxford. Sie haben ihr Dasein meistens nur kleinlicher Rivalität, dem Kantönligeist oder dem Verlangen zu danken, welches die neuen Herren empfanden, es den alten zuvor zu thun. Es sind Pilze von gestern und die Schweizer müssen sich sehr ändern, bevor jene zu freudig aufstrebenden Frucht und Schatten gebenden Bäumen werden. Man kultivirt in der Schweiz, die ich hier wieder mit England vergleiche, nur jene Wissenschaften, die am nächsten zum Gelderwerbe führen und so geschah es, daß z. B. im vorigen Jahre Oken's Kollegium über Naturphilosophie nicht zu Stande kam, seine naturgeschichtlichen Vorlesungen aber von nur etwa 20—25 Zu-

hörern beſucht wurden. Doch wäre es ungerecht, die Fortſchritte zu verkennen, welche das wiſſenſchaftliche Leben im Ganzen gemacht hat.

Ich gehe nun auf das häusliche Leben der Züricher über. Dieſes iſt ſehr einfach und man entdeckt darin wenig von jenem Ueberflüſſigen, das nothwendig iſt, oder wie man dieſen Dämon (ich nehme hier Dämon im antiken Sinne) nennt, dem Luxus. Keine Livree, keine Equipagen, kleine Zimmer mit niedern Fenſtern und Meublen, zwar nicht im Geſchmack der Renaiſſance, aber in manchen Häuſern ihm ziemlich nahe kommend. Auch die Meubeln, welche man mit ſich herum trägt, nämlich die Kleider, verrathen wenig von der Nähe Frankreichs, und wenn Friedrich's des Großen Geiſt je aus Walhalla nieder ſtiege, ſo würde ihm in Zürich manchmal die kleine unſchuldige Freude zu Theil, einen Haarzopf zu ſehen. Nur die alte ſolide Sitte zu traktiren macht von dieſer Einfachheit eine Ausnahme, und ich wünſchte ſehr einen Theil derſelben z. B. nach Berlin verpflanzen zu können, um dort dem Reiche der Butterbemmen und des zwanzigmal aufgegoſſenen Thees ein Ende zu machen. Zum Luxus gehören auch die Landhäuſer, eine Einrichtung, die ich Allen anempfehle, denen ſie noch mangelt. Die Geſtade des Sees, die Ufer der Limmat ſind damit bedeckt und ihr äußerlich nettes und freundliches Ausſehen wird durch das Innere nicht Lügen geſtraft. Allein das beſchäftigte Leben ihrer Beſitzer läßt dieſe ſelten und nur auf kurze Zeit zu Bewohnern derſelben werden. Für mich aber hat ein Landhaus nur in Verbindung mit dem Müſſiggange Reiz, und wer iſt weniger müſſig als ein Schweizer?

Man hat einmal etwas erfunden, was man Poeſie des Lebens nannte. Es beſteht aus der Sehnſucht, welche wir nach allem Wahren und Schönen empfinden, das uns hier ſo gezeigt wird, wie ungefähr den Kindern der Zucker, um ihr Weinen zu ſtillen. In einer andern Form heißt es auch Liebe, und ſtets war dabei viel von Abendroth, Nachtigallenſchlag und Frühlingsgrün die Rede. Es gab überdieß Leute, welche behaupteten, alles Andere ſei in Vergleich mit dieſem nur von untergeordnetem Werthe und nicht viel beſſer als unnützer Plunder. Ich kenne ſogar einen ſehr ſoliden Mann, der ein großer Hiſtoriker, Profeſſor an der Univerſität Berlin iſt und ſich nebenbei viel mit Eiſenbahnen, Dampfmaſchinen und Fabriken beſchäftigt hat, und doch ſchreibt er: „Der Handel hat die Erde größtentheils entdeckt und erobert, er hat eine Gemeinſchaft erzeugt, welche ſehr hoch anzuſchlagen iſt, und die Bande zwiſchen Menſchen und Menſchen immer ſtärker machen wird; aber ſein ſcheinbar unendlicher Raum, alle Berechnungen der Länge und Breite, alle Hoffnungen gebaut auf die Windroſe verſchwinden vor einem Blick in den geſtirnten Himmel, vor

Digitized by Google

einem gleichen Pulsschlag der Liebe, ja vor einem Seufzer, welcher der Brust entsteigt, wenn ein höheres Licht sie wie der Sonnenstrahl die Memnonssäule berührt.“ Allein es fällt, wie man zu sagen pflegt, nicht ins Gewicht, ist in keinem Preiscourant zu lesen, und kein Commis-Voyageur trägt Muster davon bei sich: wie sollte man es also in der industriellen Schweiz finden? In der That hört man in Zürich nichts von dergleichen Zeug, und jene Phrase, die durch Clauren ich weiß nicht ob erfunden oder discreditirt worden ist, „der Gram der Liebe hat sie getödtet,“ findet hier gar keine Anwendung. Heine und Byron gehören nicht zu den populären Dichtern, und wird Jemand wahnsinnig oder ein Selbstmörder, so kann man Hundert auf Eins wetten, daß unglückliche Liebe nicht die Ursache war. Und doch sind die Schweizer Dichter, und gerade zwei der vorzüglichsten, Geßner und Lavater, gehören Zürich an. Ich nenne auch Lavater, denn ich bin der Meinung, daß, so wie man von Byron sagte, seine Dichtungen seien größtentheils verhaltene Parlamentsreden, Lavater's Erzeugnisse verhaltene Dichtungen waren. Die jetzige Generation hat die Werke des Pfarrers an der St. Peterskirche bei Seite gelegt und vergessen, weil sie, nach dem Ausdrucke G. Sand's, die Schüler liebkost, nachdem sie die Lehrer und Meister ans Kreuz geschlagen; sie nehmen ihren Platz unter den Büchern ein, von denen man, wie z. B. von Klopstock's Messiade, noch Anstands halber sagt, man habe sie gelesen, ohne daß man je mehr als den Titel anblickte. Er wollte alles aus dem Vorderkopfe lesen, Gall aus dem Hinterkopfe; dieser kam später, war mehr Charlatan und hat ihn also gestürzt. Doch möchte ich noch lieber Lavater's Schüler werden, und seine Lehre hat wie die vom thierischen Magnetismus eben so viel Wahres als Falsches. Sie war seine Geliebte; er übersah daher ihre Schwächen und muthete Andern dasselbe zu, allein er that es in gutem Glauben, und seine milde Ruhe, sein Dichtergemüth blieben ihm stets treu, wie er dies besonders bei Gelegenheit der sarkastischen Angriffe Lichtenberg's bewies. — Geßner, Haller, und die übrigen schweizerischen Dichter sind meistens Naturbesinger und es thut mir nur leid, daß ich hier ein Lied nicht einschalten kann, welches der Graf Hans von Habspurg und Rapperschwyl dichtete, als ihn die Züricher (1351) im Wellenberg gefangen hielten und das so anfängt: Weiß mir ein Blümli, blawe u. s. w.

Das gesellige Leben in Zürich unterscheidet sich wesentlich von dem in andern Schweizer- oder deutschen Städten. Die schroffe Sonderung der Stände nach Abkunft, Stand, Vermögen, welche sich in diesen manchmal findet, kommt hier beinahe gar nicht vor, aber man darf darum nicht glauben, daß hier Alles pêle-mêle unter einander gehe,

denn man trennt sich nach Geschlecht, politischen Ansichten, Blutsverwandtschaft und Alter.

Männer und Frauen haben in der Regel ihre besondern Zirkel; die der letzteren gerathen dadurch in die Gefahr, in Klatsch- und Kaffeegesellschaften auszuarten, die der erstern hingegen entbehren so ihres schönsten Reizes, und sicher wirkt dies ungünstig auf ihren Charakter ein, und macht ihn so nüchtern und prosaisch. Eben so kommen gewöhnlich nur die von Einer Farbe zusammen und auf die Unterhaltung von Familienverbindungen sieht man mit pedantischer Aengstlichkeit. So liest man öfters in den Zeitungen: Die volljährigen Mitglieder der Familie N. werden gebeten, sich an diesem oder jenem Tage dort oder da einzufinden. Ist man also in Zürich kein „Verwandter" so entgeht einem schon sehr vieles. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung sind die sogenannten Sonntagsgesellschaften. Von früher Jugend an erhält nämlich jeder Knabe und jedes Mädchen ein Dutzend „Kamerädli" und Gespielinnen, die sich an jedem Sonntagabend abwechselnd in den Häusern ihrer Eltern versammeln. Diese Vereinigungen dauern bis in die spätesten Jahre fort, und selbst alte Frauen sprechen manchmal noch von ihren „Gespielinnen." Auch giebt es Jahrgängervereine, in die Männer zusammentreten, welche im nämlichen Jahre geboren sind; dann eine Schach-, eine Armbrustschützengesellschaft und zahlreiche Zunftvereine. So ist also von dem, was man sonst geselliges Leben nennt, in Zürich keine Rede; es giebt keine Salons, und nur wenige Familien empfangen regelmäßig Freunde bei sich oder machen ein „Haus." Die Sprache ist vollends erbärmlich, und während fast in allen bedeutendern Städten deutscher Mundart, wenn auch das Volk von seinem Jargon nicht abläßt, wenigstens die höhern Stände sich bestreben, allgemein verständlich zu sprechen, so reden auch diese hier beinahe durchaus nur im Dialekt. Die geselligen Talente konnten sich daher in Zürich noch nicht zur Vollkommenheit ausbilden und es gilt zum Theil noch immer, was Lavater seiner Vaterstadt zuruft: „Liebes Zürich! Voll reifen gesunden Verstandes! Voll Bravheit und Humanität! Voll Wissenschaft und Kenntniß! Voll Interesse für so viel Gutes! — warum stehst du in der Conversation so weit zurück? Warum ist Trockenheit, Geistlosigkeit, Gebundenheit, Langeweile in dir wie zu Hause? Warum hast du so feinen Sinn für Witz und so wenig Witz? — Warum haben deine Landleute unter sich so viel Witz? du in deinen feinsten Gesellschaften so wenig? Du so viel Beredsamkeit auf der Kanzel und auf dem Rathhause noch viel mehr, und so wenig in der Conversation?"

Russische Literatur-Interessen.

Brief an den Herausgeber.

Von der russischen Gränze.

Wir sind überzeugt, Sie werden uns die Aufnahme einiger Worte in Ihr Journal zur Vertheidigung eines Fremden nicht abschlagen, der seinen Namen seit einiger Zeit in eine literarische Polemik verflochten sieht, die in deutschen Journalen, zum Theil auch von russischen Literatoren geführt wird. Wir meinen hier den Herrn Melgunof, der durch seinen Antheil an den im vorigen Jahre von H. Koenig herausgegebenen Literarischen Bildern aus Rußland einige petersburger Journalisten wider sich aufgereizt hat. Als Ausflüsse dieser Polemik sind besonders einige Artikel im Hamburgischen Correspondenten zu betrachten, die mit Iwanof unterzeichnet erschienen und über die wir hier, im Interesse Melgunof's, einige Erklärungen folgen lassen wollen.

Vor Allem müssen wir bemerken, daß die literarischen Nachrichten aus Rußland, die Hr. Iwanof aus dem zweiten Bande des Freihafens anführt, diesem Journal nicht von Hrn. Melgunof zugekommen sein können, zwar nicht aus den Gründen, die der wohldenkende Verfasser anführt, sondern darum, weil Hr. Melgunof, so viel uns bekannt ist und sich aus den „literarischen Bildern" schließen läßt, eine durchaus andere Ansicht von einigen der hier angeführten Literatoren hat. Von manchen andern aber unter ihnen, so wie von einigen literarischen Unternehmungen kann er aus dem guten Grunde nicht gesprochen haben, weil sie in der That entweder gar nicht existiren oder keine Beachtung verdienen.

Es läßt sich freilich nicht bestimmt behaupten, ob Gogol, wie im Freihafen gesagt sein soll*), den Verlust Puschkin's ersetzen wird. Denn außerdem daß sie verschiedenen Gebieten der Poesie angehören, so sind die besten Sachen Gogol's noch bei Lebzeiten Puschkin's geschrieben worden, folglich ist Jener kein Schriftsteller, der erst nach Puschkin aufgetreten ist und der diesen Verlust ersetzt. Wie hoch wir auch das Verdienst Gogol's anschlagen mögen, so ist doch Rußland seit dem Hintritt Puschkin's um ein großes Genie ärmer. Allein sagen, wie jener Iwanof im Hamburger Correspondenten, Gogol habe

---

*) Aber nicht gesagt ist, s. Freihafen von 1838, 2. Heft, S. 218. A. d. Red.

nur „einige kleinrussische Erzählungen, meistens Karikaturen" geschrieben, oder daß seine Komödie: der Revisor nur Eine gute Scene habe, nämlich das Selbstgespräch eines „hungrigen Lakaien," heißt doch wahrlich sich von dem einseitigen und kleinlichen Geist der Partei etwas zu weit hinreißen lassen. Schon allein Taras Bulba, eine große Novelle Gogol's, in der es auch nicht ein Fünkchen Komisches oder Karikirtes giebt, stellt Gogol höher als die meisten russischen Erzähler, unendlich höher als Bulgarin und Konsorten.

Ferner sagt Hr. Iwanof, daß Niemand in Rußland die Kritiken des Hrn. Schewyrof liest. Das ist eben so richtig, wie auch alles Uebrige. Der Ton, mit welchem Hr. Iwanof von seinen Kritiken spricht, beweist, daß er der erste ist, der sie liest und daß sie wahrscheinlich den wunden Fleck treffen. Hr. Schewyrof ist ohne allen Zweifel einer der besten russischen Kritiker, und die Achtung, in der er bei den ersten Literatoren Rußlands steht, reicht hin, um alle Anfälle des Hrn. Iwanof zu widerlegen.

Wer ist aber dieser Hr. Iwanof selbst, dieser furchtbare Kritiker der russischen Literatoren? In seinem Artikel sagt er unter Andern, der Name Melgunof's sei in der russischen Literatur unbekannt. Es kann sein, daß dieser Name ihm nicht zu Ohren gekommen ist, ob wir gleich die Wahrhaftigkeit dieser Unkunde stark bezweifeln; um aber das Recht zu haben, Vorwürfe dieser Art zu machen, muß man selbst einen weithin tönenden Namen führen, und doch fehlt daran gar viel, daß der Name des Hrn. Iwanof zu den glänzenden in der russischen Literatur gehören sollte. Es giebt einen Hrn. Iwanof, der im vorigen Jahr unter dem Schutz des Hrn. Bulgarin zum erstenmal in der Literatur aufgetreten ist. In dem Buch dieses Letztern, Rußland betitelt, ist der statistische Theil von einem gewissen, bis dahin gänzlich unbekannten Hrn. Iwanof bearbeitet worden. Wir haben aber keine Ursache zu glauben, daß dieser Hr. Iwanof, der vom Hrn. Bulgarin Aufträge zur Bearbeitung von Lehrbüchern annimmt — was ihm übrigens keine Schande macht — zugleich auf Bestellung seines Gönners beißige Artikel schreiben sollte, was gar nicht löblich wäre. Einem Andern seinen Namen in fremder Fehde hergeben und ihm zur Maske oder Blitzableiter dienen, bringt so wenig Ehre, daß wir durchaus nicht glauben können, jener Hr. Iwanof, der die Statistik in dem Buche des Hrn. Bulgarin geschrieben hat, habe sich dazu entschließen können. Wer aber auch dieser Verfasser sei und wie er sich auch nenne, so muß er in jedem Fall ein würdiger Doppelgänger des Hrn. Bulgarin sein, und wenn der Artikel nicht mit einem deutlichen N. Iwanof unterzeichnet wäre, so würden wir, nach Manier und Benehmen

zu urtheilen, Hrn. Bulgarin selbst für den Verfasser desselben halten, so athmet darin Alles jenen Anstand, jene feine Sitte und vor Allem jenes Wohlwollen und jene sittliche Würde, welche das charakteristische Kennzeichen der kritischen Aufsätze vom Hrn. Bulgarin ausmachen.

Indem nun aber der Verfasser, sei er auch wer er wolle, von dem Buche des H. Koenig sagt: Dieses Buch sei gar nicht in den russischen Buchhandel gekommen, will er damit zu verstehen geben, der Verkauf desselben sei nicht gestattet. Dem ist nicht also! Die Buchhändler, die es besser als jeder Andere wissen müßten, haben nichts davon gehört. Indessen ist es ganz richtig, daß man das Buch beinahe gar nicht haben kann; allein dieses haben wir, wie man hört, einzig und allein dem Betrieb von zwei bis drei Journalisten zu verdanken, die in demselben gerade nicht geschont worden sind und die nun ihren ganzen journalistischen Einfluß aufgeboten haben, um den Verkauf des Buches zu verhindern.

Der Verfasser hat ferner durchaus Unrecht, wenn er glaubt, der Name des Hrn. Melgunof sei ein pseudonymer; wir sind überzeugt, er weiß recht gut, daß dieser Name einer alten bekannten russischen adlichen Familie angehört, dessen Mitglieder es gewiß nicht zugeben werden, daß irgend ein Fremder ihn usurpire. Der Name desjenigen Melgunof, dessen in der Vorrede zu dem Buche des Hrn. Koenig erwähnt wird, gehört wirklich einem Melgunof und keinem Andern.

Es ist ferner nicht genau ausgedrückt, wenn es heißt, Hr. Melgunof habe dieses Buch dem Hrn. Koenig in die Feder diktirt. Er theilte ihm vielmehr mündlich die hauptsächlichsten, obgleich nicht alle Materialien mit, denn diese wurden aus andern Quellen ergänzt, wie ebenfalls in jener Vorrede erwähnt wird. Die Redaction des Buches aber gehört nicht ihm, sondern Herrn Koenig. Um so weniger schickte es sich zu sagen, Herr Melgunof habe dem Herrn Koenig zum Souffleur gedient. Einen Souffleur, d. h. Einbläser, kann man nur einen Menschen nennen, der im Verborgenen einem Andern seine Meinungen und Ansichten zuflüstert. Herr Melgunof aber theilte seine Nachrichten offen mit und Herr Koenig nahm sie vollkommen unbefangen entgegen, wie es bei Diesem wie bei Jenem nicht anders sein konnte.

Und nicht darum schwieg Herr Melgunof zu dem unziemlichen Angriff des Blattes „die nordische Biene," welche Herr Bulgarin herausgiebt, einem Angriff, der in dem Hamburgischen Correspondenten wiederholt wurde, weil sein Name angeblich ein pseudonymer ist, — ein Schluß der nicht sehr logisch wäre — auch darum nicht,

weil er dabei etwas zu befürchten hätte — das ist nicht seine Art — sondern darum, weil die, wir wissen nicht ob von ihm oder von einem Andern herrührende Antwort nicht im Druck erscheinen durfte, und zwar aus Gründen, die von ihm nicht abhingen, obgleich der Ton dieser Antwort gewiß weit anständiger war, als der, in welchem der Artikel in der nordischen Biene abgefaßt worden.

Herr Melgunof schätzt auch Herrn Koenig zu sehr, als daß es ihm; wie Herr Iwanof uns einbilden will, je hätte einfallen können, ihn auf irgend eine Weise zu mystificiren, und zugleich achtet er sich selbst zu sehr, als daß er sich erlauben würde, Lüge für Wahrheit auszugeben. Wenn sich vielleicht in seine Mittheilungen einige Irrthümer eingeschlichen hätten, so sind wir vollkommen überzeugt, daß dieses ohne Absicht geschehen ist und wir können uns die Möglichkeit eines solchen absichtslosen Irrthums um so leichter denken, da Herr Melgunof zur Zeit dieser Mittheilung keine Mittel hatte, sie durch Druckschriften und andere Quellen, die nur in Rußland zu haben sind, zu kontroliren. Darum mußte er Herrn Koenig freie Hand lassen, seine ihm mitgetheilten Nachrichten mit Andern, so weit sie in Deutschland zu haben waren, zu vergleichen, sie zu ergänzen und zu berichtigen. Er und Herr Koenig handelten hier nach bester Einsicht sine ira et studio, wenigstens ohne persönliche Leidenschaft, denn weder der Eine noch der Andere hatten persönliche Feinde in der russischen Literatur. Wenn zuweilen ihre Indignation sich Luft machte, so war diese eine rein literarische, ohne alle Zuthat persönlicher Feindseligkeit, die nicht der Person, sondern der Leistung galt. Wenn des Charakters und der Lebensumstände des Schriftstellers erwähnt wurde, so geschah dies nur in so fern es nothwendig war, um den Charakter seiner Schrift zu verstehen. Ueberhaupt galt es bei einer Arbeit dieser Art und unter solchen Umständen mehr das Ganze als die Einzelheiten, und ungeachtet einiger leichten Unrichtigkeiten, die unschwer zu verbessern waren, ist der Eindruck, den das ganze Buch zurückläßt, ein wohlthuender und giebt ein im Ganzen erfreuliches Bild von dem Literarischen Leben in Rußland und von diesem selbst. Diesen Eindruck wollte, wie aus Allem ersichtlich, Herr Melgunof hervorbringen, was ihm auch gelungen ist und dem verdankt wohl auch das Buch, bei der Theilnahme der Deutschen für jede frische Entwickelung eines geistigen Lebens, seinen Erfolg.

Alle diese Eigenschaften an dem Buche des Herrn Koenig können folglich die Benennung: „Literarisches Libell" durchaus nicht rechtfertigen, die Herr Iwanof ihm beilegt und die er „der nordischen Biene" entlehnt. Hier ist auch der Ort die Beschuldigung der Ver-

leumdung und der Lüge ein für allemal mit gebührender Verachtung abzuweisen. Wenn es in den Lebensbeschreibungen der Schriftsteller Unrichtigkeiten giebt, so hat Jedermann das Recht, sie zu berichtigen, Niemand aber hat das Recht, sie Verleumdungen zu nennen. Solche Ausdrücke dürfen in dem Munde von Literatoren, die auf eine gute Erziehung halten, nicht geduldet werden, und wer sie braucht, der begiebt sich selbst unter den Straßenpöbel. So viel in Beziehung auf das Faktische. Was aber die individuelle Ansicht von den Schriften der Autoren betrifft, so muß Herr Iwanof Jedem erlauben, die seine zu haben und sie offen auszusprechen, ohne sich im Voraus darnach zu erkundigen, was Dieser oder Jener dazu sagen wird.

„Herr Koenig," heißt es zum Schluß jenes Artikels, „konnte dem Freihafen diese literarischen Nachrichten aus Rußland nicht mittheilen; denn erstens fehlt diesen Notizen die Schärfe der Koenig'schen Urtheile, zweitens fürchtet der Einsender, nicht dem Kaiser von Rußland die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." Wir überlassen es einem Jeden die edle Absicht des wohldenkenden Verfassers mit dieser Phrase zu würdigen. Aber zur Ehre des Herrn Koenig und zur Schande für Herrn Iwanof hat dessen indirekt anklagende Phrase nicht den allermindesten Grund. Herr Koenig ergreift in seinem Buche jede Gelegenheit, um die Freigebigkeit und Großmuth des russischen Kaisers gegen einige Celebritäten der russischen Literatur hervor zu heben. Davon kann sich Jeder überzeugen, der in dem Buche des Herrn Koenig die Artikel über Krylof, Shukowski und Andere, besonders aber über Karamsin und Puschkin nachliest, wo von der großen Munificenz des Kaisers gegen die Witwen und Kinder der Verstorbenen die Rede ist.

Uebrigens wollen wir hoffen, daß Herr Iwanof, wenn er die Absicht haben sollte, auf der von ihm so rühmlichst betretenen Bahn fortzufahren, sich künftig auf den rein literarischen Streit beschränken und nicht mehr versuchen wird, ihn in eine Region hinüber zu spielen, die für denselben zu erhaben ist.

Wird aber Herr Iwanof überhaupt wohl daran thun, auch wenn er sich auf die Literatur allein beschränkt, seine Artikel in dem Tone fortzusetzen, in welchem der erste geschrieben ist? Wird er dadurch den Deutschen eine höhere Meinung von der Würde der russischen Literatur beibringen und wird er in den Augen Deutschlands die Achtung gegen Herrn Bulgarin erhöhen, dessen Schildknappe er ist? Durch die Fortsetzung dieses Streites kann er das Letzte verlieren, nichts aber gewinnen. Möge er darüber ernstlich nachdenken. Ist denn Herr Bulgarin und die russische Literatur eins und dasselbe? Ist also die

Würde der ganzen ruſſiſchen Literatur in der Perſon des Herrn Bulgarin erniedrigt; und heißt das endlich im Geiſte einer literariſchen Coterie ſchreiben, heißt das mit Lobhudeleien und Schmeicheleien auf Koſten der Wahrheit überſchütten, wenn man die glänzendſten und bedeutendſten Namen der ruſſiſchen Literatur, die eines Shukowski, Puſchkin, Krylof, Wäſemski, Baratinski, Jaſykof, Chomäkof, Gogol, Pawlof, Odojewski, Schewyrof und Andere mit gebührendem Lobe nennt? Wem will er Alles dieſes glauben machen? Doch es ſei! Mögen die von uns genannten Namen, auf welche die ruſſiſche Literatur mit Recht ſtolz iſt oder auf die ſie ihre ſchönſten Hoffnungen gründet, nach der Meinung des Herrn Iwanof eine literariſche Coterie ausmachen, im Gegenſatz zu der Coterie des Herrn Bulgarin und Compagnie, dabei wird doch Jeder mit uns übereinſtimmen, daß, wenn auch eine ſolche Vorausſetzung, ungeachtet alles des Lächerlichen, das darin liegt, richtig wäre, ein jeder Literator, der ſich ſelbſt achtet, ſich jener erſtern eher anſchließen würde, als der letztern, und daß er ſich eher entſchließen würde, diejenige Partei zu rühmen, welche das Talent, den Geſchmack, den Geiſt und die Bildung auf ihrer Seite hat, als die andere, die ſich, anſtatt durch dieſe Eigenſchaften, durch andere auszeichnet, die man nicht rühmen kann, ohne damit alle Anſprüche auf Geſchmack, Geiſt und Bildung aufzugeben. Allein zum Glück für die ruſſiſche Literatur beſteht dieſer angebliche Unterſchied in ihr nicht. Mögen die untern Regionen der ruſſiſchen Literatur in noch ſo viele kleine Coterien zerfallen, die wahre Literatur, die Ariſtokratie des Geſchmacks und der Bildung, ſteht hoch über dieſen einzelnen Parteien. Dies iſt der Kern der Literatur, der mit den Schalen und Hüllen nichts zu ſchaffen hat.

Es iſt augenfällig, daß Herr Melgunof in dieſem Geiſte ſeine Notizen dem Herrn Koenig zu deſſen Buche mitgetheilt hat, die dieſer nach gehöriger Prüfung in ein Ganzes verarbeitete. Darin iſt Allen, worauf Rußland ſtolz ſein kann, die gebührende, verdiente Gerechtigkeit widerfahren. Alles aber, was deſſen Literatur in Mißkredit bringen kann, jeder unverdiente Erfolg, Alles was dem Nationalgeſchmack und Bildung verderblich ſein kann, iſt darin nach Gebühr gewürdiget, und kein wohldenkender und gebildeter Mann, der die ruſſiſche Literatur **kennt, wird ſagen, daß in dem Buche des Herrn Koenig ein guter Schriftſteller einen Platz unter den ſchlechten oder ein ſchlechter unter den guten bekommen hat. So z. B. ſind die Schriften des Herrn Bulgarin unter die Mängel der ruſſiſchen Literatur gerechnet worden, und dies iſt das eigentliche große Vergehen, das die Herren Melgunof und Koenig ſich haben zu Schulden kommen laſſen.**

Digitized by Google

Die Redaktion des Freihafens erklärt, die im zweiten Hefte des vorigen Jahrgangs abgedruckten kurzen Nachrichten über russische Literatur weder durch Hrn. Koenig noch durch Hrn. von Melgunof empfangen, sondern wirklichen Mittheilungen aus St. Petersburg entnommen zu haben. Der Einsender verfuhr bei Mittheilung dieser Nachrichten ganz unbefangen, ohne irgend eine Nebenabsicht, wie er überhaupt in dem inneren Streite russischer Literatoren keine Partei zu nehmen berufen ist, es wäre denn, daß der Zwiespalt in Rede käme, der auch in andern Literaturen leider nicht zu leugnen ist, der Zwiespalt gemeiner und höherer Richtung, wobei jedem Redlichen geziemt, sich, wenigstens mit seinen Wünschen, auf der besseren Seite zu halten.

Aus Wien.

An die Redaction des Freihafens.

Ew. Wohlgeboren werden mir die Genugthuung wohl nicht versagen, in eins der folgenden Hefte des „Freihafens," der Wahrheit gemäß, die Notiz einzurücken, daß der daselbst (1839. Erstes Heft) enthaltene, mit „Stephan Thurm" unterzeichnete Aufsatz: „über die Literatur in Oesterreich 1838" nicht von meiner Hand ist.

Ich würde die Sache auf sich beruhen lassen, wenn nicht die Ansichten, welche der Verfasser jenes Aufsatzes äußert, so wenig mit den meinigen übereinstimmten, daß ich mich unmöglich dazu bekennen kann *).

Hochachtungsvollst

Ew. Wohlgeboren

Wien. Am 21. Febr. 1839.

ganz ergebenster

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

---

*) Die Redaction bestätigt ihrerseits die obige Erklärung.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064079773

Digitized by Google

Digitized by Google